

Der Autor

Herbert O. Glattauer, 1936 in Wien geboren, verließ das Gymnasium ohne Abitur und versuchte sich zunächst als Reporter. Er schrieb, malte und komponierte – und verdiente seinen Lebensunterhalt als Industriemachtwächter und Druckereiarbeiter, als Hotelportier, Kellner und Barpianist in Zürich, er arbeitete als Privatchauffeur und Butler bei einem amerikanischen Wirtschaftsmanager, war Schauspieler einer Wanderbühne und Schlagersänger. Schließlich wandte er sich wieder dem Journalismus zu, wurde Mitbegründer einer Tageszeitung in Zürich, Redakteur für Außenpolitik in Wien und Chefreporter in Hamburg. 1975 erhielt er den Publizistikpreis für Medizin der Österreichischen Ärztekammer. Als Kriegskorrespondent berichtete er u.a. aus Vietnam, Kambodscha, Israel, dem Libanon und aus Nicaragua.

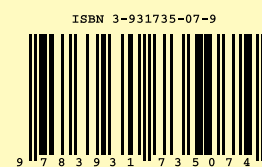


Von 1991 bis 1997 hatte er Lehraufträge am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck und an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Glattauer lebt als freier Schriftsteller in Halle an der Saale. „Auftrag Havanna“ ist nach zwei Sachbüchern, einer Sammlung Kurzkrimis und dem Drehbuch zu „Die 7 Ohrfeigen“ (mit Paul Dahlke u. Diana Körner) sein erster Roman.

Der Besuch des Papstes bei Fidel Castro hielt die Welt in Atem. Doch was hatte Johannes Paul II. damit zu tun, daß der kubanische Geheimdienst sechs Wochen später versucht, den Mord an einer jungen Wiener Urlauberin zu vertuschen? Welche Verbindung hat der Vatikan zu den Exil-Kubanern in Miami? Oder steckt das kolumbianische Drogenkartell dahinter? Da erhält der ehemalige Kriegsberichterstatter Daniel Gregor einen Auftrag ...

Herbert O. Glattauer schildert in diesem Thriller die Jagd nach den Drahtziehern eines geradezu ungeheuerlichen Komplotts – und das Schicksal einer Liebe im Schatten des socialismo tropical.



HANNAH

AUFTRAG HAVANNA

Herbert O. Glattauer

HANNAH

Herbert O. Glattauer

AUFTRAG



HAVANNA

Der Kuba-Thriller

Auftrag Havanna

Der ehemalige Kriegsberichterstatter Dr. Daniel Gregor ist Lehrbeauftragter am Institut für Kriminologie der Universität Wien. Eines Tages erhält er über Vermittlung eines früheren Kollegen einen privaten Auftrag: Er soll die Tochter eines Wiener Ehepaares suchen und zurückholen; sie war von einem Kuba-Urlaub, zur selben Zeit, als der Papst auf der Insel weilte, nicht zurückgekehrt.

Greg ist überrascht, daß Doris Donhauser nicht nur nicht schwer zu finden, sondern sogar in den Hotels von Havanna als la rubia de Austria bekannt ist, die Blondine aus Österreich – mit keinem sehr guten Ruf. Greg entdeckt sie um 2 Uhr morgens im Hotel Colina, verängstigt, aber beschützt von einem farbigen Bodyguard. Doris ist geschockt, als sie von Gregs Auftrag erfährt, denn: „Meine Eltern sind vor zehn Jahren gestorben.“

Doris verabredet sich mit Greg, doch am nächsten Tag wird sie an der Playa Santa María gefunden – tot. Da weiß Greg, daß sein Auftrag faul ist. War Doris eine Kokain-Dealerin und Erpresserin? Oder eine Konterrevolutionärin? Was hatte sie mit dem Mann ihrer kubanischen Freundin zu tun, der einen Tag nach der Ankunft des Papstes nach Miami flüchtete? Und welche Rolle spielt die Krankenschwester Celina, in die sich Greg verliebt?

Greg sieht seinen Auftrag als nicht beendet. Er sucht Doris' Mörder und das wahre Motiv für den Mord. Er gerät in den Strudel der kubanischen Geheimdienste. Sein Auftrag wird zum Kampf ums eigene Überleben.

Titelfotos © 1998 Zefa picture book
und Herbert O. Glattauer
Printed in Germany

AUFTRAG HAVANNA

Herbert O. Glattauer

AUFTRAG HAVANNA

Roman

HANNAH
Verlags-gesellschaft mbH

Kostenlose Internet-Ausgabe

CIP Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Glattauer, Herbert O.

Auftrag Havanna : Der Kuba-Thriller -1. Aufl. –
Buxtehude HannaH 1998
ISBN 3-931735-07-9

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Autors und des Verlages unzulässig und strafbar.
Insbesondere gilt dies für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und das Einspeichern und Verarbeiten in
elektronischen Medien.

1. Auflage Oktober 1998
Copyright © 1998 HannaH Verlagsgesellschaft mbH,
Buxtehude und Herbert O. Glattauer
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Einbandgestaltung: HannaH-Verlag
Titelfoto: Herbert O. Glattauer
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany
ISBN 3-931735-07-9

Kostenlose Internet-Ausgabe

Danksagung

Es war keineswegs einfach, einen Roman zu schreiben, dessen real-politischer Hintergrund die Situation eines Landes widerspiegelt, das mehr diktatorisch als demokratisch regiert wird. Meine Recherchen in Kuba gerieten denn auch zu einer Gratwanderung zwischen Top-information und kubanischem Gefängnis bzw. sofortiger Ausweisung. So habe ich alle im Roman direkt handelnden Personen und ihre Adressen stark verfremdet, um meine Informanten vor möglichen Repressalien zu schützen, auch jene, die inzwischen ins Exil gegangen und somit, hoffentlich, in Sicherheit sind. Ihnen allen bin ich dankbar, denn ohne sie wäre das Buch nicht zustande gekommen.

Mein Dank gilt auch jenen europäischen Diplomaten, von deren Einschätzung der politischen Lage ich profitieren durfte und die ich, mit anderen Physiognomien, Umgangsformen und Sprechgewohnheiten ausgestattet, zum „österreichischen Botschafter in Kuba“ verschmelzen ließ. Die dieser Romanfigur in den Mund gelegten Zitate entsprangen meinen eigenen Schlußfolgerungen und sind auf die Handlung abgestimmt; sie stammen in dieser Form selbstverständlich von keinem meiner Gesprächspartner.

Ebenso danke ich jenen Experten, die mir in selbstloser Weise mit ihrem Fachwissen zur Seite standen, so in der Meteorologie und Ozeanographie sowie in der Gerichtsmedizin.

Besonderen Dank sagen möchte ich auch Dr. Eberhard Günther und Anne Kundt für sprachkritische Hinweise; sie haben dem Buch gutgetan.

Schließlich fühle ich mich Grit zu tiefem Dank verpflichtet, weil sie das Vertrauen in mich nie verloren und mir immer wieder geholfen hat, mich aufzurichten, wenn ich am Boden war. Und Christine und Ned, die bis zuletzt an mein Durchhaltevermögen als Schriftsteller geglaubt

haben. Und Silvia, die es mir durch ihre perfide Untreue leicht gemacht hat, Europa für längere Zeit zu verlassen.

Und natürlich dem Anästhesisten Prof. Dr. Karl Steinbereithner, der mich, zusammen mit anderen Kapazitäten, fünf Monate auf der Intensivstation des Wiener AKH betreute und dem ich letztlich zu verdanken habe, daß ich noch lebe.

Und Antje, die mich in einer für mich schwierigen Zeit ermutigt hat, neu anzufangen, und bei mir war, als ich endgültig aufgeben wollte. Auch ihr verdanke ich mein Leben. Sie ist es, der ich das Buch widme.

Herbert O. Glattauer

1

Ich fand sie schneller, als ich erwartet hatte. Sie saß an der Bar im Hotel Colina in *La Habana Vedado*, dem Hotelviertel der kubanischen Hauptstadt Havanna. Sie starrte, die Arme aufgestützt, den Kopf schwer in beide Hände gelegt, in ein leeres Rumglas. Die langen blonden Haare hingen bis zum Tresen hinunter, dazwischen blitzten übergroße goldene Ohrgehänge mit den Initialen CC, Designerschmuck von Chanel. Vor ihr stand eine Camel-Handtasche aus hellem Leinen. Rechts neben ihr saß ein farbiger Kubaner. Am linken Ende der Theke hielt sich ein offenbar ziemlich betrunkenener Europäer an einem Bierglas fest, dem Aussehen nach ein Norddeutscher, Däne oder Schwede.

Das kann man kaum zu viele Gäste an einer Bar nennen, vor der noch sechs oder acht weitere Hocker warteten. Der Barkeeper, mit Haaren so grau wie sein Jackett, lehnte in der Ecke und kaute an einem Kugelschreiber. Es roch nach kaltem Rauch, Limettensirup und dem Meer. Die Klimaanlage schepperte, als wolle sie die Temperatur durch ihr Geräusch erträglich halten. Aus einem Kassettenrecorder, verstärkt durch zwei Lautsprecherboxen an der Decke, tönte der kubanische Gassenhauer „*Lágrimas negras*“, sehr melodios, sehr rhythmisch. Sehr traurig. *Lágrimas negras* Schwarze Tränen.

An den kleinen weißen Metalltischen rund um eine winzige, buntgeflieste Tanzfläche saß niemand mehr. Es war zwei Uhr morgens, und das Colina gehörte nicht zu den Hotels mit turbulentem Nachtleben. Nur draußen in der Hotelhalle harnten noch einige Mädchen später Gäste, Männer natürlich. Die *chicas* trugen Leggings und rote Tops, gelbe Bodys und goldschimmernde Catsuits. Sie hatten, als ich hereingekommen war, hoffnungsvoll die

Köpfe gehoben, waren mir aber nicht in die Bar gefolgt. Mein unfreundliches Kopfschütteln hatte sie davon abgehalten.

Ich setzte mich auf den linken Hocker neben Doris Donhauser, ohne daß sie es zu bemerken schien. Daß sie blond war, wußte ich von dem Foto, das mir ihre Eltern in Wien mitgegeben hatten. Daß sie aber in den Hotels von Havanna als *la rubia de Austria* bekannt war, überraschte mich. Die Blondine aus Österreich. Mit keinem sehr guten Ruf. Es wäre mir lieber gewesen, *la rubia* stammte aus Liechtenstein oder der Schweiz.

Sie kam mir irgendwie bekannt vor, schon als ich ihr Foto sah. Ich wußte aber nicht, so sehr ich mir auch den Kopf zermartete, wann oder wo ich ihr begegnet sein könnte und ob überhaupt. Ihr Name sagte mir nichts, wie das Namen nun einmal so an sich haben.

Dem Kubaner neben ihr war ich aber bestimmt noch nie begegnet. Er saß da wie gemeißelt, regungslos, sportliche Figur, so weit ich das sehen konnte, ebenmäßige Gesichtszüge, ein Glas Tropicola vor sich. Ein hübscher, junger Mann, dachte ich, direkt dem Reiseprospekt von TUI entstieg. Wären da nicht das Mienenspiel und der unstete Blick gewesen, hätte ich ihn tatsächlich für eine Werbeplastik gehalten. Ich wollte für mich zu Hause immer schon so eine Dekorationsfigur besitzen, allerdings keine Plastik, sondern lebend, und keinen Kubaner, sondern einen richtig alpenländischen Opa, weiße Haare, weißer Bart, Hausweste, dicke Pantoffeln. Der hätte nichts anderes zu tun, als im Herrgottswinkel zu sitzen und Pfeife zu rauchen. Ich weiß, für eine Großstadt wie Wien wäre er recht ungewöhnlich, aber auf mich würde er beruhigend wirken. Tja, bis jetzt habe ich sowieso noch nichts Passendes gefunden. Und der Kubaner neben Doris Donhauser saß bestimmt nicht zur Dekoration hier. Er hatte mich vom ersten Augenblick an im Visier. Ständig wechselte sein Blick zwischen ihr und mir. Sie sah er besorgt an, hingebungsvoll. Mich aber hatte er erst skeptisch gemustert, dann ablehnend, jetzt

schaute er böse herüber, herausfordernd. Sein Gesichtsausdruck verkündete so etwas wie wilde Entschlossenheit.

Ich kannte solche Typen aus meiner Zeit als Polizeipraktikant. Er war vermutlich ihr Leibwächter, einer, der darauf achten mußte, daß ihr nichts passierte oder sie ihrerseits nichts anstellte. Vielleicht war er auch ihr Zuhälter und wurde von ihr ausgehalten. Oder bloß ihr Liebhaber. In keiner dieser Rollen gefiel er mir.

Irgendwie paßte da etwas nicht zusammen.

Endlich hatte mich der Barkeeper im Auge. Er schlurfte auf mich zu und warf mir ein fragendes „*¿Sí?*“ hin. Nicht nur Haare und Jackett waren grau, auch Gesicht und Hände.

„*Ron con hielo*“, sagte ich, Rum auf Eis. Dann wandte ich mich zu der Blondine: „Für dich auch?“ Ich sprach spanisch.

Die Frau schien wie aus einem Traum gerissen. Sie drehte sich so ruckartig zu mir herum, daß die Haare flogen. Sie sah mich groß an, erschreckt. Da war plötzlich Furcht in ihren Augen, die weit wurden. Ihr Blick hetzte gleichzeitig angsterfüllt durch den Raum, als würde von irgendwo Gefahr drohen. Instinktiv griff sie nach dem Arm des Kubaners.

Also doch. Leibwächter.

Aber dann schien ihr bewußt zu werden, was ich gefragt hatte. Sie nickte. „*Sí*.“ Während sie unaufhörlich weiter nickte, beruhigten sich ihre Augen. Sie musterte mich. Vermutlich taxierte sie mich jetzt, stoppte mich ab. Menschen, die etwas Übung darin haben, können das in Bruchteilen von Sekunden. Schließlich, als sie ihr Nicken beendet hatte, sah sie mich nur noch an.

Ich beobachtete den wechselnden Ausdruck in ihrem Gesicht. Täuschte ich mich? Mir schien, als hellte ihr Blick sich auf, als huschte ein Hauch von Erkennen über ihre Augen. Sie hielt sogar den Atem still, setzte an, etwas zu sagen. Na also, wußte ich's doch, daß wir einander kannten.

Wahrscheinlich nicht. Sie sagte nur: „*Por favor*.“ Wohlerzogene Mädchen sagen immer bitte. Das bezog sich aber immer noch auf

den Drink. Offenbar hatte sie nur besonders eingehend mein Gesicht geprüft. Und immerhin für vertrauenswürdig befunden.

Schade. Es wäre einfacher gewesen, hätten wir einander gekannt. „*jOtro mas!*“, rief ich dem Grauen zu. Der richtete ein zweites Glas Rum auf Eis, ohne den Kugelschreiber aus dem Mund zu nehmen.

„Ich heiße Daniel“, sagte ich. „Wie heißt du?“

„Doris“, sagte sie. Das klang nicht unfreundlich, obwohl sich ihre Miene wieder verdunkelte.

„Doris? Sind Sie Deutsche?“ fragte ich, jetzt aber auf deutsch.

Sie nickte zuerst. Dann schüttelte sie energisch den Kopf. „Ich bin Österreicherin.“

„Also für eine Kubanerin hätte ich Sie sowieso nicht gehalten. Ich bin auch Österreicher, aus Wien.“ Ich kam mir beinahe schäbig vor. Du bist doch ein nettes Mädchen. Könnten wir die Sache nicht schneller hinter uns bringen? Ich nehme dich an der Hand, bringe dich nach Wien zu deinen Eltern zurück, kriege mein Geld, und die Welt ist wieder in Ordnung.

Doris Donhauser war vor inzwischen sechs Wochen von einem Urlaub auf Kuba nicht zurückgekommen. Ihre Eltern hatten mich beauftragt, sie zu suchen und um alles in der Welt zurückzubringen. Ich durfte ihr nur nicht sagen, daß die Eltern es waren, die sie zurückholen wollten, sie würde sonst nicht mitkommen. Das sagten zumindest die Eltern. Sie zahlten den Flug und die Spesen und pro Tag tausend Schilling Honorar. Konnte ein unterbezahlter Universitätslektor einen solch nobel dotierten Nebenjob ablehnen?

Ein früherer Kollege hatte mich den Eltern als den richtigen Mann für eine solche Aktion empfohlen. Das ehrte mich. Und der Auftrag reizte mich. Das Geld auch. Es sollte alles nur ziemlich schnell gehen, die Eltern waren richtig ungeduldig. Sie gaben mir aber nur wenige Informationen mit, was mich etwas verwunderte. Selbst die Frage, was Doris von Beruf sei, beantworteten sie aus-

weichend, woraus ich auf derzeit arbeitslos schloß. Nun ja, es hatte offenbar einen heftigen Krach zwischen ihnen und der Tochter gegeben, und die Kluft war wohl noch immer tief. Ich hatte von Havanna aus mehrmals versucht, meine Auftraggeber anzurufen, die waren aber nie zu Hause gewesen.

Mich überraschte auch, daß es so einfach war, Doris Donhauser zu finden. Sogar auf der österreichischen Botschaft, wo ich heute vormittag war, wußte man über sie Bescheid. Die Eltern hatten aber behauptet, trotz intensiver Nachforschungen, unter anderem bei der österreichischen Vertretung in Havanna, von ihrer Tochter seit dem Urlaub nichts mehr gehört zu haben.

Tja, da paßte wohl noch einiges mehr nicht zusammen.

Ich nahm mein Glas, prostete ihr zu und wartete, bis sie getrunken hatte. Dann nahm ich einen kräftigen Schluck und spülte mein Gewissen hinunter. Man kann für oder gegen Fidel Castro sein, aber der kubanische Rum ist noch immer der beste.

Der Begleiter der jungen Österreicherin hatte das Gespräch und meine Einladung mit wachsender Besorgnis in den Augen verfolgt. Jetzt beugte er sich weit über den Tresen vor und ballte die linke Hand zur Faust. Ich dachte, er würde gleich über die Theke springen und mir eine gewaltige Linke verpassen. Viele Kubaner sind Linkshänder, das war mir schon bei den Exilkubanern in Miami aufgefallen. Er blieb aber auf seinem Platz, funkelte mich nur an und fauchte: „Doris ist mein Verlobt.“ Sein Deutsch klang zwar kriminell, aber besser, als ich es von anderen Kubanern gehört hatte.

Ist ja gut, Junge, ich werde sie dir trotzdem wegnehmen müssen. Ich schenkte ihm ein falsches Lächeln. „Das freut mich für dich. Wie heißt du?“

Von meiner Freundlichkeit offensichtlich überrumpelt, rutschte es ihm heraus: „*Jesús*.“ Das J hauchte er als H hin. *Hesús*. Klang gut. Ich kannte schon einen Jesus. Der war aber bestimmt nicht verwandt mit ihm.

„Hübscher Name“, sagte ich und wandte mich wieder meiner blonden Nachbarin zu: „Sind Sie auf Urlaub hier?“

Sie sah mich lange an und schien zu überlegen. Warum überlegst du so lange, Mädchen? Lüg mich doch an. Ich lüge dich ja auch an. Hier wird sowieso schon eine Menge gelogen.

Ihr Aussehen war aber nicht gelogen. Sie hatte eine schlanke Figur, nicht allzu groß, vielleicht 1,60 oder 1,65 Meter, aber wohlproportioniert wie die Models, die in Wäschekatalogen Dessous feilbieten. Die kurze, am Bund gezogene hellblaue Bluse mit den weit ausgeschnittenen Ärmeln, „Versace“ am Kragen, ließ viel Haut sehen, glatt, von der Sonne gebräunt. Sie trug keinen BH.

Doris Donhauser sah auch fast so aus wie auf dem Foto. Nur lebendiger. Vielleicht auch sündiger. *La rubia*, das Marken-Girl! Aber noch deutlicher als auf dem Bild schien es mir, als würde ich sie kennen. Verdammt, woher nur? Es passiert mir eher selten, daß ich Frauen vergesse. Ehrlich.

Die Eltern behaupteten, ihre störrische Tochter sei etwas über 25. Das war sicher gelogen. Schon als ich das Foto sah, glaubte ich es nicht. Jetzt, da sie neben mir saß, fielen mir die winzigen Falten auf, die Ringe unter den Augen, der leicht bittere Zug um den Mund, all das, was ein Foto verschweigt. Ich schätzte sie auf 30. Oder sogar etwas darüber. Vielleicht tat ich ihr aber Unrecht, und es war nur das für gängige Moralbegriffe nicht ganz übliche Leben, das Spuren hinterlassen hatte. Macht nichts, jeder wird einmal so alt, wie er aussieht. Die meisten zumindest. Bloß die Augen paßten nicht zum Gesamtbild dieser Frau. Zuerst erschreckt, dann voll Angst. Jetzt beinahe traurig.

„Ich habe einen Job hier“, beantwortete sie meine Frage. Und ergänzte einen Wimpernschlag später: „Eine Art Job.“

Das war toll, Mädchen. Toll, weil es nicht gelogen war.

Aber bevor ich noch den Mund aufmachen und weiterfragen konnte, kam sie mir zuvor: „Und Sie?“ Es schien, als hätte sie gehaut, daß ich nach der Art ihres Jobs fragen wollte.

Seit ich Doris Donhauser aus ihren Träumen oder was auch immer gerissen hatte, veränderte sie sich zusehends, wurde nach und nach immer lebhafter. Sie ließ ihr Rumglas nicht mehr los, wandte Jesús den Rücken zu, drehte sich voll zu mir. Das war auf dem Hocker gar nicht so einfach. Ihre Knie berührten fast die meinen. Auch das kannte ich. Frauen in diesem Geschäft können sich so verändern, daß man glaubt, einen anderen Menschen vor sich zu haben. Sie fühlen sich selbst plötzlich wie ein anderer Mensch. Müssen sie wohl.

„Und Sie?“ wiederholte sie ihre Frage. Vermutlich hatte ich mit der Antwort zu lange gezögert. „Machen Sie hier Urlaub? Mitten in Havanna? Warum nicht in Varadero oder auf Cayo Largo? Dort gibt es doch die schöneren Strände. Oder sind Sie geschäftlich hier?“

Tut mir leid, Mädchen, jetzt muß ich schon wieder lügen. „Nein, nein, nicht geschäftlich. Ich habe zunächst nur für ein paar Tage gebucht. Vielleicht bleibe ich aber länger. Wieso nicht Havanna? Auch Havanna ist traumhaft, die Sonne, der Rum, die Mäd..., oh, verzeihen Sie. Geschäftlich? Das würde mir schon gefallen, Dienstreise und so, alles gratis. Hahaha.“ Mein Versuch zu lachen geriet zu einem jämmerlichen Krähen. Eine derart dämliche Unterhaltung habe ich, das schwöre ich, in meinem ganzen Leben nicht geführt, nicht einmal bei meinen ersten Anbahnungsaktionen bei Mädchen.

Aber Doris Donhauser lächelte. Das war ein gutes Zeichen. Also riskierte ich es: „Ich weiß, es klingt blöd, aber haben wir uns nicht schon einmal irgendwo gesehen? Sie kommen mir so bekannt vor. Kann es sein, daß wir uns in Österreich schon früher einmal getroffen haben? In Wien vielleicht?“ Ich fühlte ein unbändiges Verlangen, rot zu werden.

Sie sah mich mit dem typischen „Ach nein, wirklich?“-Blick an, bei dem sich auch die Mundwinkel ganz leicht zu einem spöttischen Lächeln verziehen. Doch als das Lächeln verblaßte und sie

mich immer noch ansah, schien es mir, als spiegelten ihre Augen eine Erinnerung. Verdammt, du weißt doch so gut wie ich, daß wir einander kennen, sag's endlich.

Sie schüttelte aber nur den Kopf und sagte: „Wohl kaum. Ich bin selten zu Hause gewesen, war meistens in Deutschland. Man trifft oft Menschen, die man zu kennen glaubt.“

Ich strengte mein Hirn an, um mir irgend etwas in Erinnerung zu rufen. „Haben Sie die Haare immer schon so lang getragen? Und so blond?“

Sie überlegte ein Augenzwinkern lang, dann fragte sie: „Was machen denn Sie beruflich?“

Knallhart hatte sie das Thema gewechselt. So ist das Leben, Junge, da mußt du durch. „Ich bin an der Universität. Das ist ein ziemlich armselig bezahlter Job.“

„Ein Universitätsprofessor?“ Sie lachte hell auf.

Dieses Lachen kam mir noch bekannter vor als ihr Gesicht. Es hätte doch sein können, daß die junge Österreicherin jemandem so frappant ähnlich sah, daß ich sie mit einer anderen verwechselte. Aber jetzt wußte ich genau, daß ich sie schon einmal getroffen hatte. Nur war sie damals nicht blond gewesen, zumindest nicht so blond. Und viel jünger. Es mußte also schon lange her sein.

„Für einen Universitätsprofessor sehen Sie doch viel zu jung aus“, sagte sie und mußte sich beherrschen, um nicht weiterzulaufen. Das klang fast zutraulich. Wenn man nicht in ihre Augen sah, konnte man sie für ein fröhliches Mädchen halten. Na schön, für eine fröhliche junge Frau.

Sie stellte ihr Rumglas weg. Ihre rechte Hand umfaßte meine Hand, mit der ich mein Glas hielt, die Linke legte sie mir aufs Knie.

Das kam überraschend. Diese Art von Zuneigung verwirrte mich. Ich fand das alles sehr lieb, angenehm, irgendwie vertraut. Aber gleichzeitig schrillten die Alarmglocken. Die Blondine ging's wohl scharf an. Klar, *la rubia!*

Der graue Barkeeper hatte sich in seine Ecke verzogen. Den Wettstreit zwischen Klimaanlage und Kassettenrecorder um den höheren Geräuschpegel gewann der Recorder mit „*La Paloma*“ in der scheußlichsten Version, die ich je gehört hatte. Der Norddeutsche, Däne oder Schwede ließ sein Bierglas los und zündete sich an der Hose mit einem Zippo eine Zigarette an. Ich kannte diese Benzinfeuerzeuge. Sie gehörten zur Ausrüstung der Marines in Vietnam, und die führten allerlei Kunststücke damit auf, wenn ihnen langweilig war. Ich wunderte mich, daß jemand mit einem solchen Flammenwerfer auf Urlaub nach Kuba fuhr. Es gab hier doch kaum Feuerzeugbenzin zu kaufen.

„Ich bin gar kein Professor“, entgegnete ich.

„Das macht nichts. Ich finde dich trotzdem nett“, sagte sie und ließ mein Knie los. Sie hatte sich ganz zu mir gebeugt, setzte sich jetzt aber wieder aufrecht hin. Die Berührung war wohl eine spontane Geste gewesen, wie ihr eben auch das „du“ herausrutschte. Ich wollte nicht, daß diese Frau so brutal ins Geschäft ging.

Aber es war sowieso schon alles zu spät. Jesús, der die ganze Zeit angespannt dagesessen und zugehört hatte, sprang vom Hocker. Er schob die Frau so abrupt zur Seite, daß sie fast gestürzt wäre.

„Laß Doris in Ruhe!“ schrie er mich an und ließ diesem Satz einen ganzen Wortschwall auf spanisch folgen. Er redete ungefähr einen Kilometer pro Minute, und aus jedem Abschnitt ging hervor, Doris sei ein anständiges Mädchen und ich ein gemeiner Tourist, der nur nach Kuba gekommen sei, um mit Mädchen zu schlafen, und ich solle mir eine *chica* holen. Für „schlafen“ verwendete er ein anderes Wort.

Ich ließ mich langsam vom Hocker gleiten. So eine Situation verkraftet man besser stehend. Der Kubaner sollte sich ruhig austoben. Seine Arme hoben und senkten sich mit der Tonhöhe seines Wortschwalles. Dabei kamen seine Hände manchmal in sehr bedenkliche Nähe meines Gesichtes. Irgendwie gefiel mir das nicht.

Jesús war etwa so groß wie ich, also für Kubaner, besonders für

farbige, von überdurchschnittlicher Größe. Er war schlank und sah durchtrainiert aus, von der Figur her der ideale Hand- oder Basketballer, auch Fänger beim Baseball, dem Nationalsport Nummer 1. Ich konnte mir vorstellen, daß er auch sehr flink war. Was konnte ich dem entgegenhalten? Nur meine Ausbildung im Polizeidienst, vor allem im amerikanischen, und eine Art Fortbildung durch US-Rangers, mit denen ich in Vietnam gefangen gehalten worden war. Aber das lag Jahre zurück. Und meine Zeit als Halbprofi bei den Handballern der Sportunion Wien? Das war noch länger her. Jetzt trainierte ich nur noch als unbezahlter Betreuer die Amateurhandballmannschaft der Wiener Universität. Ob das reichte?

Viel Zeit zu überlegen blieb mir nicht.

Doris drängte sich zwischen den Kubaner und mich. „Hör auf!“ schrie sie ihn an. Der dachte aber gar nicht daran. Er drehte sich um und stieß sie so heftig weg, daß sie strauchelte und sich nur noch an einem der kleinen Tische festhalten konnte. Offenbar hatte Jesús die Kontrolle über sich verloren.

Mit einem halben Schritt trat ich dicht an ihn heran, und zwar mit dem rechten Fuß nach vorn. Als er sich blitzschnell wieder mir zuwandte und mit der linken Faust weit ausholte, blieb seine Vorderseite ungedeckt. Ich brauchte nur eine halbe Drehung nach links zu machen und ihm halbseitig den Rücken zuzuwenden. Mit dem rechten Ellbogen stieß ich ihm kurz und scharf gegen den Solarplexus. Ein solcher Schlag gegen das Nervengeflecht im Oberbauch hat Sekundenwirkung. Der Kubaner japste nach Luft, seine Beine wurden plötzlich schlaff, sein gehobener Arm fiel kraftlos herab. Jesús sackte zusammen. Ich fing ihn mit der Linken auf, hob ihn etwas hoch und verpaßte ihm mit der Rechten noch einen kurzen Schlag seitlich gegen das Kinn, so daß er seine Abwärtsbewegung in einen Schleudersturz gegen den Tresen verwandelte. Zwischen zwei Hockern rutschte er zu Boden und blieb liegen.

Daß ich so gut in Form war, hatte ich selbst nicht gewußt. Nur

etwas mehr Fausttraining würde ich künftig wohl machen müssen. Der Kubaner hatte ein sehr hartes Kinn.

Doris stand da und wußte sichtlich nicht, ob sie Jesús helfen, mich in irgendeiner Weise beruhigen oder sich beleidigt an die Bar zurückziehen sollte. Der Graue trat, den Kugelschreiber heftig kauend, heran und sah bestürzt über den Tresenrand auf den davorliegenden Mann. Der betrunkene Norddeutsche, Däne oder Schwede saß aufrecht auf dem Hocker zu uns gedreht und machte Kugelaugen. Die Zigarette im Mund, sagte er: „*Jesus, what a knockout!*“ Er meinte aber wohl den anderen Jesus. Der Aussprache nach war er Kanadier.

„Das war nicht notwendig!“ stieß Doris hervor und setzte sich wieder an die Bar. Weil ich nicht wußte, ob ich meinen Blick ihr oder dem Kanadier zuwenden sollte, blieben meine Augen an Jesús hängen. Der hatte sich auf den Bauch gedreht und wollte etwas unter seinem Körper hervorziehen.

Daher trat ich ihm kräftig mit dem Fuß auf den linken Oberarm. Dann ließ ich mich mit beiden Knien auf seinen Rücken fallen. Er bäumte sich auf und stieß einen kurzen Schrei aus. Tut mir leid, aber solche Dinge tun nun einmal weh. Mit einem Ruck zog ich seinen Arm unter dem Körper hervor und drehte ihn auf den Rücken. Es krachte etwas. Jesús schrie noch einmal auf. Ich war aber sicher, ihm den Arm nicht gebrochen zu haben. Um den Schmerz im verdrehten Arm zu lockern, versuchte er, sich zur Seite zu drehen. Ich ließ ihn gewähren.

Jetzt erst sah ich, was er unter seinem Körper hervorziehen wollte. Da ruhte eine niedliche Beretta 7.65. Was machst du denn für Sachen, Junge? In Kuba geht man doch schon in den Knast, wenn man mit einem Taschenmesser auf der Straße erwischt wird.

Ich ließ den Arm des Kubaners los und griff mir die Pistole. Dann stand ich auf. Jesús drehte sich auf den Rücken. Er streckte sich und schüttelte den Arm. Aber bevor ich mich dazu entschließen konnte, ihn mit einem Fußtritt endgültig außer Gefecht

zu setzen, sprang er auf, elastisch wie ein Bodenturner. Der Mann mußte eine enorme Kondition haben, um die ich ihn nur beneiden konnte. Er sah mich an, dann rannte er zur Tür.

Er hatte Schwierigkeiten, einen der beiden Glasflügel nach außen zu drücken. Draußen drängten sich die *chicas* aus der Halle und die Mädchen vom Empfang und sahen mit aufgerissenen Augen dem Spektakel zu. Schließlich schaffte er es, die Tür zu öffnen. Er rannte durch die Hotelhalle und auf die Straße. Weg war er. Lauf in Frieden, komm aber bitte nicht wieder.

Ich erinnerte mich, welches Gefühl ich gehabt hatte, als ich jenes legendäre Tor schoß. Es war in der letzten Spielminute, Sportunion Wien gegen die Handballmannschaft des SV Cricket im Entscheidungsspiel um die Herbstmeisterschaft. Ich hatte mir als Stürmer ohne viel Unterstützung aus den eigenen Reihen immer wieder den Ball von einem Gegner erkämpfen können, hatte allerdings auch schon einen Freiwurf verschuldet. Dann kam dieser Paß viel zu hoch. Ich stieß mich mit aller Kraft vom Boden ab, ging kerzengerade in die Höhe und krachte mit dem Gesicht gegen das Kinn eines Verteidigers, mein Nasenbein brach, ein Blutschwall schoß aus Mund und Nase. Aber ich hatte Glück, bekam diesen verdammten Ball doch noch zwischen die Finger und schaffte mit einer Volldrehung einen sensationellen Seitfallwurf, obwohl mich der Schmerz im Kopf fast blendete.

Ich war nur durch puren Zufall in diese Situation geraten, und meine danach schiefe Nase wurde trotz zweier Operationen auch nicht mehr gerade. Aber dieses Tor wurde zur Legende, jedenfalls für die nächsten zwei, drei Saisons, und im Fernsehen gab mir der Unterrichtsminister, der in Österreich neben Kultur auch für Sport zuständig ist, die Hand. Damals wollten mich ein paar Heinis dazu überreden, ganz ins Profilager zu wechseln. Ich spielte leidenschaftlich gern Handball, und das Geld, das sie boten, schien mir ein Leben in Luxus zu ermöglichen, von dem ein Akademiker im allgemeinen nur träumen kann. Trotzdem lehnte ich ab und been-

dete stattdessen mein Studium. Seit diesem Tor weiß ich, daß mich Handball eine ganze Menge über das Leben gelehrt hat. Ich lernte den Schmerz in all seinen Variationen kennen und das miese Schwein, das im Schlamm der eigenen Psyche wühlt. Ich mußte erfahren, daß man die tollen Frauen, die am Schluß immer die Pokale überreichen, nicht abschleppen kann, wenn man das Spiel nicht gewonnen hat. Und von den alten Profis, die einen nach einem verlorenen Match in der Kabine anpflaumen, habe ich gelernt, trotz Mißerfolgen nicht aufzugeben.

Doris Donhauser verstand vermutlich nichts von Handball. Aber in diesem Moment wußte ich, daß ich auch dieses Spiel zu Ende spielen würde. Ich würde die Frau zurück nach Österreich bringen, selbst wenn sie sich mit Händen und Füßen dagegen stemmte und ein Dutzend Jesús mich daran hindern wollten.

Ich drückte das Magazin der Pistole heraus und zog den Verschuß zurück. Sieben Patronen im Magazin und eine im Lauf. Die Kanone war nicht einmal gesichert gewesen. Oder Jesús hatte sie unter seinem Bauch entsichert. Wo der nur die Waffe versteckt hatte? Normalerweise sehe ich das, wenn einer eine Kanone trägt.

Da stand der Kanadier neben mir. Auf Englisch sagte er: „Soll ich sie nehmen?“ Dabei deutete er auf die Pistole. „Ich arbeite hier im Auftrag der Regierung an einer Fernsehreportage. Mich durchsucht keiner.“

Ich sah ihn überrascht an. So betrunken war der gar nicht, wie ich geglaubt hatte. „Nein. Die behalte ich schon selbst.“ Ich sicherte sie und steckte sie in die Hosentasche.

„Okay, okay“, sagte er und grinste vielsagend. „Aber ich würde jetzt schnell verschwinden, wenn ich du wäre.“

„Ich habe leider noch ein paar ernste Worte mit der jungen Lady da zu reden“, entgegnete ich.

„Ich sage dir nur, daß in fünf Minuten hier die Hölle los sein wird. Übrigens, ich heiße Robert, okay? Robert Rocket.“

„Ich bin Daniel Gregor.“ Er war mir absolut unsympathisch.

Schon als scheinbar Betrunkener hatte er mir nicht gefallen. Sein Gesicht war von einer großen Narbe gezeichnet, dem Schmiß einer schlagenden Studentenverbindung oder von einem Messer. Der Kopf saß direkt zwischen den breiten Schultern, und ich fragte mich, wie er wohl essen konnte, ohne sich beim Kauen ständig mit der Kinnlade gegen die Brust zu trommeln. Sein gedrungener Oberkörper war mit einem rotkarierten Buschhemd verhüllt, die kurzen Beine steckten in Reebok-Jeans. Er glich einem Kasten auf Stelzen. Sollte ich ihm noch einmal begegnen, würde ich ihn fragen, ob seine Vorfahren aus Norddeutschland, Dänemark oder Schweden stammten. Und der Trick, ein Zippo an der Hose zu entflammen, war so alt, daß er sich dafür schämen sollte.

Rocket sah auf die Uhr und zuckte die Achseln. Über seiner goldenen Rolex trug er ein orangefarbenes Armband aus Plastik, vermutlich das Freundschaftsband einer Kubanerin. Goldketten konnten die sich wohl schwer leisten.

Dann ging er durch die Halle nach links, entweder zum Bufett oder zum Lift. Offenbar wohnte er im Colina. Die Chicas aus der Halle schienen das Hotel verlassen zu haben.

Doris saß wieder auf ihrem Hocker und starrte vor sich hin. Sie ließ die Schultern hängen, hatte beide Arme am Tresen aufgestützt und den Kopf in die Hände gelegt. Den gleichen Anblick hatte sie geboten, als ich gekommen war, sichtlich mutlos, deprimiert. Wie ein Häufchen Elend. Mir erschien diese Haltung und ihre offenbar miese Stimmung nach allem, was sich gerade ereignet hatte, absolut angemessen. Ich war stinksauer.

„Zwei Rum auf Eis“, kommandierte ich. Uns beiden tat ein starker Schluck jetzt gut. Dem Barkeeper vielleicht auch, aber der sollte sich selber einen zahlen. Oder weiter am Kugelschreiber kauen.

„Das war nicht nett von dir, Jesús zusammenzuschlagen“, murrte Doris. Sie sagte wieder „du“. Typisch für Urlauber: Menschen, verbunden nur durch das gemeinsame Herkunftsland,

verbrüdern sich gegen den Rest der Welt. Das macht stark gegenüber allem Neuen.

Mir sollte es recht sein. „Ich bin nicht nett.“

„Es war auch nicht nötig.“

„Er hatte eine Waffe! Hätte ich warten sollen, bis er mich erschießt?“

„Die hat er erst später gezogen. Angefangen hast du.“

„Er hat dich zu Boden gestoßen. So etwas tut man nicht. Wer ist er überhaupt, daß er mit einer Waffe herumläuft?“

„Er ist mein Freund.“

„Ach nein! Mit einer Kanone?“

„Das wußte ich nicht. Aber er ist nett. Du hättest ihn nicht schlagen dürfen.“

Das war es dann wohl. Wenn eine Frau von einem Mann sagt, er sei nett, weiß sie entweder nichts über ihn, oder sie will nichts wissen. Vielleicht war „nett“ auch nur ein fixer Bestandteil ihres Wortschatzes. Ich war ja anfangs auch nett gewesen.

„Fräulein oder Doris, wie Sie wollen – wie du willst“, korrigierte ich mich, „ich glaube, es wird Zeit, daß wir ein paar vernünftige Worte miteinander reden. Ich habe das recht untrügliche Gefühl, daß du ziemlich in der Scheiße sitzt. Verzeih’ den Ausdruck, aber mir fällt nichts anderes dazu ein.“

Doris streckte sich. Dann drehte sie sich zu mir, langsam und provokant. „Und was geht dich das an?“

Die Kassette im Recorder hatte mit „*La Paloma*“ geendet. Niemand drehte sie um. Aber die Stille, durchbrochen nur vom Geräusch der Klimaanlage, war noch unangenehmer. Meinetwegen hätte das Band weiterlaufen können. Jede Musik war besser als diese Stille.

Der Graue stellte die zwei Rumgläser vor uns hin und fragte auf Spanisch, ob wir nicht austrinken, zahlen und gehen könnten, es sei doch schon spät und auch einiges passiert, und überhaupt. Ich schüttelte den Kopf und nahm mein Glas. Doris nahm ihres. Sie trank es in einem Zug leer.

Doris hatte mich gefragt, was mich das angehe. Das war eine gute Frage. Ich ignorierte sie trotzdem. „Du hast mich nach meinem Beruf gefragt, und ich habe geantwortet. Und du? Was hast denn du für einen Job? Für – eine Art Job?“

Sie sah mich an, überlegte. Doch sie blockte wieder ab: „Erklär mir, was dich das angeht.“

„Erzähl’ mir etwas von dir, vielleicht kann ich dir helfen“, forderte ich sie auf. Ich war verärgert. Ich bin nicht der Typ, dem Schlägereien Spaß machen.

Da legte sie den Kopf zur Seite und sah mich wieder mit diesem spöttischen Blick an. „Du willst mir helfen? Wie willst du das denn tun? Indem du meine Freunde zusammenschlägst?“

„Wenn ich nicht weiß, was du für Probleme hast, kann ich dir nicht helfen. Oder ist es schon so schlimm, daß du nicht einmal mehr darüber reden kannst?“

Sie musterte mich und rümpfte dabei die Nase. „Weißt du das wirklich nicht?“

Ich senkte den Kopf. Irgendwann mußte das Theaterspielen sowieso aufhören. „Doch, ich weiß es. In den anderen Hotels hat man mir von dir erzählt. *La rubia de Austria*.“

Sie nickte langsam. „Hab’ ich mir gedacht. Ein toller Ruf, den ich hier habe, findest du nicht?“ Das war zynisch. Und plötzlich aufreizend: „Und warum hast du in den Hotels nach mir gefragt? Oder hat man dir einfach aus heiterem Himmel von mir erzählt? So eine große Nummer bin ich gar nicht.“

Die Antwort blieb mir erspart. Vorläufig wenigstens.

Die Glastür der Bar flog auf und ließ zwei Polizisten herein. Es waren die in den grünen Uniformen, mit den großkalibrigen Pistolen, den Funkgeräten und Handschellen am Gürtel. Der eine war ein Farbiger, der andere ein ziemlich hellhäutiger Mulatte.

Sie näherten sich ganz langsam, fast lautlos. Auf der Tanzfläche stellten sie sich auf, halb Rücken an Rücken. Ich erhob mich und drehte mich in ihre Richtung, genau so langsam, wie sie sich bewegten.

Der Barkeeper erstarrte zu einer grauen Säule.

Die beiden sagten kein Wort. Sie rührten sich auch nicht. Nur ihre Blicke streiften durch das Lokal. Die Hand des Farbigen lag am Pistolenhalter. Die Lamellen der Klimaanlage klapperten monoton und erzeugten das einzige Geräusch, das man hier drinnen hören konnte. Diese Art von Stille war unerträglich. Nicht einmal von der Straße her drang ein Laut herein, der sie durchbrach.

Doris reagierte überhaupt nicht. Sie saß regungslos da. Ich war mir nicht einmal sicher, ob sie die Polizisten bemerkt hatte. Sie sah sie jedenfalls nicht an.

Ich sah sie schon an. Ich sah ihnen auch tapfer in die Augen. Beiden zugleich. Das waren keine gewöhnlichen Streifenpolizisten, sondern Angehörige der *Brigada especial*, wie sie auch vor den ausländischen Botschaften zum Schutz postiert sind und jedes Auto verscheuchen, das vor dem Botschaftsgebäude parken will, eine Vorsichtsmaßnahme gegen Autobomben. Und die beiden waren nicht zufällig da.

Wenn die dich durchsuchen, bist du dran, Junge. Damit meinte ich mich. Die Pistole konnte ich nicht mehr verschwinden lassen, und so klein, daß man die Ausbuchtung an der Hosentasche nicht sehen würde, ist eine 7.65 Beretta nicht. Jesús, wo hattest du sie denn versteckt? Sag's schnell.

Die Blicke der beiden blieben an mir und Doris hängen. Dem Gesichtsausdruck nach zu schließen, war der *mulato* der Gefährlichere. Er musterte mich von Kopf bis Fuß. Zuerst sah er mir fest in die Augen. Dann glitt sein Blick schnell zur Hose, blieb an der Ausbuchtung haften, lange, sehr lange, wanderte wieder hinauf zum Hemd, über den einen Arm, über den anderen, zurück zur Hose, zur Ausbuchtung, weiter hinunter zu den Sportschuhen. Und zurück zu meinen Augen, zum ganzen Gesicht. Ich spürte die Schweißperlen auf der Stirn. Scheiß Klimaanlage.

Den Gedanken an Gegenwehr verwarf ich sofort wieder. Bevor

ich die Hand auch nur in die Nähe der Hosentasche bekäme, hätte der Farbige bereits gezogen. Vermutlich auch geschossen. Die *policía* in Kuba schießt erst und fragt dann.

Doris erhielt nur einen kurzen, abschätzenden Blick. Das Interesse an mir war offenbar größer, was ich überhaupt nicht verstehen konnte. Ihre Ausbuchtungen waren doch von der angenehmeren Art.

Wie sie gekommen waren, gingen sie auch wieder. Ohne ein Wort zu sagen, schritt der Mulatte zur Tür. Der Farbige folgte ihm. Die Stille war nicht erträglicher geworden.

„Grüßen hätten sie wenigstens können“, sagte ich. Ich mußte unter Hochspannung gestanden haben, weil ich mich plötzlich so schlaff fühlte. Ich wandte mich zur Bar und atmete durch.

Doris blieb ruhig sitzen. Sie erweckte den Eindruck, als ginge sie das alles nichts an. War es Resignation, was ich in ihren Augen für Traurigkeit gehalten hatte?

„Haben dich die Polizisten gekannt?“ fragte ich.

Sie zuckte die Achseln.

„Kommen um diese Zeit öfter Polizeistreifen in die Hotels?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Willst du mir nicht doch etwas erzählen?“

Ohne den Kopf zu bewegen, sagte sie: „Ich bin müde.“

„Dann gehen wir schlafen“, resignierte ich.

Da erhob sie sich. Ein mildes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie nach ihrer Leinentasche griff und sagte: „Gehen wir. Zimmer 410.“ Sie ging tatsächlich zur Tür.

Ich stand ebenfalls auf, blieb aber an der Bar stehen. „So war das nicht gemeint. Ich würde gern mit dir schlafen, aber nicht heute und nicht in Kuba. Außerdem wohne ich im *Nacional*. Wollen wir morgen weiterreden?“

Als ich „nicht in Kuba“ sagte, drehte sie sich abrupt um und kam zurück. Sie sah mich an. Scharf fragte sie: „Was machst du hier in Kuba? Was willst du von mir?“

Jetzt wurde es verdammt eng für mich. „Ich möchte, daß du mit mir kommst. Zurück nach Wien. Ich habe von dir gehört und möchte dich von hier wegholen. Ich weiß nicht viel über dich. Aber so viel weiß ich, daß du hier raus mußt. Die Leute reden über dich, und du bist doch Österreicherin, eine Ausländerin. Willst du dein Leben lang hier in Kuba diesen Job – diese Art Job machen? Wäre es nicht das Beste, du würdest wieder nach Österreich zurückgehen?“ Ich kam mir vor wie einer dieser scheinheiligen Typen, die in den Puff gehen, Mädchen retten.

Doris hatte mich nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen. Sie ließ sich auch nicht täuschen. Eiskalt fuhr sie mich an: „Hör auf mit dem Gefasel! Wer hat dich beauftragt?“

Tja, jetzt war es zu spät. Es hatte keinen Sinn mehr, ihr etwas vorzumachen. Ich hatte alles vermasselt. Aber es war nicht allein meine Schuld. Konnte ich wissen, daß sie einen Freund mit einer Kanone hat? Und warum haben mir ihre Eltern diesen Quatsch erzählt, Doris sei verschwunden? Warum wurde da überhaupt so viel gelogen?

Aber vielleicht war der Widerstand gegen ihre Eltern doch nicht ganz so groß, als daß ich ihn nicht mit gutem Zureden, Charme oder was weiß ich überwinden konnte. Sie so heimzuholen, darin bestand ja die Idee des ganzen Unternehmens. Das meinten zumindest die Eltern. Ich sei sicher die richtige Person und auch energisch genug dafür. Im Grunde sei sie gar nicht schwer zu handhaben. Ich müßte ihr auch nicht die große Liebe vorspielen. Es sei nur notwendig, daß einmal einer an Ort und Stelle ein vernünftiges Wort mit ihr redete. Dazu sei ich als Kriminologe und Pädagoge und erfahrener Mann am besten geeignet. Außerdem würden mir in Kuba meine Spanischkenntnisse bei der Suche nach ihr helfen würde.

Also versuchte ich es mit Vernunft: „Na schön, irgendwann hätte ich es dir sowieso gesagt. Deine Eltern haben mich beauftragt.“

„Ich habe keine Eltern mehr.“

Warum Kinder manchmal so ungerecht stur sein können. „Mädchen“, sagte ich, „laß die Aggressionen gegen deine Eltern. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, aber wenn du ...“

„Verstehst du denn nicht, was ich sage?“ unterbrach sie mich. „Ich habe keine Eltern. Meine Eltern sind vor mehr als zehn Jahren gestorben.“

Ich sah sie groß an. „Sag das noch einmal.“

„Meine Eltern starben vor mehr als zehn Jahren. Ich habe keine Eltern mehr.“

Ich griff in die Hemdtasche und zog das Foto heraus. „Und wer, glaubst du, hat mir das hier gegeben?“

Sie schaute auf das Foto, sah genauer hin, nahm es in die Hand. Sie zitterte. Sie drehte es um, aber auf der Rückseite war nichts. Sie sah wieder das Bild an. Sie zitterte so sehr, daß sie es kaum halten konnte. Auch ihre Stimme zitterte, als sie fragte: „Weißt du, wann und wo das aufgenommen wurde?“

„Nein.“

„Vor zwei Wochen in Cienfuegos. Da, im Hintergrund kannst du das Hotel Jagua erkennen. Am Rand sieht man den Pool, dahinter die Poolbar. Ich bin öfter nach Cienfuegos gefahren, aber dieses Bild ist erst zwei Wochen alt. Das sehe ich an meinen Klamotten. Wie kommst du zu diesem Foto?“ In ihren Augen war Angst.

„Deine Eltern haben es mir gegeben.“

„Scheiße. Ich habe dir doch gesagt, daß ich keine Eltern habe.“

In Zukunft würde ich mich für das Wort „Scheiße“ nicht mehr entschuldigen. „Und wer sind dann die Leute, die sich für deine Eltern ausgegeben haben?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Aber an deiner Stelle würde ich ganz schnell versuchen, das herauszufinden, wenn du dein Geld willst. Ich nehme an, du tust das hier für Geld.“

Ich überlegte einen Augenblick. Dann sagte ich: „Ich habe eher das Gefühl, daß du es herausfinden solltest. Um dich geht es hier, nicht um mich. Und mein Geld habe ich schon.“ Das stimmte

zwar nur teilweise, aber ich konnte das mit dem Geld nicht so einfach auf mir sitzen lassen. „Wer hat denn ein Interesse daran, daß du aus Kuba verschwindest?“

Doris machte eine Pause, eine lange Pause. Sie lehnte sich an den Tresen, hielt sich daran fest. Ihr Blick verlor sich. Sie schien tatsächlich nachzudenken. Plötzlich nahm sie unser Gespräch ernst. Aber die Angst stand ihr im Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. „Keiner wirklich. Und doch viele. Ich weiß es nicht.“ Sie zuckte die Achseln und schaute ratlos um sich.

„Fühlst du dich hier sicher? Auch ohne Jesús?“

Sie blieb stumm. Nach einer Weile nickte sie.

„In was bist du verwickelt? Prostitution allein kann es nicht sein. Ist es eine Erpressungsgeschichte? Weißt du etwas über jemand? Hast du jemand in der Hand? Oder er dich? Oder ist es Rauschgift, Kokain? Ich weiß, daß es einen direkten Draht von Kolumbien nach Kuba gibt. Welche von diesen Theorien hat denn deinen Segen? Oder ist es etwas ganz anderes? Hat es vielleicht mit dem Papstbesuch vor sechs Wochen zu tun? Da wolltest du doch ursprünglich zurückfliegen. Oder ist es Politik? Hat es mit Politik zu tun? Wirst du von Dissidenten unter Druck gesetzt? Hast du Kontakt zu Exilkubanern in Miami? Ist es das?“

Doris blieb stumm. Sie sah mich an, aber ihr Blick erreichte mich nicht. Sie sah durch mich hindurch, irgendwohin. Möglicherweise schaute sie auch nur auf den Barhocker hinter mir, auf dem vorher der Kanadier gesessen hatte.

„Mädchen“, sagte ich und legte meine Hand auf ihre, „du mußt reden. Ich weiß nicht, wer mich dafür bezahlt, daß ich dich aus Kuba heraushole. Noch nicht. Ich dachte, es seien deine Eltern, sonst hätte ich den Auftrag nie angenommen. Aber ich werde das feststellen. Vielleicht sollte ich dich gar nicht herausholen, sondern nur herauslocken. Dann wärest du in Kuba sicherer als in Österreich. Auch das werde ich erfahren. Ich bin Kriminologe und war einmal ein ganz guter Polizist. Aber es fällt mir verdammt schwer,

wenn du mir nicht helfen willst. Du mußt mir sagen, um was es geht – in deinem Interesse und um deiner Sicherheit willen.“

„Ich bin müde“, wiederholte sie unvermittelt, ohne ihren Blick aus dem Irgendwo zurückzuholen. Sie sagte das so leise, daß ich es kaum verstehen konnte.

Ich atmete tief durch. Da war heute nichts mehr zu machen. Ich kannte das von Verhören. „Ist gut“, sagte ich. Ich drückte ihre Hand, bevor ich sie losließ. „War ja auch kein langweiliger Abend. Du gehst jetzt schlafen, und ich auch. Morgen früh treffen wir uns und reden weiter. Bei Tageslicht sieht vieles anders aus. Bist du um neun ausgeschlafen? Wird eben eine kurze Nacht. Ich warte auf dich um neun in der Halle, einverstanden?“

Jetzt sah mich Doris wirklich an. Sie sah mich so an, wie mich noch nie zuvor jemand angesehen hatte. Ihr Blick sagte Dank, zeigte Erleichterung, drückte Hoffnung aus, vielleicht auch mehr. Vor allem aber war die Angst aus ihren Augen verschwunden. Das kam alles so schnell, so unerwartet, auf diese Verwandlung war ich nicht vorbereitet. Ich spürte einen Schauer auf meinem Rücken. Sollte mir die Frau jemals aus dem Gedächtnis entschwinden, diesen Blick würde ich nie vergessen.

„Nicht im *Colina*“, sagte sie. Ihre Stimme klang jetzt fester, entschlossener. „Sei um neun vor dem *Capitolio*. Ich werde dort auf dich warten. Weißt du, wo das ist?“

Ich nickte, noch immer betroffen von der Verwandlung, die sich in Doris vollzogen hatte. Das Kapitol, eine Replik des Washingtoner Capitols, steht in *Centro Habana*. Der kubanische General Gerardo Machado, der in den Freiheitskriegen gegen die spanischen Kolonialisten kämpfte und 1925 zum Präsidenten gewählt wurde, hatte es 1929 bauen lassen. Weil seine Präsidentschaft aber zur Diktatur ausartete, wurde er 1933 gestürzt und floh in die USA. Das Bauwerk galt lange Zeit als Symbol für den langjährigen US-Einfluß in Kuba. Heute fristet es als Sitz der kubanischen Akademie der Wissenschaften und teilweise als

Herberge eines Naturkundemuseums ein von der Bevölkerung eher unbeachtetes Dasein, ist aber einer der zentralen Punkte der Stadt.

Doris hängte sich ihre Camel-Tasche über die Schulter und ging zur Glastür. Ich legte zwei Zehndollarscheine auf die Theke und folgte ihr.

Die Lobby war menschenleer, ebenso die Cafeteria vor dem Hotel. Nicht nur die Chicas, auch die Mädchen vom Empfang und von den Bufetts waren bereits gegangen. Die Männer vom Hotelsicherheitsdienst, die darauf achten mußten, daß keine Chica mit nach oben kam, hatten sich ebenfalls schon verzogen.

Doris blieb in der Halle stehen und wartete. Dann drehte sie sich zu mir, nahm mich an beiden Armen und sah zu mir auf. Sie lächelte ein wenig und sagte: „Danke. Und du hattest recht, wir haben uns schon einmal getroffen. Ich wußte deinen Namen nicht mehr. Ich glaube, den hast du mir nie gesagt, aber ich hab dich sofort wiedererkannt. Ich mußte so lachen, als du sagtest, du bist jetzt an der Universität. Ich konnte mir dich als Professor einfach nicht vorstellen, du mit deiner schiefen Boxernase, das fand ich zu komisch. Ich hab dich eben anders kennengelernt. Und ich dachte, ich sei dir besser in Erinnerung geblieben. Schade. Aber es macht nichts. Es ist auch schon lange her.“ Sie lächelte. „Bis morgen. Paß auf dich auf. Ich brauche dich.“ Dann zog sie mich zu sich hinunter und preßte ihre Lippen auf die meinen.

Der Kuß schien mir eine Ewigkeit. Er dauerte aber wohl nicht einmal eine Sekunde. Doris ließ mich los, und ich sah ihr nach, bis sie um die Ecke zum Aufzug verschwunden war. Dann ging ich hinaus zu meinem Auto.

Vom Colina fuhr ich nicht auf direktem Weg ins Nacional, sondern machte einen Umweg über den *Malecón*, die berühmte Uferpromenade von Havanna, die entlang der Kalkfelsküste von der Hafeneinfahrt bis zur Almendaresmündung verläuft. Das Autofenster kurbelte ich hinunter und atmete in tiefen Zügen die Meeresluft ein. Ich genoß den Geruch des Meeres und bildete mir

ein, den Geschmack des Salzes auf der Zunge zu spüren. Der Fahrtwind strich mir angenehm übers Gesicht.

Das Auto hatte ich gleich nach meiner Ankunft gemietet. Es kostete mich zusätzlich 20 Dollar Schmiergeld, damit ich es sofort bekam. Obwohl es Benzin nur an einigen bestimmten Tankstellen gab, war man in Havanna ohne Auto aufgeschmissen. Öffentliche Autobusse waren meist hoffnungslos überfüllt. Bei älteren Modellen hingen die Menschen mit geradezu affenartiger Geschicklichkeit an Türen, Fenstern und Stoßstangen, moderne Gelenkwaagenbusse fuhren los, ohne die pneumatischen Türen zu schließen, weil sich immer noch Passagiere hineinzwängten. Der letzte Schrei, das Transportproblem zu lösen, waren die *camellos*, aus alten amerikanischen Lkws und Eisenbahnwaggons zusammengestoppelte Busse von etwa zwölf Metern Länge, die bis zu 350 Personen befördern konnten, mit 18 Rädern und seitlich angebrachten Tanks für 200 Liter Diesel; wegen der buckligen Form taufte die *habaneros* das ocker und orange angepinselte Gefährt „Kamel“. Die Luft verpestend, verband der *camello* als Linienbus Havannas Randbezirke mit dem modernen Hotelviertel; jedesmal, wenn der *M5 San Agustín-Vedado* oder der *M6 Calvario-Vedado* am *Colina* vorbeidonnerten, hüpfte auf den Tischen die Mojito-Gläser. Immerhin lebten in der *Conurbation Gran Habana*, das ist Havanna mit den dicht besiedelten Vororten, rund zwei Millionen Menschen, von denen die Hälfte ständig irgendwohin wollte. Das meistgebräuchteste Verkehrsmittel war allerdings das Fahrrad, zumindest für die, die sich eines leisten konnten. Oder eines zugeteilt bekamen. China hatte Kuba 93 000 *bicicletas* verscherbelt, und die Chefs der großen verstaatlichten Firmen verkauften sie für 150 bis 250 Pesos an die Arbeiter und Angestellten, die weiter als fünf Kilometer vom Arbeitsplatz entfernt wohnten. Trotzdem gab es noch zu wenig Zweiräder, so daß fast immer hinten auf dem Gepäckträger ein Mitfahrer saß, für den sie zum Abstützen der Füße eigens die Achse des Hinterrades verlängerten. Sogar die *policía* fuhr zu zweit Streife

auf den chinesischen Drahteseln, was zuweilen waghalsige Fahrmanöver erforderte, weil die Gummiknüppel der Ordnungshüter ständig zwischen die Speichen zu geraten drohten. Auch die Idee der Fahrradrickscha mit zwei Hinterrädern und zwei Sitzen darüber wurde aus China importiert und zum *bicitaxi* geandelt. Weil Havannas Straßen aber nicht nur eben verlaufen, mußte der Pedaltreter oft genug absteigen und seine Fahrgäste bergan ziehen.

Ich konnte mich glücklich schätzen, hier über ein Auto zu verfügen. Trotzdem fuhr ich Schrittempo. Ich brauchte Zeit zum Überlegen.

Daß ich Doris Donhauser offenbar schon von einem früheren Treffen kannte, freute mich wirklich. Wann und wo, das wußte ich immer noch nicht. Na schön, sie würde es mir morgen sagen. Ich war jetzt auch zuversichtlich, sie zur Rückkehr nach Österreich überreden zu können. Dennoch machte ich mir Sorgen. Es gab da ein paar Lügen zu viel für meinen Geschmack, zu viele Ungereimtheiten.

Warum zum Beispiel brauchte Doris einen kubanischen Leibwächter? Und warum hatte der so extrem reagiert? Jesús mußte doch gewußt haben, welcher Art Job die Frau nachging. Und wozu trug er eine Waffe? Daß Doris das nicht gewußt hatte, glaubte ich ihr nicht. In vielen Großstädten sind Zuhälter und Beschützer von Bordsteinschwalben bewaffnet. In Kuba aber ging man nicht mit einer Kanone in der Tasche spazieren, ohne daß es der Polizei auffiel. Dazu war das Überwachungssystem zu gut. Also hatte Jesús irgendwo oben Freunde. Oder gar Auftraggeber. Das würde dann auch den Besuch der zwei Grünen erklären, die ungebeten und ohne zu grüßen in der Bar aufgetaucht waren und dann nicht einmal etwas konsumierten. Sollten die beiden Polizisten tatsächlich nur zufällig vorbeigekommen sein und die Beretta in meiner Tasche nicht bemerkt haben, wollte ich nicht mehr Daniel Gregor heißen, sondern Kaspar Ahnungslos.

Die zwei waren gerufen worden. Aber von wem? Wenn Jesús sie

gerufen hatte, was mir am wahrscheinlichsten schien, hätten sie mir zumindest die Pistole abgenommen. Sie fragten mich aber nicht einmal nach dem Paß, was sie bei Ausländern immer taten. Es mußte also jemand anders gewesen sein, der sie gerufen hatte. Aber wer? Der Graue hatte das Lokal weder verlassen noch telefoniert, und die Alarmklingel hinter der Bar gibt's nur bei Edgar Wallace. Bei dem kommt dafür selten ein Kanadier vor. Robert Rocket! Allein schon der Name! Arbeitete im Auftrag der Regierung an einer TV-Reportage und tat so, als sei er betrunken. Wozu das Theater? Wollte er Doris abschleppen? Vermutlich. Dann hatte ich sie ihm ausgespannt, bevor er dazu ansetzen konnte. Pech, Junge!

Meine Wiener Polizeidienstzeit hatte hauptsächlich aus Ermittlung und Aufklärung bestanden, und auch jetzt noch bat mich das Sicherheitsbüro öfter um Hilfe, obwohl ich kein Polizist mehr war. Aber nach Kuba war ich gekommen, um eine Österreicherin zu suchen und zurückzuholen. Wie's aussah, wurde etwas anderes daraus. Und ich dachte immer, Dinge wie Atomphysik seien kompliziert.

Am *Malecón* bog ich nach links zum Hotel *Nacional*, obwohl gelbe Markierungssteine das Linksabbiegeverbot deutlich genug anzeigten. Doch der tagsüber so belebte Kai von Havanna war sowieso wie ausgestorben. Auf der Kaimauer klebte noch ab und an eines der inzwischen vom Wetter zerzausten Plakate, die Jungmänner der katholischen Kirche anlässlich des Papstbesuches verteilt beziehungsweise an allen möglichen Mauern angebracht hatten: das Porträt eines vor der kubanischen Fahne gütig blickenden Heiligen Vaters und mit den Aufschriften *Bienvenido a Cuba Juan Pablo II.* und *mensajero de la verdad y la esperanza*. Willkommen in Kuba, Johannes Paul II., Botschafter der Wahrheit und der Hoffnung. Tja, niemand hatte es der Mühe wert gefunden, die Poster wieder abzumachen.

Ursprünglich gab es hier nur einen Felspfad, dann Holzhütten,

danach Badeeinrichtungen und schließlich eine Eisenbahnstrecke. Später planten die Spanier eine monumentale Uferchaussee, gaben das Vorhaben aber wegen der hohen Kosten wieder auf. Die Amerikaner erst begannen 1901 mit dem Bau, und jeder kubanische Präsident fügte ein Stück hinzu. Eine schattige Allee wurde allerdings nicht daraus, nicht ein einziger Baum wächst entlang der sechsspurigen Küstenstraße. Trotzdem war der *Malecón* mit dem freien Blick aufs Meer und der Kolonnadenfront auf der anderen Straßenseite zur beliebten Flaniermeile geworden. Man spazierte zur Festung *La Punta* oder Richtung *Miramar*, oder man traf sich mit Freunden. Auf der Kaimauer saßen Schulabgänger, die erst in einem halben Jahr Arbeit zugeteilt bekamen, Arbeitslose und Halbtagsbeschäftigte und wer sonst gerade nichts zu tun hatte. Liebespärchen verabredeten sich zu ihren Rendezvous, Mütter stillten dort ihre Babys, Chicas ihr Fernweh. Am Straßenrand standen die Autostopper, Schüler, die in die Schule wollten, Frauen und Männer, die zur Arbeit mußten. Am Abend und in der Nacht hielten dann die professionellen Nutten die Promenade okkupiert. Während sich die Chicas über ein Gespräch mit einem Ausländer freuten, eine Cola, ein Bier, über Zigaretten, neue Schuhe fürs Baby, sicher auch über ein paar Dollar, standen nachts hier die Professionellen. 20 Dollar, 50 Dollar, auch mehr, wenn's einer zahlte. Immerhin gab es seit zwei Jahren die *casas particulares*, „spezielle Häuser“, mit ordentlichen Zimmern, für das der Kunde allerdings 30 Dollar pro Tag hinlegen mußte.

War Doris Donhauser eine Professionelle? Wohnte sie deshalb im *Colina*, einem Zwei-Sterne-Hotel, das auch Einheimische frequentierten? War das professionell, wie sie mir die Hand aufs Knie legte? Oder doch nur eine spontane Geste, und Jesús reagierte so extrem, weil er so etwas von ihr nicht gewohnt war? Es gibt ganze Romane über Bodyguards, die sich in ihren Schützling verliebt haben.

Nein, der Ausdruck in Doris' Augen und der Kuß zum

Abschied paßten nicht zu einer Professionellen. Das war nicht *la rubia*, von der man mir erzählt hatte.

Das Bild war jedenfalls gewaltig ins Wanken gekommen, das ich mir von Doris Donhauser gemacht hatte, nachdem ich mich in den Hotels nach ihr erkundigt hatte. Und nachdem ich heute vormittag auf der österreichischen Botschaft gewesen war.

Der Botschafter, eine große, hagere Gestalt um die 60, hatte mich sofort empfangen. Ich hatte durch seine Sekretärin ausrichten lassen, mein Name sei Daniel Gregor, Dozent Dr. Daniel Gregor natürlich, denn als gelernter Wiener weiß man, bei wem Titel gut ankommen, und ich sei Lehrbeauftragter am Institut für Kriminologie der Universität Wien. Ich sei auf Urlaub hier und habe keinerlei Probleme, sondern wolle lediglich meine Aufwartung machen.

„Sie glauben gar nicht, wie froh wir sind, wenn wir Österreicher hier haben, die keine Probleme haben“, sagte er im typischen Schönbrunner Hochdeutsch und mit leicht näseldem Tonfall. „Wir haben hervorragende Beziehungen zu Kuba, und es tut uns immer leid, wenn es auf einer der beiden Seiten Schwierigkeiten gibt.“

Das freue mich zu hören, antwortete ich etwas irritiert. Ich hatte nie gedacht, daß es die Karikatur des österreichischen Diplomaten auch als leibhaftige Spezies gebe. Ich ließ mir von den Bemühungen um eine noch weitere Verbesserung der Beziehungen erzählen und trank den Kaffee, den die Sekretärin gemacht hatte, der abscheulich schmeckte. So wußte ich auch, warum Seine Exzellenz, der Botschafter, Mineralwasser trank.

Nach etwa zehn Minuten näselte er: „Sie sind also Kriminologe, das ist sehr interessant. Ich bin nämlich Jurist.“

„Ich bin auch Jurist“, klärte ich ihn auf. „Aber ich habe nach dem Doktorat zu den zwei Jahren Gerichtspraxis auch zwei Jahre Polizeipraxis gemacht. Dann bekam ich ein Rockefeller-Stipendium für die USA. Ich habe mich schon in Wien nebenbei

als Hilfskraft am Institut für Kriminologie speziell mit Brandermittlung, Spurenkunde und Erkennungsdienst befaßt, das habe ich dann in Amerika weiterverfolgt und zwei weitere Jahre Polizeipraxis absolviert, in New York, Chicago und Miami. Danach habe ich mich mit einem Thema über Spurensicherung habilitiert.“

„Und jetzt sind Sie Universitätsdozent für Kriminologie, Herr Doktor Gregor?“

„Eigentlich Privatdozent und ohne feste Anstellung. Ich war zu jung für einen solchen Posten. Sie wissen ja, Exzellenz, wie das ist in Österreich. Also wurde ich Journalist und war etliche Jahre Kriegsberichterstatte. Ich habe Vietnam mitgemacht und den Jom-Kippur-Krieg in Israel und war lange in Chile, in El Salvador und beim Sturz Somozas in Nicaragua. In Kuba bin ich noch nie gewesen, hatte allerdings während meiner Polizeidienstzeit in Miami viel mit Exilkubanern zu tun.“ Daß ich in Vietnam in Gefangenschaft saß und in Nicaragua von der *Guardia nacional* eingekerkert worden war, erzählte ich nicht. Ich war schließlich nicht zum Plaudern gekommen.

„Interessant, interessant.“

„Tja“, machte ich, „und jetzt bin ich Lehrbeauftragter für Spurensicherung und Brandermittlung am Institut für Kriminologie der Universität Wien und warte auf eine Fixanstellung. Einen Urlaub auf Kuba kann ich mir gerade noch leisten.“

„Richtig, richtig“, nickte Seine Exzellenz. „Seit dem amerikanischen Embargo lebt Kuba fast ausschließlich vom Tourismus. Deshalb ist Kuba für Touristen noch relativ billig, billiger jedenfalls als die übrige Karibik, obwohl die Preise beim Papstbesuch enorm in die Höhe gegangen sind. Dafür ist, seit der US-Dollar als zweites Zahlungsmittel erlaubt wurde, die Situation für die Einheimischen, die keine Möglichkeit haben, an Dollars heranzukommen, äußerst prekär geworden. Der Dollar ist ja in Wirklichkeit bereits erstes Zahlungsmittel, weil vieles, wenn überhaupt,

nur für Dollars zu haben ist. Von Regierungsseite wurde mir versichert, daß 50 Prozent der Kubaner legalen Zugang zu Dollars haben, durch Verwandte in den USA, im Tourismusgeschäft und so weiter, doch halte ich diese Zahl für zu hoch gegriffen. Der offizielle Kurs steht derzeit bei 23. Wenn sie bedenken, daß ein Universitätsprofessor, und der gehört zu den Bestverdienern, 420 Pesos im Monat kriegt, dann hat er gerade 20 Dollar. Das Durchschnittseinkommen liegt aber nur bei 250 bis 300 Pesos. Die Grundnahrungsmittel auf den Zuteilungskarten, die man mit Pesos bezahlt, reichen im allgemeinen für höchstens zwei Wochen.“

Der Botschafter schüttelte den Kopf. Ich merkte ihm an, daß ihm die triste Wirtschaftslage auch persönlich naheging. Ich hatte das alles auch schon von anderen gehört, von Kellnern und Chicas, mit denen ich mich auf der Suche nach Doris Donhauser in den Hotels unterhalten hatte. Für ihre Kinder zum Beispiel bekamen sie bis zu deren siebtem Lebensjahr einen Liter Milch pro Tag, danach mußten sie Milch mit Dollar bezahlen. Selbst eine Zahnbürste gab's nur für Dollar. Ich wunderte mich längst nicht mehr, wenn mich auf der Straße Leute anbettelten oder alles mögliche verkaufen wollten, von Kokain und verschobenen „Montecristo“-Zigarren bis zu nagelneuen Pesos-Scheinen als Wanddekoration.

„Wissen Sie“, fuhr der Botschafter fort, „es gibt eine ganze Reihe Reformpolitiker, die die Aussöhnung mit den USA und damit ein Ende des Wirtschaftsembargos anstreben, Außenminister Roberto Robaina zum Beispiel, Castros politischer Ziehsohn, oder Carlos Lage, der Vorsitzende des Ministerrates, auch Kulturminister Abel Prieto, der frühere Präsident des Schriftstellerverbandes. Fidel Castro selbst hat, als Bill Clinton Präsident wurde, die Hand ausgestreckt und dem ‚jungen Präsidenten‘ die Aussöhnung mit der ‚jungen Nation‘, also dem neuen, nachrevolutionären Kuba, angeboten. Aber dann kam dieser Zwischenfall

am 24. Februar 1996, als die Kubaner die beiden Flugzeuge abschoßen. Natürlich war der Überflug eine Provokation der Exilkubaner gewesen, die wieder Flugblätter über Havanna abwerfen wollten, denn der 24. Februar ist ein Gedenktag der Revolution. Dieser Tag des Jahres 1895 gilt als der Beginn des zweiten Kolonialkrieges gegen Spanien. Aber nach diesem Abschuß, von dem man bis heute nicht weiß, wer den Befehl dazu gegeben hat, möglicherweise die Hardliner hier in Havanna, die ebenfalls provozieren wollten, zwangen die Konservativen im US-Senat Präsident Clinton, dieses unselige Helms-Burton-Gesetz zu unterzeichnen, das das Embargo noch verschärfte. Es ist jaauch einmalig in der Geschichte, daß ein Land einem anderen Land, mit dem es sich nicht im Kriegszustand befindet, per Gesetz vorschreibt, welche Personen, namentlich Fidel und Raúl Castro, einer Übergangsregierung zur Demokratie nicht angehören dürfen. Es folgten dann die Bombenanschläge in Havanna im vergangenen September, im Hotel Copacabana, wo ein italienischer Tourist ums Leben kam, im Capri, im Nacional und in der *Bodeguita del Medio*. Der Attentäter, ein Salvadorianer, wurde gefaßt und gab zu, von Exilkubanern in El Salvador im Auftrag der CANF, der Cubabisch-Amerikanischen National Stiftung in Miami geschickt worden zu sein, für 5000 Dollar. Das alles war Wasser auf die Mühlen der Reformgegner. Daher haben sich viele vom Besuch des Papstes eine Entspannung erhofft, einerseits größere Freiheiten im Land, andererseits aber auch eine Lockerung des Embargos. Der Papst hat ja beides sehr eindringlich und mehrmals eingefordert. Sie erinnern sich, was Seine Heiligkeit bei seiner Ankunft gesagt hat: „Möge Kuba sich der Welt und die Welt sich Kuba öffnen!“ ...“

Ich nickte eifrig, hatte aber keine Chance, den Botschafter zu unterbrechen.

„... und es hat sich tatsächlich einiges getan. An die 200 politische Häftlinge wurden freigelassen, und vor zwei Tagen hat die

amerikanische Außenministerin Madeleine Albright einige Erleichterungen verkündet, wie direkte Geldüberweisungen und Medikamentensendungen und die Wiederaufnahme der Direktflüge zwischen Havanna und Miami. Es tut sich also einiges. Guatemala hat wieder diplomatische Beziehungen mit Kuba aufgenommen, Honduras wird demnächst folgen; das klingt zwar nicht sehr spektakulär, ist aber ein Schlag für die USA, weil ihre Bemühungen um eine Isolierung Kubas aufgeweicht werden. Dazu kommt, daß die radikale CANF durch den Tod ihres Gründers Jorge Mas Canosa im vergangenen November viel an Einfluß verloren hat. Die USA werden aber kaum das Embargo aufheben, bevor es nicht freie Wahlen gibt. Und Kubas alte Dogmatiker, die ja massiv gegen den Papstbesuch waren, tun nun alles, um Liberalisierungen zu verhindern, vor allem Hardliner in der Armee. Die fürchten um ihre Machtpositionen. Inzwischen kämpft sich das Land eben so durch, aber es fehlt an allen Ecken und Enden. Touristen verstehen das oft nicht und schimpfen dann.“ Der Botschafter seufzte.

Ich seufzte auch. Tut mir leid, Exzellenz. Es war ja nicht so, daß mich die kubanische Politik nicht interessierte, aber im Moment beschäftigte mich mein Auftrag mehr. Ich war nun bereits den dritten Tag in Havanna und hatte lediglich den Spitznamen *la rubia* erfahren und daß sie in Begleitung eines Farbigen unterwegs war. Ich wußte noch nicht einmal, wo ich Doris Donhauser finden konnte.

„Aber nicht alle schimpfen“, warf ich ein. „Ich habe von einer Wienerin gehört, die von Kuba so begeistert ist, daß sie ihren Urlaub gleich um fünf, sechs Wochen verlängert hat.“ Ich setzte dabei ein sehr beiläufiges Gesicht auf. Meine scheinheilige Miene hätte ich gern selbst gesehen.

„Wir wissen davon“, sagte der Botschafter. Der näselnde Plauderton war plötzlich einem sachlicheren Ausdruck gewichen.

Na endlich, Mann, rede! Du weißt doch etwas.

„Die Österreicherin ist uns bekannt“, fuhr er fort. „Sie ist schon öfter in Kuba gewesen und hat offenbar die Absicht, für immer hierzubleiben. Sie arbeitet als Reisebetreuerin im Hotel *Colina*. Unseres Wissens wird sie von *Cubatur* bezahlt.“

Na, das war doch schon was. „Und das genügt, was sie macht, damit sie im Land bleiben darf?“ fragte ich.

„Weil sie es so macht, wie sie es macht.“ Da hatte jetzt eine Spur von Vertraulichkeit mitgeschwungen.

„Wie macht sie es denn?“

Der Botschafter überlegte. Dann sagte er vorsichtig und kehrte dabei zu seinem nasalen Tonfall zurück: „Sie hilft angeblich, ich sage angeblich, den Touristen, besonders denen, die die einheimischen Mädchen nicht wollen, weil sie vielleicht Angst vor Aids haben. Und sie hilft auch, wieder angeblich, verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Dozent, besonders einem einheimischen Politiker. Angeblich, Gerüchte, die man ja eigentlich nicht weiter erzählen sollte. Aber Ihnen kann ich so etwas erzählen, Sie sind ja schließlich auch Jurist wie ich, Herr Doktor Gregor.“

Aber klar, Mann. Danke. Trotzdem schüttelte ich ungläubig den Kopf und sagte: „Und da gibt es keine Schwierigkeiten mit den Behörden, Exzellenz? Ich meine, *Cubatur* ist doch das staatliche Reisebüro. Und Prostitution wird geduldet?“

„Wir haben in dieser Sache nie eine Intervention gehabt. Sie hat den Arbeitsplatz selbst gefunden und ein Dauervisum bekommen. Also haben wir uns nie mit dem Fall beschäftigt. Und was die Prostitution betrifft, so ist sie nicht verboten, sondern wird nur streng kontrolliert. Während des Papstbesuches sind die meisten Mädchen zwar aus den Straßen eliminiert worden, es hätte vor Seiner Heiligkeit kein gutes Bild gemacht, aber Kuba lebt nun einmal derzeit vom Tourismus. Und diese Mädchen, wir nennen sie *fortune hunters*, Glücksjäger, locken Touristen an, so traurig es auch ist. Den neuen Politikern paßt das ohnehin nicht. Aber was sollen sie tun? Fidel Castro selbst hat einmal gesagt, wir haben kei-

ne Prostitution, denn die Mädchen tun das ja gern. Und Castro kennt sein Volk. Die Menschen hier haben eine andere Einstellung zum Sex, zum Körper überhaupt.“

Das war ein Hinweis, den ich mir merken wollte. Dennoch hatte mir nicht gefallen, was ich da erfuhr. Wenn ich eine von der kubanischen Regierung bezahlte Nutte heim ins Elternhaus zurückführen sollte, konnte es mir auch recht sein, man tut ja viel für die Moral. Aber warum haben mir die Donhausers das nicht gesagt? Oder haben sie es wirklich nicht gewußt? Ich erinnerte mich, wie sie meiner Frage nach Doris' Beruf ausgewichen waren.

„Hat sich denn aus Österreich nie jemand nach dem Fräulein erkundigt?“

„Nein, nie. Wer hätte denn sollen?“

Auch das war aufschlußreich. Von den besorgten Eltern und meinem Auftrag sagte ich dem Botschafter nichts. Und daß es diese Eltern vermutlich gar nicht gab, erfuhr ich ja erst später, nach meinem Gespräch mit dem Botschafter, von Doris selbst.

„Weiß man eigentlich, ob sie schon vorher in Österreich diesen Job – ich meine, hat sie da schon, tja, irgendwie oder so?“

An der Reaktion des Botschafters merkte ich, daß ich zu weit gegangen war. Mein Interesse war zu offensichtlich geworden. Etwas schroff näselte er: „Nein, und es hat uns auch nicht interessiert. Wissen Sie, wie viele Österreicher in den letzten Jahren nach Kuba gekommen sind?“

Ich wußte es nicht, und es war mir auch egal. Selbst wenn dem Botschafter bekannt war, was Doris Donhauser vorher gemacht hatte, würde er es mir jetzt nicht mehr sagen.

Nach diesem Gespräch mit dem Botschafter hatte ich beschlossen, heute nacht ins Hotel *Colina* zu gehen und dort nach ihr zu suchen. Was ich dann ja auch tat, mit Erfolg sogar. Aber eines wußte ich am Vormittag schon, und das hatte sich im *Colina* bestätigt: Mein Auftrag war faul. Irgendjemand wollte jemanden hineinlegen, und das war noch das mindeste.

Trotzdem schien das Bild von *la rubia* nicht zu stimmen. Warum aber hatte mir der Botschafter dann diese Geschichte erzählt? Gab es wirklich nie eine Anfrage aus Wien? Und wenn das nicht Doris' Eltern waren, wer waren sie dann? Wie kamen sie zu einem Foto, das erst vor zwei Wochen hier in Kuba aufgenommen wurde, obwohl sie angeblich seit sechs Wochen nichts von der Tochter gehört hatten?

Das werde ich wohl in Wien herausfinden müssen, dachte ich, als ich dem Nachtportier vom Hotel *Nacional* meine Autoschlüssel gab, damit er den Wagen auf den Parkplatz stellte. Dann fuhr ich mit dem Lift in mein Zimmer.

Als erstes wählte ich die Telefonvermittlung. „*¿Sí, señor, por favor?*“ meldete sich eine verschlafene Stimme.

„Hör' zu, Mädchen“, sagte ich auf spanisch. „Ich brauche eine Nummer in Wien. *Viena en Austria, ¿sí?*“ Ich nannte die Telefonnummer von Doris' Eltern. In Wien war es dank der Zeitverschiebung zehn Uhr vormittags, eine christliche Zeit. Ich war neugierig, wie die Leute reagierten, wenn ich ihnen sagte, daß sie eigentlich schon zehn Jahre tot sein müßten. Und ob sie mir freundlicherweise sagen könnten, was da tatsächlich gespielt wurde?

Ich wartete. Dann hörte ich das Freizeichen. Tü – tü – tü – ... Nichts. Nach einer Weile meldete sich das Telefonmädchen wieder. „Es tut mir leid, *señor*, aber es kommt keine Antwort. Ist das die richtige Nummer?“

„Das habe ich zumindest bisher geglaubt“, sagte ich. Ich hatte in Wien dreimal mit den Leuten telefoniert, und es hatte keine Probleme gegeben. Von Havanna aus schien es nicht zu funktionieren. „Ich werde es morgen versuchen. *Gracias. Buenas noches.*“

Sie waren wieder nicht zu Hause. So etwas kann vorkommen. Aber ständig? Im Hinterkopf setzte sich ein Gedanke fest: Sie waren nicht Doris' Eltern. Ich bereute, die Leute nicht besser abgecheckt zu haben.

Dann sah ich mich im Zimmer um. Keine Chance, die Beretta unter oder hinter einem Möbel zu verstecken. Das Bett ruhte auf

einem festen Sockel, der Schrank bestand aus einer Mauernische mit Tür. Also schraubte ich mit der Nagelfeile die Rückwand des Fernsehgerätes ab und legte die Pistole hinter der Verkleidung unter den Lautsprecher. Ich wußte, das war kein originelles Versteck. Krimi-Autor Mickey Spillane hatte sich schon darüber lustig gemacht und seinen Privatdetektiv Mike Hammer sinnieren lassen: *„Niemand versteckt heute mehr seine Pistole in der Klimaanlage oder im Fernsehapparat ...“* Die Kubaner kannten es aber vielleicht noch nicht. Bei ihnen liefen ja nicht so viele TV-Krimis wie bei uns. Das war einer der Nachteile eines Regimes, das das Fernsehen für Propagandazwecke brauchte.

Ich fragte mich auch, ob mir die Waffe viel nützen würde. Zwar absolvierte ich regelmäßig meine Schießübungen auf der Polizeiakademie, um nicht aus der Übung zu kommen. Da verwendete ich aber eine österreichische Polizeipistole, die Glock 9 mm Parabellum, und nicht so ein schwachbrüstiges Ding wie die Beretta 7.65. Was soll's? Wozu sollte ich überhaupt eine Waffe brauchen?

Ich hatte das Licht und die laute Klimaanlage abgestellt und mich niedergelegt. Ich holte mir Doris' Blick zurück, der so viel Erleichterung und Hoffnung ausdrückte. Und den Kuß. Und wie sie mir die Hand aufs Knie legte. Und wieder versuchte ich, mich zu erinnern, woher ich sie kannte. Hätte ich das Angebot nicht annehmen können, mit ihr zu schlafen? Ich wäre auch problemlos in ihr Zimmer gekommen, Zimmer 410. Die Hotelpolizisten standen sowieso nicht auf Posten. Wieso eigentlich nicht? Die stehen doch sonst immer an der Treppe und vorm Aufzug, Tag und Nacht, vor allem in der Nacht. Es kostete 20 Dollar Bestechungsgeld mindestens, um sie zu bewegen wegzuschauen, wenn man mit einer Chica angetanzt kam. Doris sah großartig aus, besser als jede Chica, eine Frau, die man vielleicht auch schnell liebhaben konnte. Hätte das an meinem Auftrag etwas geändert, würde ich

jetzt mit ihr im Bett liegen? Ich würde sie dabei nicht einmal ausgefragt haben, ich schwöre es.

Da rüttelte es an meiner Tür. Zuerst hörte ich es nur ganz schwach. Dann realisierte ich, daß da wirklich jemand gegen meine Tür hämmerte. Mich riß es in die Höhe. Es war taghell. Ich sah auf die Uhr. Halb neun. Um neun Uhr sollte ich vor dem *Capitolio* sein.

Ich sprang aus dem Bett, schlüpfte in die Hose und machte auf. Vor mir stand Jesús. Im selben Moment dachte ich an die Pistole, die hinter der Verkleidung des Fernsehapparates versteckt war. Mir wäre jetzt sogar die 7.65 recht gewesen.

Aber der Kubaner hatte keine Waffe. Seine Augen funkelten vor Haß. Die Fäuste hatte er geballt. Er brüllte mich auf spanisch an. Er bebte am ganzen Körper. Aus dem Wortschwall knallten mir immer wieder einzelne Wörter entgegen, „*Santa María*“ und „*culpa*“ und „*muerta*“. Das alles wollte mir nicht ins Hirn.

Ein Hoteldiener stand hilflos hinter ihm.

Ich packte Jesús an beiden Armen, schüttelte ihn und schrie auf deutsch zurück: „Halt die Klappe! Was ist los?“

Das brachte ihn zur Besinnung. Er hielt inne. Und dann schrie er plötzlich ebenfalls auf deutsch: „Du schuld! Du schuld! Doris ertrinkt! *Playa Santa María!* Doris ertrinkt!“

Ich ließ ihn los. „Was heißt das – ertrinkt? Ertrunken oder ertränkt? Sag es auf spanisch! *¡Dime en español!*“

Jesús sah mich groß an. Dann schrie er, wieder auf spanisch, Doris sei tot. Sie liege am Strand von Santa María, und ich sei schuld. Dann rannte er den Flur entlang zur Treppe.

Der Hoteldiener sah mich fragend an. Am Flur öffneten sich zwei oder drei Türen. Köpfe wurden herausgestreckt.

Ich stand in der offenen Tür. Mein Gehirn hatte zu arbeiten aufgehört.

Doris Donhauser war tot.

2

Es waren vielleicht drei oder vier Minuten, die ich brauchte, um Klamotten überzustreifen. Durchs Hotelviertel konnte ich nicht schneller fahren, weil schon dichter Morgenverkehr herrschte und bereits Menschen die Straßen belebten. Aber über den *Malecón* raste ich mit 100. Mit der rechten Handkante schlug ich immer wieder auf die Hupe, was aber nicht besonders auffiel. Hupen gehörte hier zum Verkehr. Das Nachdenken hatte ich aufgegeben und konzentrierte mich darauf, keinen der im Weg stehenden Verkehrspolizisten oder Autostopper zu überrollen. Die Ampel vor der Einfahrt zum Tunnel unter der *Bahía de La Habana* überfuhr ich bei Rot. Nach der Bucht von Havanna und der alten Mautstelle drehte ich auf 160 auf. Mehr schaffte der Karren nicht. Das *Estadio Panamericano* registrierte ich gar nicht, als ich daran vorbeifuhr.

Doris Donhauser, die Frau, die ich hätte heil nach Hause bringen sollen, war tot.

Nach Cojimar bog ich auf die *Via Blanca*, die zu den *Playas del Este* führt. Die Ortschaften zwischen der Bucht von Cojimar und den Playas flogen an mir vorbei. Meine Augen waren auf die Tachonadel fixiert, die nicht über 160 klettern wollte. Mit jedem Kilometer wurde ich wütender.

Doris war tot. Ertrinkt. Ertrunken oder ertränkt? Ich wünschte, Jesús hätte besser Deutsch gelernt. Aber machte es einen Unterschied, ob Doris ertrunken war oder ertränkt wurde? Das eine war ein Unfall, das andere Mord. Beides hatte ich nicht verhindern können. Sie war tot.

Nein, es machte keinen Unterschied. Noch nicht.

Der erste der Oststrände ist die *Playa El Mégano*, der zweite die

Playa Santa María. Ich war allein auf der Straße. Für den Strandverkehr war es noch zu früh.

Knapp vor dem Hotel Marazul, einem fünfstöckigen Betonklotz, war Endstation. Ein blauweißer Streifenwagen der *Policía del Tránsito* stand quer, ein grünweißer schräg. Dahinter hatten sich zwei zivile Autos postiert, deren Zulassungsnummern ich nicht erkennen konnte, vermutlich Kriminalpolizei. Rechts an der Straße standen Polizisten in blauen Uniformen.

Ich parkte meinen Wagen ganz rechts, stieg aus und stapfte querfeldein zum Strand. Schon die ersten Schritte füllten meine Schuhe mit Sand. Der Korallenkalk an Kubas Stränden ist ungemein fein. Nach ein paar Metern hatte ich das Gefühl, der Sand rieselte bereits über den ganzen Körper. Vom Meer her wirbelte die *brisa*, verstärkt durch den Nordostpassat, den Sand leicht auf.

Zwischen majestätisch aufragenden Königspalmen und den kleineren gedrungenen Kokosbäumen konnte ich auf den weiten Strand und das offene Meer blicken. Das Wasser war grün und trotz Ebbe unruhig, denn der Passat wehte gegen den Gezeitenstrom des fallenden Wassers. Er erzeugte schmale Wellenkämme mit weißen Gischtfahnen. Die Wellen überschlugen sich und wurden von den nachrollenden eingeholt. Die Gischtfahnen lösten sich auf und bildeten sich aufs neue. In zwei bis drei Stunden würde die Ebbe ihren Niedrigwasserstand erreicht haben.

Links stand ein vielleicht 40 Quadratmeter großes Strand- oder Badehaus auf Pfählen. Die Holzpfosten ruhten auf Steinblöcken, die in den Sand eingegraben waren. Das Holzhaus war so fundamentiert, daß es auch den schweren Nordstürmen standhalten konnte. Im Haus hatten sie wahrscheinlich die Sachen verstaut, mit denen Touristen die Zeit totschlagen: Surfbretter, Faltboote, Ballspiele. Neben dem Holzbau lagen vier oder fünf Katamarane im Sand, mit Ketten an der Hütte festgemacht und mit Planen abgedeckt.

Ziemlich knapp am Wasser standen oder knieten Leute um

etwas herum. Zunächst konnte ich nicht sehen, was es war. Ich wußte es trotzdem. Mein Mund war trocken, und es schnürte mir die Kehle zu. Eine Möwe kreischte, eine zweite stimmte mit ein. Dann noch eine.

Einige der Leute waren Polizisten in blauen Uniformen, zwei in grünen. Eine der zwei Figuren in Grün war, wie ich erkennen konnte, eine Frau. Auch Ärzte oder Sanitäter in weißem Outfit standen dabei; der Komplex der Internationalen Klinik befand sich nur ein paar hundert Meter vom Marazul entfernt. Die anderen trugen Zivil.

Jetzt konnte ich auch sehen, um was die Leute herumstanden. Es war eine Trage, auf der jemand lag. Ich konnte die Person von hier aus nicht erkennen. Aber ich sah die langen blonden Haare, die in den Sand hingen. Ich blieb stehen. Ich wußte nicht, was ich jetzt tun sollte. Die blaßroten Blüten eines Magnolienbaumes schickten sich an aufzugehen.

Da kam einer der Zivilisten auf mich zu. Er fragte mich barsch, wer ich sei und was ich hier machte.

Ich antwortete nicht. Ich sah ihn nicht einmal an. Ich sah nur Doris. Aber ich sah sie nicht, wie sie auf der Trage lag. Ich sah sie, wie sie mich heute nacht angesehen hatte. Eine verzweifelte junge Frau, die plötzlich Hoffnung schöpfte, Dank sagen wollte.

Jetzt war sie tot.

Dann hörte ich wieder die Frage: „Wer bist du?“

In Kuba wird kaum noch die Anrede „Sie“ verwendet. Seit Fidel Castro. Im revolutionären Kuba sind nach dem Willen des *Máximo Líder* alle Menschen Genossen, das „Du“ hebt die Klassenunterschiede auf. Zumindest bei jenen, die's glauben.

Und noch einmal die gleichen Fragen. Wer ich sei, was ich da machte. Das war aber jetzt eine Frau, die fragte. Sie hatte eine dunkle, weiche Stimme. Ich hatte gar nicht gemerkt, daß noch jemand herangetreten war.

Sie sah mich an. Fragend. Sie wartete.

Ich sah sie an. Sie war eine große, schlanke und ziemlich helle Mulattin mit langen schwarzen Haaren weit über die Schultern. Sie trug enge blaue Jeans und eine weiße Bluse ohne Ärmel. Die Sandalen hatte sie in der Hand. Vorne an der Brust steckte ein Abzeichen mit einem roten Kreuz und einer Schrift. Vermutlich gehörte sie zur Klinik. Sie machte ein ernstes Gesicht. Sie zog die Schultern vor und drückte die Arme an den Körper wie jemand, der sich fürchtet oder soeben etwas Grauens gesehen oder erlebt hat.

Ich sah sie nur an.

Da fragte sie mich auf englisch, ob ich verstanden habe oder ob sie übersetzen soll.

Ich schüttelte den Kopf.

Sie fragte mich dasselbe auf deutsch.

Ich schüttelte wieder den Kopf und antwortete spanisch: „Nein, danke, ich habe verstanden. Ich spreche Spanisch.“

„Warum antwortest du dann nicht, wenn du verstanden hast und Spanisch sprichst?“ fragte sie verärgert, zog die Stirne dabei in Falten. Und zum viertenmal, wieder auf spanisch: „Wer bist du? Was machst du hier?“

„Ist jemand ertrunken?“ ignorierte ich ihre Fragen.

„Ja. Eine Ausländerin, eine Touristin. Es ist entsetzlich!“ Sie schüttelte sich, preßte eine Faust gegen ihre Zähne, begann an einem Fingerknöchel zu kauen. Dann besann sie sich, forderte erneut zu wissen: „Wer bist du?“

„Ich bin ein Landsmann von ihr. Ich war mit ihr befreundet“, sagte ich. „Wie ist sie ertrunken?“

Wieder etwas umgänglicher: „Sie ist sicher zu weit hinausgeschwommen, ertrunken und heute nacht mit der Flut angeschwemmt worden.“ Die Frau machte eine Pause. Sie stand offenbar wirklich unter der Nachwirkung eines Schocks. Gedankenverloren setzte sie hinzu: „Ich habe sie gefunden.“

„Wann hast du sie gefunden?“

„Vor ungefähr einer halben Stunde. Die Leute dort sind *agentes de policía* und *médicos* von der *Clinica Internacional*.“

Ich sah auf die Uhr. Es war kurz vor halb zehn. Als Jesús vor meiner Tür stand, war es halb neun gewesen. Der Kubaner mußte sie also vorher entdeckt haben. Oder war er dabei, als sie ertrank? Oder – Junge, wenn du sie umgebracht hast, bringe ich dich auch um. Das schwöre ich dir.

„Wie hast du sie gefunden?“ fragte ich.

„Ich arbeite in der Klinik. Und am Morgen hole ich, wenn ich Zeit habe, Sandwiches vom *Marazul*. Das Hotel ist zwar für kanadische Touristen reserviert, aber für uns vom Krankenhaus machen sie eine Ausnahme. Ich war heute etwas früh dran und bin vorher an den Strand gegangen. Da habe ich sie gesehen...“ Sie schüttelte sich wieder. „Sie war ganz nackt. Ich habe vom Hotel aus unsere Leute in der *clínica* angerufen. Die haben dann die Polizei verständigt. Die Kleider der jungen Frau haben dort auf den Stufen gelegen.“ Sie zeigte auf eine kleine Holzterrasse vor der Tür zum Strandhaus.

Wollte Doris wirklich nur baden und ist dabei verunglückt? War Jesús dabei und ist in Panik davongerannt? Seine Überreaktionen kannte ich schon. Aber wieso sollte ich dann schuld sein an ihrem Tod? Oder war sie freiwillig in den Tod gegangen? War diese Hoffnung in ihrem Blick heute nacht nur ein letztes Aufflackern gewesen? Hatte sie Selbstmord verübt, und Jesús konnte es nur nicht verhindern? Viele Kubaner können nicht schwimmen, auch das wußte ich von den Exilkubanern in Miami.

„Darf ich sie sehen?“ fragte ich die Frau.

„Ich weiß nicht. Aber ich glaube schon, wenn du sie kennst. Du mußt die Polizei fragen.“

Ich nickte. „Wenn es die ist, von der ich annehme, daß sie es ist, dann habe ich sie gekannt.“

„Ich werde einen von ihnen holen“, versprach die Frau und ging zu der Gruppe zurück.

Sie kam mit einem weißen Kubaner in Zivil wieder. Im Unterschied zu den anderen trug er einen Anzug, hellblaues Sommerleinen, sogar eine Krawatte. Er kam mir etwas größer vor als der Durchschnittskubaner, schlank, breitschultrig. Sicher trieb er regelmäßig Sport. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Souveränität. Auch die Überheblichkeit, die Menschen an sich haben, die Befehle nur geben. Mit den langen Haaren und dem geschnittenen Vollbart hatte er viel Ähnlichkeit mit Che Guevara ohne dessen leichten Vorbiß. Auch war der kleiner gewesen. Der Mann gab mir die Hand und sagte: „*Buenos días*. Ich bin García Marín.“

„Mein Name ist Daniel Gregor“, sagte ich. „Ich glaube, die Tote gekannt zu haben. Ich bin ein Tourist aus Österreich. Darf ich sie sehen? Vielleicht kann ich sie identifizieren.“

Er zog die linke Augenbraue in die Höhe und musterte mich. Dann antwortete er freundlich: „Selbstverständlich. Wenn Sie die Tote identifizieren können, erspart uns das viel Arbeit. Es wurden keine Papiere bei ihr gefunden.“ Er sprach ein angenehm verständliches Spanisch. Mich überraschte, daß er mich mit „Sie“ anredete.

Er ging wieder zurück. Ich folgte ihm. Auch die Frau kam nach.

Die Tote lag nur zwei Meter vom Wasser entfernt. An diesem flachen Ufer waren die Gezeitenwellen nicht sehr stark ausgeprägt.

Es war Doris Donhauser. Sie hatten sie mit einem Leintuch bis zum Hals zugedeckt. Das Gesicht war weiß, aber nicht typisch aufgequollen wie bei Leichen, die lange im Wasser gelegen haben. Die Lippen waren blau, der Mund und die Augenpartie verzerrt. Die blonden Haare hingen rechts und links vom Gesicht in den Sand. Auf Nase und Stirn konnte ich Hautabschürfungen oder Druckflecken erkennen. Keiner hier hatte einen Anlaß zu besonderer Pietät gefunden und ihr die Augen zgedrückt.

Ich konnte mich des schaurigen Trugbildes nicht entziehen, daß die offenen Augen mir etwas zuriefen: Hallo, überschlauser Freund, solltest du mich nicht nach Hause bringen? Lebend? Jetzt

bin ich aber tot – was wirst du nun unternehmen? Wirst du das glauben, was dir die Leute da ringsum erzählen werden? Wirst du den Fall auf sich beruhen lassen und wieder heimfahren? Waren wir nicht einmal befreundet – auch wenn du dich nicht mehr an mich erinnern kannst?

Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, starrte ich auf die tote Frau. Ich blickte an ihr vorbei den Strand entlang. Auf dem Sand bemerkte ich die aufgemalten Linien eines Spielfeldes, den markierten Punkt für den Anwurf. Ich sah auch die gegnerischen Spieler mit aufgerissenen Augen auf mich zurennen, bereit, mir den Ball abzujagen ... da fühlte ich plötzlich alle Blicke auf mich gerichtet. Das führte mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich kniete nieder und berührte Doris' Gesicht, das nun so leer war, ohne Leben, ohne Seele. Ich sah auch diesen Blick von heute nacht wieder. Nein, Mädchen, ich werde den Fall nicht auf sich beruhen lassen, ich versprech's dir. Ich drückte Doris die Augen zu. Die Totenstarre tritt erst nach sechs bis acht Stunden ein, in dem warmen Klima hier vermutlich noch später. *Requiescat in pace.*

Ich hatte erst ein einziges Mal einem Toten die Augen geschlossen. Das war nach einem Polizeieinsatz in Miami gewesen, bei dem es zu einer Schießerei mit Exilkubanern gekommen war. Wir sollten mutmaßliche Drogendealer durchsuchen, und die hatten einfach losgeballert, bevor wir nur unsere Marken zeigen konnten. Ein amerikanischer Kollege, der mir als Supervisor zugeteilt war und mit dem ich mich angefreundet hatte, wurde dabei tödlich getroffen. Als die Kollegen mit der Aufnahme des Tathergangs fertig waren, meinten sie, ich sollte ihm diesen letzten Freundschaftsdienst erweisen. Ich tat es. Aber es ist ein eigenartiges Gefühl. Ein Schauer durchläuft einen, und man scheut sich, mit dem Tod in Berührung zu kommen. Trotzdem ist man der Person näher als je zuvor. Die Gedanken setzen aus. Heute wie damals wußte ich danach nicht mehr, was ich dabei gedacht hatte. Ich fühlte mich nur elend.

„Wann ist sie gestorben?“ fragte ich kniend von unten hinauf.

„Das wissen wir noch nicht genau“, wich García Marín aus.
„Wir müssen sie erst zur medizinischen Polizei nach Havanna bringen. Ist das die Frau, die Sie kennen?“

Die anderen in der Gruppe sahen auf mich und den Mann. Sie verstanden sichtlich nicht, wieso ich als Fremder mich einmischen durfte. Es waren Polizisten, die denken in aller Welt gleich. Ein Arzt mit einem Stethoskop stand neben der Bahre. Zwei Pfleger warteten etwas abseits. Die Mulattin, die mich geholt hatte, stand neben García Marín.

„Ja, sie ist es“, sagte ich.

Ich faßte nach den blonden Haaren. Sie griffen sich trocken und nur am Hinterkopf sandig an, an den Spitzen, die herunterhingen, und an der Seite, von der der Wind kam. Ich schob die Haare beiseite. Die großen Chanel-Ohrgehänge fehlten.

Die Kubanerin in der grünen Uniform, tiefschwarz wie die Tuschzeichnung aus einem Kinderbuch über Völkerverständigung, fragte: „Wer ist das?“ Ihre Haare krausten sich zu dichtem schwarzen Gestrüpp, eine einzige senkrechte Stirnfalte verlieh dem Gesicht einen dämonischen Ausdruck. Extrem hohe Schultern wurden durch die Achselklappen der Uniform noch hervorgehoben. Die Frau erinnerte mich an eine russische Kommissarin, obwohl es kaum „blaue“ Russen gibt. Die Kubaner umschreiben die Hautfarbe der reinrassig Schwarzen diskret mit *azul*, blau, alle anderen sind *mulatos*, Mischlinge. Dennoch haben sie, oft unbewußt, im Gefühl verankerte Vorurteile gegen Farbige. Während etwa jedes weiße Baby als *bebé* bestaunt wird, ist ein farbiger Winzling stets ein allerliebster *negrito*.

„Laß ihn“, sagte García Marín zu der Uniformierten.

Ich stand auf und zog dabei das ganze Leintuch weg. Die Frau, die vermutlich wirklich eine Kommissarin war, wollte mich daran hindern. García Marín hielt sie am Arm zurück.

Doris lag steif da, verkrampft, blaßgrau, unwirklich. Leichen

sind nie schön. Wer das behauptet, hat noch nie eine gesehen. Aber ich konnte mir vorstellen, wie der Körper der Frau lebend ausgesehen haben mußte: eine schlanke, wohlgeformte Figur, eine weiche, warme Haut, zarte Hände, gerade Beine.

Am linken Fußgelenk trug sie eine Garibaldi-Kette aus hellem Mittelgold. Freundschaftsketten oder Freundschaftsbänder am Fußgelenk, am Handgelenk oder um den Bauch, wie sie hier in Kuba getragen wurden, waren bei uns in den Sechzigerjahren modern gewesen. Die feine doppelgliedrige Kette war der einzige Schmuck, den Doris an sich hatte. Wo waren die verdammten Ohrgehänge?

Ich versuchte, irgendwelche weiteren Verletzungen oder Druckspuren zu entdecken, konnte aber keine finden. Die rechte Seite des Körpers war leicht mit dem Sand überzogen, den der Wind aufgetragen hatte. Ich beugte mich hinunter und testete den Sand, der auf dem Bauch und der Brust lag. Auch er klebte nicht, ließ sich ganz leicht wegblasen. Darunter kam die fahle Haut zum Vorschein, trocken wie Pergament.

„Wird die Leiche obduziert werden?“ fragte ich, während ich mich wieder aufrichtete. „Ich meine, werden Sie die Todesursache verifizieren lassen?“

„Sicher“, sagte García Marín. „Auch wir sind daran interessiert und wollen ihren Tod aufklären.“

Ich nickte. „Ja, sie ist die Österreicherin, die ich gestern im Hotel Colina kennengelernt habe. Ihren Namen kenne ich nicht. Sie hatte einen kubanischen Freund. Über den weiß ich auch nichts.“

Da sagte die Kommissarin: „Du wirst in Kuba bleiben, solange wir dich brauchen.“ Das war ein Befehl und wieder das gewohnte Du. „Du bist derzeit die einzige Person, die etwas über die Tote weiß. Wir haben einige Fragen an dich. Und du sprichst mit niemandem darüber. Es ist nicht gut, wenn andere Touristen erfahren, daß eine Ausländerin in Kuba ertrunken ist. Schließlich haben wir die *salvavidas* und die Männer der *Seguridad acuiatica*, die am Strand patrouillieren und für die Sicherheit sorgen.“

„Und wo waren die heute früh?“ schrie ich die Kommissarin an.
„Und was heißt hier ertrunken?“

Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht war es Selbstmord. Das ist genauso schlimm.“ Und wieder im Befehlston: „Wie ist dein Name? In welchem Hotel wohnst du?“

Ich fühlte mich plötzlich so beschissen. Warum hatte ich das alles nicht verhindert? Es wäre doch möglich gewesen. Ich hatte doch heute nacht schon gewußt, daß die Frau Hilfe brauchte. Dachte ich wie in alten Polizeizeiten wieder nur noch an den Fall – und nicht mehr an den Menschen?

Eine nicht erwartete Erschöpfung machte sich in mir breit. „Ich heiße Daniel Gregor“, hörte ich mich sagen. Es klang wie aus weiter Ferne. „Ich wohne im Hotel Nacional.“ Müdigkeit nahm von mir Besitz, eine Schlaffheit, wie sie nicht eine Belastung des Körpers hervorruft, sondern der Seele entspringt. Mich schaffte diese Endgültigkeit, die der Tod ausstrahlt, das Gefühl, das man hat, wenn man weiß, daß etwas zu Ende ist.

Ich drehte mich um und stapfte aus der Sonne in den Schatten, den das Strandhaus warf. Ich lehnte mich neben den zwei Stufen von unten an die mit einer Kette verschlossene Holztür. Ich sah zurück und weit hinaus. Schmale Wellen überzogen das Meer und brachen sich am Ufer. Der Horizont verweigerte sich als erkennbare Linie. Das helle Grün des Meeres ging in ein helles Blau des Himmels über, als wären Himmel und Wasser noch nicht voneinander getrennt.

War es doch ein Unfall? Nein, diese Wellen konnten keine Leiche an Land spülen, nicht in drei oder vier Stunden. An einem derart flachen Ufer kann ein Körper nicht in so kurzer Zeit angeschwemmt werden. Dazu sind die Gezeitenwellen zu schwach.

Und schon gar nicht bei Ebbe, verdammt noch einmal. Noch vor Mitternacht war die Hochwasserhöhe hier erreicht. Dann kenterte die Stromrichtung, und von da an fiel das Wasser. Doris aber hatte nach Mitternacht noch mit mir in der Bar des Colina geses-

sen. Sie hatte sich auch nicht umgebracht. Ein Mensch, der freiwillig in den Tod geht, macht ein anderes Gesicht. Macht er das? Kommt nicht im letzten Moment die Panik, dann, wenn es vielleicht zu spät ist? Oder wurde sie zum Selbstmord gezwungen?

Nein, auch das nicht. Zu vieles deutete auf glatten, kaltblütigen Mord – und nicht einmal hier an der Playa, sondern irgendwo anders in dieser Zweimillionenstadt.

Da stand plötzlich García Marín neben mir. Er hatte eine brennende „Cohiba“ in der Hand. Er wirkte kühl, gelassen, emotionslos. Polizisten müssen wahrscheinlich so sein. Müssen sie das wirklich?

„Sie haben sie nicht sehr gut gekannt“, begann er. „Oder doch?“

„Nein. Ich habe sie erst gestern kennengelernt, das sagte ich doch schon.“ García Marín hatte etwas Sympathisches. Vielleicht war es die Souveränität, die überzeugende Zurückhaltung. Auch die Ruhe tat gut, die von ihm ausging. Ich wollte mit jemandem reden. „Aber sie war eine Landsmännin von mir. Und ich hatte sie früher schon einmal getroffen, zu Hause, in Österreich. Das erzählte sie mir jedenfalls, ich kann mich aber nicht mehr daran erinnern. Auf jeden Fall war sie ein lieber Mensch. Mir ist jetzt, nachdem sie tot ist, als hätte ich sie sehr lange gekannt. Aber das werden Sie wahrscheinlich nicht verstehen.“

Er breitete die Arme aus, als wollte er mich umarmen, trösten. „Doch, ich verstehe das. Wir Kubaner fühlen auch nicht anders als ihr Europäer.“ Er hielt einen Moment inne. Dann wurde er wieder amtlich: „Wann gestern haben Sie sie kennengelernt?“

„Es war schon heute. Etwa um zwei Uhr früh.“

„Und wann haben Sie sich getrennt?“

„So gegen halb drei, drei. Ich weiß es nicht genau.“

„Und Sie waren die ganze Zeit mit ihr im Colina?“

„Ja.“

„Sie sind nicht zufällig mit ihr noch in ein Hotel gegangen. Oder doch?“ Das war unfair.

„Nein“, gab ich unwirsch zurück. „Aber ich wollte, ich hätte es getan. Dann wäre sie nämlich noch am Leben.“

„Wie meinen Sie das? Hat ihr Tod etwas mit Ihnen zu tun?“

Ich schüttelte den Kopf. „Vergessen Sie's. Nein. Ihr Tod hat nichts mit mir zu tun.“ Überzeugt davon war ich nicht.

„Bleiben Sie jetzt noch hier, oder fahren Sie wieder nach Hause?“ fragte er. „Zu Hause würden Sie das unliebsame Ereignis bald vergessen.“ Etwas zu gespielt zog er an seiner teuren Zigarre.

Was sollte denn das? Wenn er keine Gefühle zeigen will, soll er es lassen. Außerdem hatte mir doch die Kommissarin befohlen zu bleiben. Offenbar gab es hier zwei Chefs.

War ja wundervoll. *Maravilloso*, wie die Kubaner sagen.

Ich sah ihn aus halbgeschlossenen Augen skeptisch an. „Ich muß doch hierbleiben. Oder nicht? Das hat zumindest die Señora gesagt. Wer ist die überhaupt? Ich dachte, daß Sie es sind, der die Untersuchung leitet.“

García Marín machte eine leicht wegwerfende Handbewegung. „Sie ist eine *teniente* und leitet die Untersuchung. Sie ist nicht von der örtlichen Polizei, sondern von der *Sección de Homicidio*.“

„Was ist das?“

„Das ist das Polizeiamt, das alle ungeklärten Todesfälle untersucht.“

Ich verstand. Sie war eine Teniente, eine Art Oberleutnant oder so, und das arme Würstchen, das die ganze Arbeit machte. War der Fall dann gelöst, stellten ihre Vorgesetzten das Resultat als eigenen Erfolg dar und strichen den Ruhm ein. Das Polizeiwesen in Kuba unterschied sich offenbar nicht sehr von dem unseren.

„Und wer sind Sie? Was machen Sie?“ fragte ich.

„Ich bin eher zufällig hier. Ich bin kein Polizist.“

Zufälle gibt es, du glaubst es kaum. Und wieso hatte die Mullattin dann nicht die Teniente geholt, sondern ihn? „Dürfte ich denn nach Hause fahren, wenn ich wollte?“

„Sie sind Ausländer. Wir können Sie nicht daran hindern.“

Wer's glaubt. Schon die Beiläufigkeit, mit der er das sagte, nahm ich ihm nicht ab. Andererseits, was sollte ich wirklich hier noch tun? Meinen Auftrag konnte ich nicht mehr erfüllen. Doris Donhauser war tot. Ich sollte keine Leiche heimbringen.

War aber wirklich damit alles vorbei und erledigt für mich?

Ich richtete mich plötzlich auf und sah ihn an. „Ich bleibe hier“, sagte ich. „Ich habe noch etwas zu erledigen.“

Nein, ich würde nicht zurückfliegen. Nicht, bevor ich nicht wußte, was wirklich passiert war. Da haftete noch dieser Blick in meiner Erinnerung, der Ausdruck in Doris' Augen, der etwas verkündete, was sie nicht sagte. Etwas, das sie mir vielleicht sagen wollte, aber nicht mehr sagen konnte. Das mußte ich ergründen. Und die Frau war nicht so gestorben, wie es den Anschein hatte. Oder wie man es offenbar darzustellen versuchte. Denn was mir aufgefallen war, mußten die Kubaner doch auch bemerkt haben. Also gab's da noch etwas anderes. Auch das wollte ich herausfinden. Ein Kriminalist läßt so etwas nicht auf sich beruhen, das läßt auch die berufliche Neugier nicht zu. Nein, ich werde nicht zurückfliegen, nicht, bevor dieser Fall aufgeklärt war.

Und ich wollte Jesús. Der sollte zum anderen Jesus beten, daß ich ihn nicht vor der Polizei fand.

García Marín zog die Augenbraue hoch, schien aber meine Antwort erwartet zu haben. „Sie können hierbleiben, solange Ihr Visum gültig ist. Das sind unsere Gesetze. Wenn Sie unsere Gesetze übertreten, können wir Sie sofort abschieben. Das wissen Sie.“

Mir fehlte ein „Oder nicht?“ Aber ich nickte. Ich wußte das. Ich wußte auch, wie schnell unliebsame Ausländer abgeschoben wurden. García Marín war mir sympathisch gewesen. Jetzt war er es nicht mehr. Sogar seine gepflegte Sprache ging mir auf die Nerven.

„Ich werde auf Ihre Gesetze achten“, sagte ich schroff. Ich ließ ihn stehen und ging zum Auto.

García Maríns Tonfall hatte mir nicht gefallen. Das war eine glatte Drohung gewesen. Ich hatte sie verstanden. Auch die Worte, die er verwendete, gefielen mir nicht. Und wieso hatte mich keiner gefragt, was ich um diese Zeit an der Playa zu suchen hatte? Ausgerechnet zum selben Zeitpunkt, als man Doris' Leiche fand?

Plötzlich wurde mir bewußt, welche von García Maríns Worten mir nicht gefallen hatten. „Auch wir sind daran interessiert und wollen ihren Tod aufklären.“ Auch? Wieso auch? Wußte er denn, daß ich an der Aufklärung interessiert war? „Bleiben Sie jetzt noch hier?“ Wieso jetzt noch? Meinte er, es hätte jetzt sowieso keinen Sinn mehr hierzubleiben? Dann müßte er wissen, daß ich nur wegen Doris Donhauser nach Kuba gekommen war. Und daß ich sie außer Landes bringen wollte. Oder daß ich sie schützen sollte? Oder ermorden? Oder meinte er bloß, ich hätte eine attraktive Landsmännin kennengelernt und wäre ihretwegen länger in Kuba geblieben, als ich es ursprünglich vorhatte?

Jede Menge Ungereimtheiten, die mich störten. Und ich war mitten drin, das störte mich am meisten.

Als ich zum Auto kam, hatte mich die hellbraune Mulattin eingeholt. „Fährst du nach Havanna zurück?“ fragte sie.

„Ja.“

„Kannst du mich mitnehmen?“ Dabei sah sie mich bittend an. „Ich möchte nach Hause. Ich kann heute nicht mehr arbeiten. Das war zu viel für mich. Und die Polizei braucht mich hier nicht mehr.“

Ich sagte nichts. Ich machte nur die Beifahrertür auf.

„*Gracias*“, sagte sie. Sie versuchte zu lächeln.

Es gibt viele schöne Frauen in Kuba, die vermutlich nicht nur einen Europäer faszinieren. Aber diese *mulata* stach durch ihre außergewöhnliche Schönheit hervor. Sie wirkte überaus gepflegt. Ihr Alter mochte irgendwo zwischen achtundzwanzig und dreißig liegen, ihre Größe um 1,75 Meter oder mehr. Das Gesicht war

zart, die Konturen so fein gezeichnet, daß es aus Porzellan hätte sein können. Sie hatte fast europäische Gesichtszüge. Nur die etwas volleren Lippen stammten vermutlich vom negroiden Elternteil. Sie zeichneten einen breiten Mund, versprachen Wärme und Erfüllung, noch bevor sie sich öffneten. Die großen, grünen Augen strahlten Offenheit aus und eine Reife, die aus der Erfahrung kommt. Das ganze Gesicht bestand nur aus Augen, Lippen und einem kleinen Grübchen am Kinn. Die Haut leuchtete in der Sonne hellbraun wie reifende Tabakblätter. Die Frau hatte schlanke Arme und irre lange, schlanke Beine. Der lange Hals ließ sie insgesamt noch größer erscheinen. Die ärmellose Bluse mit dem Spitalsabzeichen spannte leicht über dem straffen Busen.

Was mir auffiel waren ihre strahlend grünen Augen unter einem Baldachin schwarzer Wimpern. Das Meer konnte es nicht sein, das sich in den Augen widerspiegelte, denn sie stand mir zugewandt mit dem Rücken zum Strand.

Ich seufzte und stieg ebenfalls ein. Ich hatte in den drei Tagen schon Mädchen am Malecón mitgenommen, weil sie irgendwohin wollten. Aber nach wenigen Metern kamen immer die gleichen Ansagen. „¿Cómo te llamas?“ Wie ich hieß. „¿De dónde eres?“ Woher ich kam. „¿Tienes una novia en Cuba?“ Ob ich schon eine Braut in Kuba hatte. Schließlich: „¿No me quieres?“ Ob ich sie nicht möchte.

Und alle hatten sie schon ein Baby. Aber von Einheimischen.

Im Grunde waren sie arme Geschöpfe. Chicas, mit dem spanischen Wort für „Kleine“ allesamt zu leichten Mädchen heruntergewertet. *Fortune hunters*, Glücksjäger, wie der österreichische Botschafter sie nannte. Und nach den Drinks, einem Essen in einem der besseren Hotels, einem Geschenk und einigen Stunden im Bett hofften sie, aus Kuba weggeheiratet zu werden. Heimweh nicht einkalkuliert.

Diese Frau hatte ich allerdings anders eingeschätzt. Ich war sogar enttäuscht. Hausfrau oder Krankenschwester, arbeitslos oder

Studentin, sie waren ja doch alle gleich. Ich startete. Die Palmblätter rauschten im Wind.

„Ich muß noch schnell in der *clínica* Bescheid sagen, daß ich heute nicht arbeite“, sagte sie.

Na schön, fahre ich dich auch noch spazieren. Und eine Ausländereroberung um diese Tageszeit mußte man sicher auch vermelden.

Ich fühlte mich nicht danach, erobert zu werden.

Ich fuhr an den Polizeiautos vorbei, immer gegen die Einbahnstraße, bis zur Internationalen Klinik. Während sich die Frau im Haus aufhielt, wendete ich. Nach fünf Minuten kam sie. Die Sandalen hatte sie jetzt an, eine Handtasche umgehängt. Ich gab Gas.

„Ich heiße Celina und wohne in der *Avenida 7ma*, Nummer 4127, das ist zwischen der *Calle 42* und der *Calle 44*. Ich habe dort ein eigenes Haus und ein Telefon. Und ich habe kein Baby.“

Das war deutlich. So hatte sich noch keine Chica bei mir vorgestellt. Die Allee 7 war in *Miramar*. Keine schlechte Wohngegend. Da wohnen viele Diplomaten, höhere Beamte, Manager von Staatsfirmen. Auch die österreichische Botschaft befindet sich in Miramar. Der Stadtteil machte im Vergleich zum übrigen Havana einen geradezu verschlafenen Eindruck. Als Krankenschwester in der Internationalen Klinik mußte man wohl recht gut verdienen.

„Ich heiße Daniel Gregor, das hast du ja schon gehört. Ich bin Universitätslehrer und habe in Wien nur eine kleine Wohnung.“

Als hätte sie meine Gedanken erraten, sagte sie: „Ich leite eine Abteilung des Personals und verdiene 210 Pesos im Monat. Das Haus gehörte meiner Mutter, die vor einem halben Jahr gestorben ist. Zum Einkaufen muß ich ein Taxi nehmen oder zu Fuß gehen. In die Klinik fahre ich mit dem Bus oder Autostop.“

Ich sah sie von der Seite an. Ist ja gut, Mädchen. Ich habe es doch nicht so gemeint.

Celina sah auch von der Seite gut aus. Sie hatte feines schwarzes Haar, wie es nur die echten *morenas* auszeichnet. Morenas, das sind die hellbraunen Mulattinnen, die das Kraushaar der Negerrinnen nicht haben, häufig nicht die schwarzen oder braunen Augen, auch nicht den robusten Knochenbau und nicht die grobporige Haut. Morenas sind stolz auf ihre Schönheit und auf das weiße Blut in ihren Adern. Die Leidenschaft, die haben sie auf jeden Fall von ihren spanischen Vorfahren.

Ich fuhr im gemächlichen Tempo zurück nach Havanna, beinahe langsam. Wir hatten die Playas bereits hinter uns, als Celina die Unterhaltung zögernd fortsetzte: „Hast du die Tote – du weißt schon, die Señorita, die – die ertrunken ist, gut gekannt?“

„Ich habe sie erst gestern im Hotel Colina kennengelernt.“

„Hast du mit ihr geschlafen?“ Das war eine für Kubanerinnen typische Frage.

„Nein. Dazu kam es nicht.“ Das „leider“ verkniiff ich mir.

„Und wieso bist du heute so früh an die Playa gekommen?“

Das war die erste vernünftige Reaktion auf mein Erscheinen am Strand. García Marín hatte mich das nicht gefragt, die Teniente auch nicht. Einer Personalschwester im Krankenhaus aber war das aufgefallen. Und ich hatte mich vor dieser Frage gefürchtet.

Jetzt sagte ich: „Ich hatte so eine Ahnung.“ Warum mußte ich hier eigentlich ständig lügen?

„Glaubst du, sie hat sich umgebracht?“ fragte Celina offen heraus. „Ich habe ja auch ihre Kleidungsstücke gesehen. Die lagen gefaltet auf den Stufen zum Strandhaus, als wären sie soeben aus der Wäscherei gekommen. Ich wollte mich auf den Stufen hinsetzen. Da lagen diese Sachen. Danach erst habe ich die Tote gesehen.“

„Wie lag sie denn da?“ versuchte ich, mehr zu erfahren.

„Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Sie lag ausgestreckt im Sand. Ich hatte zuerst gedacht, eine Touristin will sich sonnen. Aber die Sonne ist um diese Zeit noch gar nicht so stark. Und so nahe am Wasser? Da ist der Sand ja noch ganz naß. Außerdem ist

nackt nicht erlaubt. Als ich näher kam, sah ich das Gesicht. Da bin ich dann ins Hotel Marazul gelaufen.“

„Heißt das, sie lag auf dem Rücken? Mit dem Gesicht nach oben? Und die Arme ausgestreckt?“

„Ja. Nicht ganz ausgestreckt, aber so ähnlich.“

„Das war kein Selbstmord. In dem seichten Wasser hätte sie sich mit dem Gesicht nach unten legen müssen, das macht keiner. Und sie wäre von den Wellen höchstens zur Seite gedreht worden. Die Wellen haben an dem flachen Ufer bei Ebbe keine Kraft mehr. Wo lag sie denn, als du sie gefunden hast?“

„Ungefähr dort, wo sie auf der Tragbahre gelegen hat.“

„So weit, wie das Wasser bei Flut in der Nacht steigt?“

„Nein, tiefer. Die Flut reicht noch etwa einen Meter weiter.“

„Hast du irgendwelche Fußspuren im Sand gesehen? Ist da schon jemand gegangen? Um diese Zeit waren ja noch keine Touristen am Strand. Und der Wind weht in der Nacht den Strand ganz flach.“

„Darauf habe ich nicht geachtet. Dann sind ja die Leute von der Klinik und die Polizisten gekommen. Danach gab es viele Spuren.“

Ich nickte. Ich hatte auch nicht erwartet, darüber etwas zu erfahren. Das müßte die Polizei sofort untersucht haben.

„Was denkst du?“ fragte Celina und blickte mich dabei argwöhnisch an. „Du hast gesagt, du hattest eine Ahnung. Was war das für eine Ahnung? Hattet ihr Streit?“

„Nein“, sagte ich. „Trotzdem ahnte ich etwas. Doris war deprimiert und fürchtete sich.“

„Doris?“ fragte Celina erstaunt.

„Ja, Doris. Ihr Name war Doris Donhauser.“

„Du weißt ja doch, wie sie heißt.“ Der Vorwurf in Celinas Stimme war nicht zu überhören. „Der Teniente hast du gesagt, du kennst ihren Namen nicht.“

Scheiße. Ich nickte. „Ja, ich weiß.“

Aber Celina ging nicht weiter darauf ein. „Glaubst du denn, daß es kein Selbstmord war? War sie denn keine gute Schwimmerin?“

„Ich weiß es nicht. Muß man hier gut schwimmen können?“

„Ja, schon. Bei Flut ganz besonders. Da steigen die Wellen auch bei schönem Wetter oft sehr hoch. Wenn der *terral* etwas stärker ist, kann es ganz gefährlich sein.“

„Was ist das, der Terral?“

„Das ist der Landwind, der in der Nacht zum Meer hinaus weht, weil das Land in der Nacht schneller abkühlt als das Meer. Erst nach Sonnenaufgang dreht sich der Wind wieder.“

Das leuchtete mir ein. Der Wind rollte während der Flut bis etwa Mitternacht die Oberflächenwellen gegen die Strömung. Die Flut trieb das Wasser zum Land, der Terral aber peitschte die Wellen hinaus. Dadurch entstand die von Seeleuten und Fischern gefürchtete kurze, brechende See. Die war auch in Ufernähe gefährlich.

„Aber Doris war bei Flut nicht draußen am Strand. Da saß sie noch mit mir im Colina“, beharrte ich. „Wie ist es denn bei Ebbe?“

„Es ist immer gefährlich, unabhängig von Flut und Ebbe“, sagte Celina. „Jede Nacht bringt die Brandung Sand zum Ufer und nimmt durch den Sog am Boden Sand wieder mit. So ist vor dem Ufer eine Sandbank entstanden und eine Untiefe davor, wo man nicht mehr stehen kann. Das ist bei vielen Flachküsten so. Aber die Touristen erschrecken, wenn sie auf einmal keinen Boden mehr unter den Füßen haben und die Wellen über ihnen zusammenschlagen. Weiter draußen kann man dann wieder stehen und auch noch weit hinausgehen.“ Celina sprach ein schönes kubanisches Spanisch, aber nicht so hochgestochen wie García Marín.

„Das heißt“, überlegte ich laut, „Doris müßte in dieser Untiefe vor der Sandbank ertrunken sein. Wäre sie weiter draußen ertrunken, würde es Tage dauern, bis sie so weit hereingeschwemmt wird. Sie würde sich vor der Sandbank verfangen haben. Wenn sie aber heute nach Mitternacht dort ertrunken ist, also bei Ebbe, wie kommt ihre Leiche dann ans Ufer?“

„Das weiß ich nicht. So gut kenne ich mich nicht aus. Ich bin

selbst keine gute Schwimmerin. In den vergangenen Tagen sind durch *el Niño* die Wind- und Gezeitenbewegungen heftiger geworden. Frag doch einen der *salvavidas*. Das sind unsere Rettungsschwimmer.“

Mädchen, du hast mir mehr geholfen, als du ahnst. Aber daß das barometrische Tief für Doris' Tod verantwortlich zeichnen sollte, würden nicht einmal die Klimaforscher annehmen. Trotz seines verniedlichenden Namens „El Niño“, der kleine Junge, sorgte es seit Wochen für verheerende Stürme, sintflutartige Regenfälle und Überschwemmungen in Kalifornien, Mexiko, Honduras und Peru. Aber für Mord?

Außerdem siehst du hinreißend aus. Am meisten reizt mich deine hellbraune glatte Haut. Wenn du den linken Arm hebst, kann ich deinen Busen sehen. Ich weiß, das ist nicht anständig von mir, aber was soll ich dagegen tun?

Celina merkte, daß ich sie von der Seite ansah. Sie legte mir eine Hand auf den Arm und suchte mit ihren faszinierenden grünen Augen meinen Blick. „Hast du Doris geliebt?“

Ich sagte nichts. Ich wußte es nicht. Vielleicht. Vielleicht habe ich sie geliebt, wenn man jemanden auf den ersten Blick lieben kann. Und angeblich war es nicht einmal der erste Blick gewesen. Aber an den konnte ich mich nicht erinnern.

„Vielleicht habe ich sie geliebt. Ich weiß es nicht“, versuchte ich mich zu rechtfertigen. „Sie war eine schöne Frau. Aber das bist du auch. Und ich kannte sie kaum viel länger, als ich dich kenne. Durch einen plötzlichen Tod bekommen Gefühle oft eine andere Bedeutung. Man kann sie nicht mehr richtig unterscheiden. Sympathie kann zu Liebe werden. Auch Mitleid wird oft mit Liebe verwechselt.“ Celina hatte meine philosophische Ader angestoßen.

Sie ließ die Hand rasch fallen, als wäre es ihr peinlich, mir so nahe gekommen zu sein. Nicht nur körperlich. Sie blickte auf die Straße. „Du bist ein netter Mann.“ Sie sagte das so, als würde sie

mit sich selbst reden. „Du sollst diese Frau nicht vergessen. So wie du von ihr sprichst, hast du sie geliebt. So etwas kann sehr schnell gehen. Fahr nach Hause und behalte sie in Erinnerung, wie du sie am schönsten gesehen hast.“

Wieder jemand, der mich aus dem Land haben möchte? „Soll ich wirklich nach Hause fahren?“ fragte ich und sah Celina dabei an.

Sie sagte zuerst nichts. Dann gab sie doch eine Antwort, noch dazu die Antwort, die ich hören wollte: „Nein.“ Sie sah zur Seite.

„Wieso bin ich ein netter Mann?“ Auch Doris hatte mich nett gefunden. Nett. Als ob man damit etwas anfangen könnte. Chicas sagen es auch, wenn sie mit einem *extranjero* ins Gespräch kommen wollen.

„Du bist nett“, sagte Celina, als ob sie ihre eigenen Worte bestätigen müßte. „Ich möchte nicht, daß du in Schwierigkeiten kommst.“ Sie schaute immer noch weg.

„Was soll das heißen?“ fragte ich. „In welche Schwierigkeiten?“

„Warst du schon in Cojímar?“ Jetzt sah sie mich wieder an.

Ich werde nie verstehen, wie Frauen so brutal das Thema wechseln können. Es war mir gar nicht aufgefallen, daß wir schon an der Abzweigung zur Bucht von Cojímar vorbeifuhren.

Celina redete unbekümmert weiter: „Hier hat Ernest Hemingway seine berühmte Novelle *‘El viejo y el mar’* geschrieben.“

Hemingways Geschichte ‚Der alte Mann und das Meer‘ war mir im Moment scheißegal. „Wieso sollte ich in Schwierigkeiten kommen?“

Da beugte sie sich weit vor und sah mich mit ihren grünen Augen fest an. Sie legte wieder die Hand auf meine, die das Lenkrad hielt, und drückte sie. Fast beschwörend sagte sie: „Du glaubst nicht, daß diese Frau ertrunken ist. Stimmt es? Du glaubst, sie ist ermordet worden.“

„Ja, das glaube ich“, sagte ich.

Und gleichzeitig stieg ich scharf aufs Gas. Mir war etwas durch den Kopf geschossen, ein Gedanke, so absurd, daß ich ihn kaum

fassen wollte. Ich glaubte plötzlich zu wissen, wo Doris' goldene Ohrgehänge geblieben waren. Und warum.

„¿*Qué pasa?*“ stieß Celina hervor. Was ist los? Sie hielt sich mit beiden Händen am Sitz fest. „Warum fährst du so schnell?“

„Celina“, sagte ich, „ich kann dir das jetzt nicht erklären. Ich werde es dir sagen. Später. Ein andermal. Das verspreche ich. Aber es ist richtig: Ich glaube, daß Doris Donhauser ermordet wurde. Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Und sie ist nicht an der Playa Santa María ermordet worden. Ich muß nur noch herausfinden, wo sie ermordet wurde. Und wer es getan hat.“ Der alte Karren hastete mit 160 dahin, jedes einzelne Teil klapperte in einer anderen Tonart. Den Auspuff hatte ich möglicherweise schon bei der Hinfahrt verloren. „Können wir uns wiedersehen? Nicht heute. Ich weiß auch nicht wann, aber ich möchte dich wiedersehen.“

„Ja“, sagte Celina. „Wenn du es möchtest.“

„Ich möchte es.“

„Rufst du mich an, wenn du Zeit hast?“ fragte sie.

„Ich werde Zeit haben.“

Während ich das Gaspedal durchgedrückt hielt, nahm sie einen Notizblock aus der Tasche, wobei sie sich mit einer Hand am Sitz festhielt. Sie riß einen Zettel heraus und schrieb mit einem Kugelschreiber etwas auf. Dann legte sie den Zettel so aufs Armaturenbrett, daß das Gebläse der Belüftung ihn nicht wegpustete.

„Nennt man dich Daniel oder wie?“ fragte sie.

„Meine Freunde rufen mich Greg. Von meinem Familiennamen abgeleitet, von Gregor. Daniels gibt es viele.“

„Danke.“

Durch den *Túnel de la bahía* raste ich mit Vollgas und wäre bei der Ausfahrt beinahe ins Schleudern gekommen. Mindesten drei Verkehrspolizisten verrissen sich das Genick nach mir. Am Malecón mußte ich langsamer fahren. Auf den Straßenkarten und in den Reiseprospekten ist die Uferpromenade als sechsspurige Schnellstraße ausgewiesen. Aber von den drei Fahrspuren in jede Richtung

gehörte jeweils die erste den Radfahrern und den Leuten, die Autos stoppen wollten, ordentlich abgegrenzt durch flache halbrunde Markierungssteine, die aussahen wie geklonte Schildkröten mit glatten, gelb lackierten Panzern. Die zweite und dritte Fahrspur wurde von den Bussen in Beschlag genommen, den Pferdekutschen und den alten, verbeulten Autos der Einheimischen, die mit 30 dahinzottelten. Und natürlich von den *bicitaxi*, deren Fahrer gemächlich dahinstrampelten und sich für echte Taxis hielten. Oft genug postierten sich aber auch Autostopper in die Mitte der Straße, um sicherzugehen, daß einer anhält. Da mußte man als Autofahrer verdammt achten.

Gegenüber dem Hotel Nacional steuerte ich plötzlich scharf nach links, rumpelte über die Markierungen und trat auf die Bremse. Der Wagen schaukelte hin und her und kam zwischen der ersten und zweiten Fahrspur mit schleifenden Rädern zum Halten. „Darf ich dich hier aussteigen lassen? Ich habe etwas zu erledigen.“

„Natürlich“, sagte Celina. Sie lächelte. Sie beugte sich zu mir und gab mir einen Kuß auf die Wange. „Ruf mich an“, sagte sie, während sie ausstieg.

Ich nickte und gab wieder Gas. Als ich links zum Nacional abbog, sah ich im Rückspiegel, wie Celina am Straßenrand versuchte, Autos aufzuhalten. Wenn Celina eine *fortune hunter* war, dann war sie eine besondere.

Ich fuhr am Nacional vorbei und, so gut es ging, beim Colina vor. Das Zwei-Sterne-Hotel befindet sich in der *Calle L* unterhalb des ummauerten Universitätskomplexes, der sich schräg gegenüber auf der Spitze des *Vedado*-Hügels ausbreitet.

Die Königliche und Bischöfliche Universität *San Jerónimo de La Habana*, 1728 von Dominikanern gegründet, war seit dem Ende der spanischen Kolonialherrschaft immer wieder Ausgangspunkt von Studentenprotesten gegen Diktatoren wie Gerar-

do Machado und Fulgencio Batista. Heute sitzen auf der monumentalen Treppe zum Campus die Studenten und warten auf den Bus, der auf der anderen Straßenseite hält. Genau gegenüber erstreckt sich die Gedenkstätte für den Studentenführer Julio Antonio Mella, der in den Zwanzigerjahren die kommunistische Partei Kubas mitbegründete und 1929 im Exil in Mexiko im Auftrag Machados ermordet wurde. Die Säule mit den wild rundum angeordneten Blöcken erinnert zwar eher an ein Mahnmal für den unbekannten Steinbruch, ist aber als Treffpunkt ideal, weil man sie auch nach Einbruch der Dunkelheit nicht verfehlen kann.

Ich parkte verbotenerweise an der Bushaltestelle, kämpfte mich durch die Menschenmenge, die auf die nächste Fahrgelegenheit wartete, und ging zum Colina vor.

Die Cafeteria vor dem Portal des Hotels war bereits dicht besetzt, und auch in der Lobby drängten sich Menschen. Touristen, die in der Nacht angekommen und gar nicht mehr schlafen gegangen waren, verarbeiteten schnatternd und mit schweren Lidern die neuen Eindrücke. An der Rezeption erkundigten sich eifrige Urlauber nach Kulturangeboten, die sie nie anzunehmen ernsthaft beabsichtigten. Am Foyerbufett tranken Hotelgäste ihre ersten *Cuba libre* des Tages und diskutierten, wieso sie anders schmeckten als ihre Cola-Rum zu Hause. In den Plastikfauteuils kauerten sogar schon zwei, drei Chicas und machten runde Augen. Studentinnen von der Universität vis-à-vis, Scripten in den Händen, nutzten die Pause zwischen den Vorlesungen und schlenderten ziel- und hilflos durch die Hotelhalle. *Fortune hunters*.

Ich ging am Bufett vorbei nach hinten, dann links um die Ecke. Ich hatte richtig vermutet, daß hier der Aufzug war.

Ich mußte jetzt alles in Sekundenschnelle checken, bevor ich jemandem vom Hotelpersonal auffiel. Ich kannte mich hier ja nicht aus. In der Nacht hatte ich bloß die Bar frequentiert.

Niemand hielt mich zurück. Die Männer vom Hotelsicher-

heitsdienst hatten ihre Posten noch nicht bezogen. Das übrige Personal hielt mich offenbar für einen Neuankömmling.

Im Lift saß ein Mädchen, das mich fragend ansah. Wir waren allein im Aufzug. „*Cuatro, por favor*“, orderte ich. Vier, bitte. Doris Donhauser hatte Zimmer 410, das hatte sie mir heute nacht gesagt. In der 4. Etage stieg ich aus.

Vor mir lag ein Foyer mit zwei Lehnssesseln für den Fall, daß man auf den Lift warten mußte. Urlauber sind ja rasch müde. Links öffnete sich ein Fenster, durch das man auf die *Calle L* hinuntersehen konnte. Das Fenster rechts von den Fauteuils gab den Blick frei auf die 25 Stockwerke des zwei Häuserblocks entfernten Hotels *Habana Libre*, vormals das berühmte *Habana Hilton*. Schon damals, vor der Revolution, war es ein von amerikanischen Gangstern bevorzugtes Etablissement gewesen. Jetzt war es bereits wieder zur Nobelherberge internationaler Ganoven geworden, die sich ihre Chicas aus Costa Rica, Panama, Kolumbien und Argentinien gleich mitbrachten. An der dem Fenster gegenüberliegenden Wand hingen Hinweistafeln für die Hotelgäste. Zimmer 410 war nicht schwer zu finden.

Da kam mir ein Stubenmädchen entgegen, eine kleine Kubanerin in einer rotweißgestreiften Uniform. Sie sah mich und stutzte. Dann strahlte sie mir ein „*Buenos días*“ entgegen.

„*Buenos*“, strahlte ich zurück. Ich drückte ihr einen Dollarschein in die Hand und tat sehr geheimnisvoll: „Schläft die Señorita noch?“

Das Stubenmädchen zuckte ratlos die Achseln. „*No lo sé.*“

Macht nichts, Mädchen, wenn du es nicht weißt. Ich weiß es, sie schläft. Allerdings nicht hier.

Dann deutete ich der Kleinen, einen Finger an den geschlossenen Mund gelegt, sie möchte mir doch ganz leise aufsperrn. Sie schien zuerst unschlüssig. Schließlich blickte sie links, rechts den Flur entlang, ob niemand zusah, und sperrte auf, ganz, ganz leise. Ich schlüpfte hinein und machte hinter mir zu.

Mich umfing ein sehr kleines Zimmer mit einem viel zu schma-

len französischen Doppelbett, einem Schrank mit Spiegeltür, einem Tisch mit einem Fernsehapparat, einer Art Schreibtisch und einem Korbsessel. Alles zusammen ergab eine eher dürftige Ausstattung für ein Hotelzimmer. Neben dem geschlossenen Fenster und der Klimaanlage führte eine Tür zum Badezimmer.

Im Zimmer herrschte das totale Chaos. Der Korbsessel war umgestürzt, die Schranktür stand offen, der Fernsehapparat hatte die Tischkante erreicht und drohte herunterzufallen. Die Bluse und die Jeans, die Doris heute nacht getragen hatte, lagen neben dem Bett auf dem Boden, ebenso die Leinenschuhe. Die Bluse war zerrissen. Das Bett machte einen noch insofern unbenutzten Eindruck, als niemand darin geschlafen zu haben schien. Die Zipfel des Lakens, das man zum Zudecken verwendet, steckten noch links und rechts unter der Matratze, spannten das Tuch aber nicht mehr straff. Es schien, als hätte sich jemand aufs gemachte Bett gelegt. Nur das Kissen war glatt, unberührt. Doris hatte also heute nacht nicht hier geschlafen. Auf dem Bett registrierte ich einen zerrissenen Slip, die goldenen Chanel-Ohrgehänge, die helle Camel-Leinentasche und einen Fotokoffer. Mir fiel auf, daß der sonst in Hotelzimmern übliche Bettüberwurf fehlte.

Die Tasche durchsuchte ich zuerst. Ich fand den österreichischen Reisepaß mit der eingelegten Aufenthaltsbewilligung, eine Geldbrieftasche mit etwas mehr als hundert Dollar, zweihundert Pesos und einer Kreditkarte, ein paar Kosmetiksachen und ein kleines Adreßbuch. Letzteres steckte ich in meine Hemdtasche hinter den Reisepaß, so daß es einigermaßen verdeckt war.

Dann nahm ich mir den Fotokoffer vor. Mit Verwunderung stellte ich fest, daß Doris nicht eine Kompaktkamera besaß, wie sie Touristen üblicherweise benützen, sondern eine Ausrüstung, mit der auch Berufsfotografen arbeiten: eine Nikon F 3 mit Motor und Photomic und ein 28 und ein 105 Millimeter Objektiv. Erstaunlich, wieviel Geld manche Leute für Urlaubsfotos auszugeben bereit sind, dachte ich. Die gleiche Kamera verwendete ich bei

meinen Einsätzen als Kriegsberichterstatter, allerdings ein älteres Modell; ich mußte noch jedesmal, wenn ich den Film wechseln wollte, den Motor abmontieren. Und viel umfangreicher war meine Ausrüstung auch nicht gewesen. Lediglich ein stärkeres Zoom würde mir hier fehlen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn Doris auch das gehabt hätte. Filme suchte ich sowohl in der Kamera als auch im Koffer vergebens.

Auch im Schrank herrschte Unordnung. Unterwäsche und Blusen fand ich zwar zusammengelegt und geordnet, aber aus den Fächern vorstehend. Hosen, Röcke und Kleider hingen schief über die Bügel. Keiner konnte übersehen, daß hier Kleidungsstücke hastig herausgenommen, sogar herausgerissen wurden.

Ich ging zum Bett zurück und wollte die Ohrgehänge in die Hand nehmen. Da entdeckte ich feuchte Stellen im Bettzeug. Ich hob die Bluse vom Boden auf. Sie war ebenfalls feucht.

Ich öffnete die Tür zum Badezimmer und schreckte zurück. Ich hatte den Schauplatz eines Kampfes auf Leben und Tod vor mir. Sämtliche Toilettenartikel, die eine junge Frau im Badezimmer stehen hat, lagen auf dem Boden verstreut. Ein kleiner Spiegel und Parfümfläschchen waren zerbrochen. Ein Handtuchhalter hing, halb aus der Wand gerissen, herunter. Der Boden war naß. Mich schauderte. Jetzt wußte ich, wo Doris Donhauser ermordet wurde.

Das Badezimmer war nicht mit einer Wanne ausgestattet, nur mit einer Duschkabine. Ich riß den Plastikvorhang zur Seite. Da stand im Fußbecken noch immer das Wasser. Der Abfluß funktionierte nicht richtig. Ich drehte die Dusche auf. Nach zwei Minuten stand das Wasser zehn Zentimeter hoch bis zum Beckenrand. Jetzt wußte ich auch, wie Doris Donhauser ermordet wurde.

Ich kniete nieder und steckte die Hand ins trübe, lauwarme Wasser. Zwei Kakerlaken liefen die Fliesen hoch, um sich in Sicherheit zu bringen. Doris hatte diese Chance nicht gehabt. Der Täter mußte ungemein kräftig gewesen sein. Man benötigte ver-

dammt viel Kraft, um in dem flachen Becken einen Kopf so lange unter Wasser zu drücken, bis das Opfer ertrank. Und Doris hatte sich gewehrt, als man sie ins Badezimmer zerrte. Das konnte man nicht übersehen. Vielleicht hatte sie ihren Mörder gekannt, ihm anfangs vielleicht sogar vertraut. Ich hämmerte mir ins Hirn, daß sie dann bewußtlos wurde, daß sie nur noch den Schlag spürte, der ihr gnädig das Bewußtsein nahm. Ich wollte, daß sie das Ertrinken nicht auch noch hatte erleiden müssen. Mir fiel plötzlich das Erlebnis ein, das mich zum erstenmal in meinem Leben wissentlich an den Rand des Todes brachte. Die Donau hatte damals, ich war den Kinderschuhen noch nicht entwachsen, extrem niedrigen Wasserstand, wodurch das Wrack eines während des Krieges gesunkenen Frachters auf der linken Stromseite nur noch knapp überspült wurde. Ich ließ mich zu nahe herantreiben und wurde mit einemmal von einem Wasserwirbel erfaßt, den eine der Bordluken erzeugte. Ich hatte nicht die Kraft wegzuschwimmen. Ich kämpfte wie wild gegen die abwärtssaugende Spiraldrehung, wurde aber immer wieder vom Sog in die Luke hineingezogen. Das dreckige Donauwasser bildete um mich herum braunweiße Gischtkronen, und ich kam mit dem Schlucken nicht nach, ich wollte husten, weil ich das Wasser schon einatmete, und ich geriet in Panik und bereute jede einzelne meiner Sünden und extra noch, daß ich meine Mutter wegen der Lateinschularbeit beschwindelt hatte. Ich spürte völlig überraschend heiße Tränen brennen, und der Wasserstrudel wiederholte sich in meinem Kopf in gelben und roten Kreisen, die immer schneller wurden, als befände ich mich im Auge eines Hurrikans. Zwei Schulfreunde, die von der Floridsdorfer Brücke stromabwärts mit mir geschwommen waren, sahen mich zwar, dachten aber, ich machte Spaß. Knapp bevor mich die Kräfte endgültig verließen und ich ein letztes Mal hochkam, merkten sie den Ernst der Situation und zogen mich aus dem Wirbel, wobei einer von ihnen beinahe selbst hineingeraten wäre. Nein, Ertrinken muß teuflisch sein. Man hat

zu viel Zeit nachzudenken, und bevor man das Bewußtsein verliert, macht man eine Fahrt durch psychische Welten, die vielleicht ähnlich beschaffen sind wie das Fegefeuer oder gar die Hölle, ich meine für den, der daran glaubt. Ich bin ja sowieso überzeugt, daß sich die ewige Verdammnis im Kopf abspielt.

Ich weiß nicht, wie lange ich vor der Duschkabine verharrte. Ich weiß nur, daß ich mir, bevor ich schließlich aufstand, mit aller Inbrunst, derer ich fähig war, schwor, die Bestie zu finden.

Ich sah mich noch einmal kurz im Zimmer um, dann ging ich. Die kleine Kubanerin war nicht mehr auf dem Flur. Ich nahm jetzt die Treppe und verließ das Hotel unbehelligt.

Als ich ins Nacional kam, erwartete mich eine Überraschung. Im Foyer stand die Teniente mit zwei Männern. Als sie mich sah, kam sie auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen. Sie lächelte sogar, eine Fähigkeit, die ich ihr gar nicht zugetraut hatte. „Es freut mich, daß du schon zurückgekommen bist. Ich habe auf dich gewartet.“ Sie mußte direkt von der Playa hierher gefahren sein.

Ich nahm die Hand, sagte aber nichts. Ich machte auch kein erfreutes Gesicht. Ich fühlte mich nicht danach. Dabei schien die Polizistin jetzt viel wohlgestimmter zu sein als an der Playa. Wir hatten bald Mittag, und vielleicht war sie bloß ein Morgenmuffel.

„Wir möchten mit dir reden“, sagte sie.

Ich nickte. Ich hatte sowieso noch nichts gegessen und brauchte zumindest einen Drink. Ich steuerte die ehemalige Star Light Bar an, die nach der Restaurierung in *Vista al Golfo* umbenannt worden war, obwohl man von dort auch vorher schon den Ausblick auf den Golf genießen konnte. Die Kommissarin dirigierte mich aber sofort in die entgegengesetzte Richtung, vorbei an der nackten Frauensperson aus Marmor und hinunter in die Cafeteria. Sollte mir auch recht sein. Die Restaurants, Ball Rooms

und Bars im Nacional sahen seit der Renovierung des Hotelpalastes wieder vertrauenerweckend aus. Vor allem hatte man versucht, das Art déco zu erhalten beziehungsweise originalgetreu nachzubilden. Auch die Spuren des Bombenattentats vom September waren beseitigt. Wer viel Marmor, rutschige Bodenfliesen und unnötige Mauerbögen gern hat, mochte sich hier wohl fühlen. Ich hatte das Sacher in Wien lieber.

Wir nahmen an einem der runden Bistrotischenchen Platz. Aber als der Kellner kam, winkte ihn die Kommissarin gleich wieder weg. Ich hatte null Chance, etwas zu bestellen.

„Du hast gesagt, du warst mit der Toten gestern abend, oder besser heute nacht, beisammen.“ Die Teniente kam sofort zur Sache. Wie sie so dasaß, gab sie gar kein unhübsches Bild ab. Sie wirkte auch nicht mehr wie eine Kommissarin. Sie hatte wunderschöne weiße Zähne. Ich habe bis heute nicht herausgefunden, ob die Schwarzen wirklich so weiße Zähne haben, oder ob der Kontrast täuschte. „Wir haben zwar die Kleider der Toten gefunden, aber keinen Ausweis“, fuhr sie fort. „Wir wissen noch nicht, wer sie war.“

„Waren Schuhe dabei?“ fragte ich.

Die Teniente sah mich verblüfft an. „Was?“

„Du hast gesagt, ihr habt die Kleider der Toten gefunden. Waren Schuhe dabei?“

Die Frau überlegte kurz, dann sagte sie: „Nein. Warum?“

„Ach, nur so“, sagte ich. „Und ihr wollt jetzt von mir wissen, wer sie war. Das kann ich euch aber leider nicht sagen. Ich habe sie gestern zufällig im Hotel Colina getroffen und mich mit ihr unterhalten. Ich weiß nicht einmal ihren Namen. Außerdem habe ich das alles heute schon einmal erzählt.“

Findet doch selbst heraus, was ihr wissen wollt. Ihr werdet schließlich dafür bezahlt. Und daß ich mehr weiß, könnt ihr mir nicht beweisen. Zumindest nicht leicht.

„Und wieso bist du heute nach *Santa María del Mar* gekommen?“

Das war die Frage, die ich befürchtet hatte. Offenbar wußte sie noch nichts von Jesús' Auftritt vor meinem Hotelzimmer. Celina hatte ich etwas von einer Ahnung erzählt. Damit kam ich hier bestimmt nicht durch. „Sie hat mir vom Strand von Santa María vorgeschwärmt, als wäre er ihr Schicksal“, schwadronierte ich vor mich hin, während ich mich bequem zurücklehnte und die Füße weit von mir streckte. „Weil ich erst ein paar Tage in Kuba bin und heute nichts anderes vorhatte, schlafen konnte ich bei dem Lärm in der Stadt auch nicht, dachte ich, ich fahre gleich in der Früh hinaus. Die junge Frau konnte von der Playa Santa María so begeistert erzählen, daß sie mich ansteckte. Sie schien von der Playa geradezu abhängig zu sein.“ So, und jetzt beweist mir das Gegenteil.

Dabei ahnte ich gar nicht, wie nahe ich der Wahrheit war.

Aber jetzt ging die Fragerei erst los. Wann genau ich die Frau getroffen hatte? Was wir geredet haben? Was wir getrunken haben? In welcher Stimmung sich die Frau befand? Ob sie irgendwelche Andeutungen gemacht hatte? Und so weiter. Die Polizistin und ihre zwei Kollegen versuchten ihr Bestes, und ich log die hübschesten Geschichten zusammen. Nur die Schlägerei mit Jesús schilderte ich einigermaßen wahrheitsgetreu, denn die konnten sie unter Umständen in einem Polizeiprotokoll nachlesen. Die Pistole erwähnte ich jedoch nicht.

„Er war eben ein eifersüchtiger Kubaner“, kombinierte ich. „Ich würde ihn gerne kennenlernen. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, ich brenne darauf, ihn zu treffen. Die kleine Schlägerei nahm ich ihm ja nicht übel. Er mir auch nicht. Er hat sich dann nett verabschiedet und ist gegangen.“

Wenn sie die Geschichte von heute früh hier im Hotel erfuhren, war ich sowieso fällig.

Irgendwann begannen die Fragen, sich im Kreis zu drehen. Da wußte ich, daß sie nur Zeit schinden wollten. Ich konnte mir auch gut vorstellen, warum. Die berufsmäßigen Schnüffler im Dienst

sind nämlich, wenn sie ein Zimmer durchsuchen, viel langsamer als wir Schwarzarbeiter.

Eine Zeitlang spielte ich noch mit. Dann stand ich auf und sagte: „Genug. Was ich weiß, habe ich erzählt. Jetzt möchte ich etwas trinken und in genau zehn Minuten auf mein Zimmer gehen. Es hat mich gefreut, der Polizei von Havanna dienlich gewesen zu sein.“ Das war überaus fair von mir, ihnen zu sagen, wieviel Zeit zum Rückzug sie noch hatten.

Die drei standen ebenfalls auf und gingen. Sie gaben mir nicht einmal mehr die Hand. Tja, da muß man durch.

Ich trank am Tresen einen Mojito und sah auf die Uhr. Nach zehn Minuten holte ich meinen Zimmerschlüssel. Sie hatten sowieso mehr als eine halbe Stunde Zeit für mein Zimmer gehabt.

Gleich als ich die Tür aufmachte, sah ich die Bescherung. Koffer, Wäsche, Toilettensachen lagen durcheinander. Das störte mich weniger. Ich hatte schon öfter mein Zimmer zweimal aufgeräumt. Leichtes Herzklopfen bekam ich nur, als ich mit der Nagelfeile die hintere Deckplatte des Fernsehapparates abschraubte. Sonderlich beunruhigt war ich allerdings nicht. Wenn sie die Waffe gefunden hätten, wären sie schon gekommen, als ich mit der Teniente noch in der Cafeteria saß. Sie hatten sie auch nicht gefunden. Die Beretta lag brav unter dem Lautsprecher.

Ich blätterte schnell Doris' Adreßbuch durch. Bedeutsames konnte ich nicht entdecken: Namen, die mir nichts sagten, Telefonnummern, die ich nicht einmal der richtigen Stadt zuordnen konnte. Ich seufzte. Was hatte ich denn erwartet? Eine Telefonnummer unter „Doris Donhausers Mörder“? Ich legte das Buch zur Pistole in den Fernsehapparat und schraubte die Verkleidung wieder an.

Mir leuchtete nicht ein, warum alle die Version vom Selbstmord aufrechterhalten wollten. Der war wirklich zu dilettantisch vorgetäuscht. Und eine Unfallversion war noch schwieriger aufrechtzuerhalten. Da es nun einmal einen Zeugen dafür gab, daß

die Frau nach Mitternacht noch sehr trocken in einer Bar gegessen hatte, sollten die sich etwas anderes einfallen lassen.

Die Geschichte paßte vorne und hinten nicht zusammen. Und das hatte schon mit den Eltern in Wien angefangen. Eltern?

Ich wählte wieder die Telefonvermittlung. „*¿Sí, señor?*“ Jetzt meldete sich ein anderes Mädchen als in der Nacht. Ein offenbar ausgeschlafeneres.

Ich nannte die Telefonnummer, unter der ich die sogenannten Eltern immer erreicht hatte. In Wien war es Abend. Wenn sie jetzt nicht zu Hause waren, waren sie es vermutlich überhaupt nicht mehr. Weil es gar nicht ihr Zuhause war. Und weil sie auch nicht Doris' Eltern waren.

Diesmal dauerte es länger, bis eine Verbindung zustandekam. Von Kuba ins Ausland zu telefonieren ist einfacher, als mit der russischen Raumstation MIR verbunden zu werden. Aber nicht viel.

Tü – tü – tü – ... Nichts. Ich wartete nicht, bis sich das Telefonmädchen wieder meldete. Daß in Wien keiner ranging, merkte ich selbst. Na schön. Ich hatte Doris sowieso geglaubt, daß meine Auftraggeber nicht ihre Eltern waren. Jetzt durfte ich mir sicher sein. Die hatten bloß gewartet, bis ich abgeflogen war, dann hatten sie selbst die Koffer gepackt.

Machte das noch einen Unterschied? Ich würde den Fall zu Ende bringen, und das hätte ich mit oder ohne Eltern getan. Ich hätte nur mehr Vorschuß verlangen sollen. Daß ich nämlich mein ausständiges Honorar noch bekommen würde, hielt ich für ein Gerücht.

Ich rief Celina an.

„*Buenos días*“, meldete sie sich. Sie hatte am Telefon die gleiche weiche, etwas dunkel gefärbte Stimme. Allein diese Stimme konnte Phantasien wecken.

„Hier ist Greg“, sagte ich. „Hast du Zeit für mich?“

Nach einem Augenblick Stille: „Aber natürlich. Ich freue mich, daß du anrufst.“ Sie brachte das so überzeugend herüber, daß ich mir einbilden konnte, sie freute sich wirklich. Die Pause war nur etwas zu lang gewesen. „Möchtest du zu mir kommen?“

Selbstverständlich wollte ich. „*¡Claro!* Darf ich?“

„Komm schnell, ich warte.“

Ich ging unter die Dusche, rasierte mich endlich und zog andere Sachen an. Irgendwann würde ich auch etwas essen müssen.

Nach zehn Minuten hatte ich die Adresse gefunden. In Havanna werden auch die angrenzenden Nebenstraßen angegeben. Celinas kleines, eingeschossiges Haus befand sich zwischen der 42. und 44. Straße, eingebettet zwischen zwei pompöse Diplomatenvillen. Es mußte einmal bessere Zeiten gesehen haben, schien aber renoviert zu sein. Die weiß getünchten Außenwände glitzerten in der Sonne. Barrigonapalmen und Maribústräucher schirmten das Haus und die Auffahrt ab. Der Ausblick auf die Straße blieb verdeckt, man konnte aber auch nicht einsehen, wer zu Besuch kam. Vermutlich diente das Haus seinerzeit einem hohen Batista-Beamten als Luxusabsteige.

Celina stand in der Haustür, als ich die Auffahrt hochfuhr. Der Teerbelag war durch die Hitze aufgeweicht und ließ die Autoreifen ein schmatzendes Geräusch erzeugen.

„*¡Hola!*“ rief mir Celina zu, nachdem ich den Wagen abgestellt hatte und ausgestiegen war. Sie gab mir zwei Küsse auf die Wangen und führte mich ins Haus. Es gab keine Diele, unvermittelt stand ich im Wohnzimmer. Die schwere Eingangstür verriegelte sie von innen.

Mein Blick schweifte durch eine Art Halle mit gefliestem Boden, mit dem in Havanna die meisten Wohnungen auch in den mehrstöckigen Häusern ausgestattet sind. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes verstellte eine Sitzgruppe, bestehend aus einer dezent geblühten Sitzbank, einem dazugehörigen Fauteuil und einem geschwungenen Couchtisch, die Sicht auf den unteren

Teil einer breiten Glastür. Ein Wohnzimmerschrank, spanisches Biedermeier, fügte sich in der Zimmerecke rechts von der Eingangstür ins Ensemble. Daneben stritten ein Stereoturm und zwei Lautsprecherboxen am Boden, ein zweiter Fauteuil und ein mit Gläsern und Flaschen drapierter Serviertisch um den eng bemessenen Platz. Die Wand über dem Radioturm wurde von einem Ölbild beherrscht, das einen spanischen Stierkampf darstellte. Türen zu den Fluren an beiden Seiten des Raumes konnte ich keine finden, weil es keine gab. Hinter der Glastür entdeckte ich einen Garten, der aber nicht gepflegt war und anscheinend auch nicht benutzt wurde; die von der Sonne verdorrten Rosensträucher erweckten den Eindruck, als sei der Gärtner nach der Revolution in Urlaub geschickt worden. Alles war hier sehr frei und offen. Ob es wohl auch ein Zimmer zum Kuscheln gab, das man abschließen konnte?

Celina schien wieder einmal meine Gedanken erraten zu haben. „Das Haus ist nicht sehr groß“, sagte sie wie zur Entschuldigung. „Hier geht es zur Küche und zu einem Esszimmer.“ Dabei zeigte sie nach rechts. „Und hier zu meinem Schlafzimmer.“ Sie deutete mit dem Kopf nach links und blickte gleich darauf verlegen zur Seite.

„Ich finde es hübsch und angenehm ruhig hier“, sagte ich.

„Setz dich doch“, forderte mich Celina auf, nahm mich am Arm und führte mich um den Tisch herum zur Couch. „Was willst du trinken? Cola oder Bier? Ich habe auch Whisky hier, aber keinen schottischen, der ist zu teuer. Nur kanadischen.“

„Hast du Rum?“ fragte ich.

Sie nickte.

„Bitte Rum.“ Ich zeigte ihr drei übereinandergelegte Finger.

Sie nickte wieder und entschwand in die Küche. „Ich hole nur etwas Eis“, hörte ich sie rufen und dann nebenan rumoren. Danach kam sie mit einer Schüssel voller Eiskwürfel zurück.

Während sie den Rum drei Finger breit einschenkte und mit

einem Löffel Eiswürfel dazugab, konnte ich sie ungehindert beobachten. Sie bewegte sich mit einer faszinierenden Anmut und gleichzeitig mit der Selbstsicherheit, die Frauen haben, die über ihre Vorzüge Bescheid wissen. Sie war größer als die meisten Kubanerinnen, das war mir schon an der Playa aufgefallen. Sie wirkte auch sportlich, trainiert. In Wien hätte ich sie meiner Kollegin empfohlen, die das Team der Uni-Handballerinnen betreut.

Celina hatte die Haare jetzt zu einem dicken, schwarz glänzenden Zopf geflochten. Sie trug ein hautenges hellblaues T-Shirt mit der Aufschrift „I like California“ und nicht mehr die Jeans, die sie an der Playa anhatte, sondern einen Rock, der so kurz war, daß er die Oberschenkel kaum zur Hälfte bedeckte. Wenn sie sich bewegte, rutschte das Shirt hoch und gab einen schmalen Streifen seidig schimmernder Haut frei. Die Füße steckten in weißen Pumps. Sonnenstrahlen, die durch die Gartentür hereindrangten, ließen die braune Haut der Arme und Beine in einem warmen Ockerfarbton glänzen.

Sie war eine echte Morena. Und eine wunderschöne dazu.

„Woher hast du die gute Figur? Treibst du Sport?“ fragte ich.

„Ich habe früher Basketball gespielt. Ich war sogar in der Nationalmannschaft.“

„Toll“, machte ich ihr das Kompliment. Kubas Basketballnationalmannschaften gehören auch heute noch zur Weltspitze. Ebenso Kubas Baseballnationalteam. In Europa zählt Baseball ja nicht zu den populären Sportarten. In Kuba jedoch existiert kein mehrere Quadratmeter großer Platz mit festem Boden, auf dem nicht Jungen aller Altersklassen trainieren, meist mit einfachen Holzprügeln als Schlagkeule, irgendwelchen Gummi- oder Plastikbällen statt des Leders, und natürlich ohne Brustschutz, Kopfhaut oder Fanghandschuh. Baseball und Basketball haben in Kuba den Stellenwert, den bei uns Fußball und Handball einnehmen.

„Ich habe Handball gespielt“, sagte ich. „Aber bis zur Nationalmannschaft habe ich es nie gebracht.“

„Handball habe ich auch probiert, am Anfang. Aber Handball ist viel härter, und du brauchst eine viel bessere Kondition. Das schaffte ich nicht. Da habe ich umgesattelt.“

Kondition, wie wahr! Handball ist schneller als Fußball und erfordert enorme Kondition. Man muß sich körperbetonter auf seinen Gegenspieler einstellen, weil sich der viel länger im Ballbesitz befindet. Vor einem Wurf muß man auch noch seine ganze Kraft von den Beinen in den Oberkörper verlagern, um den Ball überhaupt wegzukriegen. Daher dauert die Spielzeit auch nicht wie beim Fußball zweimal 45, sondern nur jeweils 30 Minuten. Kein Zufall, daß die Special Agents, die den amerikanischen Präsidenten bewachen und oft kilometerweit neben seinem offenen Auto herlaufen müssen, als Konditionstraining Handball spielen.

„Warum hast du mit Basketball aufgehört?“ fragte ich.

Sie gab keine Antwort. Gläser und Flaschen klirrten, vielleicht hatte sie die Frage nicht gehört.

Celina stellte das Glas Rum mit Eis auf den Tisch, für sich ein Glas und eine Dose Tropicola. Sie kuschelte sich neben mich auf die schmale Couch und schenkte sich ein.

Auf dem Tisch fiel mir der saubere Aschenbecher auf. Ich schnupperte aber den Rauch einer Zigarrensorte, die ich kannte: die lange helle „Cohiba“.

„*Salud*“, sagte ich und trank.

„*Salud*“, sagte sie und trank. Sie lächelte mich dabei an.

Dann fragte ich: „Habe ich dich wirklich nicht gestört? Hattest du nicht Besuch?“

Sie sah mich an. Das Lächeln fror ein und wurde zur schuld-bewußten Miene. Sie senkte den Kopf. „Doch“, sagte sie.

„García Marín?“

Sie nickte. Dann sah sie mich wieder an. „Ich will dich nicht

belügen. García Marín war hier. Aber er ist nicht gegangen, weil du angerufen hast. Er mußte wieder weg. Er hat sich nur Sorgen gemacht, weil – weil doch – weil ich es nicht gewohnt bin, Leichen zu finden. Er – er ist ein guter Freund.“

Ist ja wunderbar. *Maravilloso*. „Dein Freund?“

Celina schüttelte den Kopf. Zuerst leicht, dann energisch. „Nur ein guter Freund. Ein sehr guter.“

Ich sah sie skeptisch an. Ich kannte sogenannte gute Freunde.

Da nahm Celina meine beiden Hände. Sie sah mir ganz fest in die Augen: „García Marín ist wirklich nur ein guter Freund. Ja, ich habe mit ihm geschlafen, wenn du das meinst. Aber das ist lange her. Und in Kuba bedeutet das nicht so viel. Ich bin nur eine kleine Angestellte in der *clínica*, und er ist ein bedeutender und reicher Mann. Das ist in Kuba sehr wichtig. Er unterstützt mich mit Geld und kauft Sachen, die ich mit Pesos nie bekommen würde. Er verschafft mir auch Dollar. Wir sind gute Freunde. Er mag mich. Und er achtet darauf, was ich für Freunde habe. Dich mag er auch. Das hat er gesagt. Du solltest ihn als Freund betrachten.“

„Ich werde mir Mühe geben“, sagte ich.

„Heute früh“, sagte sie und drückte meine Hände, „als ich die – die Tote fand, habe ich nicht sofort in der Klinik angerufen, sondern ihn. Ich war so durcheinander, daß ich zuerst ihn anrufen mußte. Er hat dann die Polizei verständigt und mir gesagt, was ich tun soll. Danach habe ich in der Klinik angerufen. Er ist mehr als ein guter Freund. Er ist der einzige Mensch, den ich habe, seit meine Mutter gestorben ist. Als du die blonde Frau sehen wolltest, habe ich ihn gerufen. Ihn kannte ich, die Polizisten nicht.“

„Und warum ist er selbst auch an die Playa gekommen?“

„Er ist meinetwegen gekommen. Ich habe ihn darum gebeten.“

„Was ist er denn? Was macht er?“

„García Marín ist Manager eines wichtigen Staatsbetriebes. Er hat viel zu sagen und kann sich die Zeit nehmen, die er braucht, egal wofür. Er könnte auch dir helfen.“

„Wobei?“ Ich konnte mich nicht erinnern, jemanden um Hilfe gebeten zu haben.

„Ich weiß“, sie ließ meine Hände los, „daß du glaubst, die Österreicherin ist ermordet worden. Und dir liegt etwas an dieser Frau. García Marín hat auch Freunde bei der Polizei. Er könnte dir alles sagen, was die Polizei herausgefunden hat.“

Ich schwieg.

„Warum liegt dir so viel an dieser Frau?“

Unter normalen Umständen hätte ich das als Anwendung von Eifersucht abgehakt. Aber was war hier schon normal? „Weil sie tot ist. Ich kann es nicht leiden, wenn Freunde von mir umgebracht werden, egal, wie gut ich sie gekannt habe.“

Das war vielleicht zu schroff gewesen, denn Celina rückte von mir ab. Sie sah mich betroffen an.

Was sollte ich denn tun? García Marín als Helfer bei meiner Suche nach Doris Donhausers Mörder? Und als Gönner Celinas? Den brauchte ich so dringend wie ein Loch im Kopf.

„Wieso glaubst du so fest, daß es Mord war?“ fragte sie. Sie sah mich dabei an, als täte ich ihr leid. Ich, nicht etwa Doris Donhauser.

„Ich glaube es nicht, ich weiß es. Und ich habe es dir auch erklärt. An einen Unfall hätte keiner geglaubt. Die Ebbe, die Leichen anschwemmen kann, ist noch nicht erfunden. Es sollte also wie Selbstmord aussehen. Aber abgesehen davon, daß auch ein Selbstmord mit den Gezeiten nicht zusammenpaßt, meinst du denn, daß eine Frau, die sich umbringen will, vorher frische Klamotten anzieht? Dafür aber nimmt sie ihren Schmuck ab und läßt ihn im Hotel? Etwa damit er ihr nicht gestohlen wird, wenn man ihre Leiche findet? Und die Freundschaftskette am Fuß vergißt sie?“

Celina schüttelte den Kopf. Sie umfaßte meinen Arm.

„Und warum fährt sie dann extra an die *Playa Santa María*? Die *Playa Miramar* wäre viel näher gewesen. Wie ist sie denn überhaupt dorthin gekommen? Sie hatte kein Auto. Bus fährt um die-

se Zeit keiner mehr. Und ohne Schuhe? Frag die Teniente: Bei den Kleidern, die gefunden wurden, waren keine Schuhe. Nein, Liebes, das alles ist zu absurd.“

Celinas Augen waren immer größer geworden. Jetzt starrte sie mich voller Entsetzen an. „Was ist dann wirklich passiert?“ preßte sie hervor. Sie drückte sich fest an meinen Arm.

„Doris ist gar nicht im Meer ertrunken. Dann wäre nämlich der Körper voll Meersalz und Sand gewesen. Voll mit dem Sand, den das Wasser mit ans Ufer spült. War Doris aber nicht. Der Sand, der mit dem Meerwasser aufgetragen wird, klebt am Körper, genauso wie das Salz. Der läßt sich nicht herunterblasen wie der Sand, den der Wind angeweht hat. Nicht einmal in den Haaren war Salz oder Sand. Das habe ich gespürt. Und die Kleider, die du beim Holzhaus gefunden hast, kamen frisch aus dem Schrank. Das waren nicht die Sachen, die Doris Donhauser heute nacht im Hotel Colina getragen hat.“

Ich war froh, daß Celina nicht fragte, woher ich das wußte. Ich wollte ihr nicht erzählen, daß ich in Doris' Hotelzimmer war und welcher Anblick sich mir dort geboten hatte.

„Also ermordet“, versuchte Celina eine trockene Feststellung. Aber ihre Stimme klang heiser, als wäre sie schwer erkältet.

„Ermordet, richtig! Irgendwo ermordet und einfach an den Strand gelegt. Der Täter hatte nicht viel Zeit. Er mußte ja auf die Patrouillengänge der Strandwächter achten. Hast du die Verletzungen an der Nase und der Stirn der Frau gesehen? Es sollte mich nicht wundern, wenn sie auch noch andere Verletzungen hatte.“

„*Horrible*“, sagte Celina und verbarg ihr Gesicht unter meinem Arm. „Wer könnte so etwas Entsetzliches getan haben? Und warum denn nur?“

„Ich weiß es nicht. Sie hatte einen Freund, der rasend eifersüchtig war, einen Kubaner. Der ist gestern in der Bar ausgerastet, nur weil sie mir die Hand aufs Knie gelegt hat.“

Celina hob den Kopf. „Wir haben in der Klinik manchmal

Leute, die so extrem reagieren. Das sind aber Drogenabhängige. Die benehmen sich ganz normal, nur etwas aufgedreht – und dann auf einmal rasten sie aus, wegen der geringsten Kleinigkeit. Oder auch wenn sie gerade auf Entzug sind.“

Celinas Einwand hatte etwas an sich. Ich kannte Drogenabhängige aus meiner Polizeizeit. Jesús machte nicht diesen Eindruck, zumindest nicht auf den ersten Blick. Aber war es nicht doch möglich? Wie er vor mir stand, seine Drohgebärden, seine Überreaktion? Das konnten Drogen bewirkt haben, schwere, aggressive Drogen. Kokain wirkt im allgemeinen nicht so extrem. Bei einem Entzug aber war es egal. Ich hatte weniger auf seine Augen geachtet als auf seine Hände. „Ist es leicht, in Kuba Drogen zu bekommen?“ fragte ich.

„Sehr leicht sogar, vor allem Kokain. Zum Schnupfen. Und vieles läuft über Ausländer.“

War Doris Donhauser in Drogengeschäfte verwickelt? Daß es sich nicht nur um Prostitution handelte, hatte mir längst gedämmert, und wo Prostitution ist, ist meistens auch Erpressung in der Nähe. Aber Drogen? Das ließ alles in neuem Licht erscheinen. Hatte sie vielleicht selbst an der Nadel gehangen? Ihr Verhalten paßte dazu, ihr Aussehen nicht. Süchtige sehen anders aus.

„Kannst du mir helfen, Celina?“ Es war das zweite Mal, daß ich sie mit ihrem Namen ansprach. Das erste Mal war es auf dem Malecón im Auto gewesen, als ich versprach, ihr alles zu erzählen: später, ein andermal. „Ich muß etwas über die ausländischen Drogengeschäfte wissen. Ihr in der Klinik erfahrt doch eine Menge.“

„Greg“, sagte sie und nahm meine beiden Arme, „ich helfe dir gerne, so weit ich kann. Wir haben viele Ausländer als Patienten. Da kann ich sicher etwas herausfinden. Vielleicht redet einer.“ Dann zögerte sie einen Moment, bevor sie weitersprach: „Aber sollte das nicht die Polizei tun? Unsere Polizei ist nicht schlecht, Greg.“ Und: „Ich habe Angst um dich.“

„Brauchst du nicht, Liebes,“ sagte ich. „Ich will es auch selbst herausfinden. Sie war meine Freundin, obwohl ich sie nur so kurz gekannt habe.“

Celina sah mich an. „Du hast sie geliebt, ja?“

„Nicht so wie dich.“ Ich zog sie an mich und küßte sie. Klar wußte ich, daß das jetzt nichts mit Liebe zu tun hatte. Oder zumindest nicht sehr viel. Aber was sagt man einer Frau in einer solchen Situation? Was sagt man, wenn man einen solch betörenden Körper umarmt, die glatte Haut spürt und sich die eigene Erregung zwischen den Beinen groß macht?

Celina ließ es zuerst geschehen. Dann erwiderte sie den Kuß, heftig, leidenschaftlich, warm. Sie drückte ihren Körper an meinen, preßte mich an sich.

Schließlich löste ich mich wieder von ihr. „Celina, du bist ein liebes Mädchen. Ich mag dich sehr.“

„Nicht Mädchen“, lachte sie. „Eine Frau.“ Ihre Augen leuchteten. Wenn sie zum Lachen ansetzte, vibrierten ihre Nasenflügel.

„Dann bist du die tollste Frau, die ich je gekannt habe. Und am meisten faszinieren mich deine grünen Augen. Wer hat dir denn die vererbt?“ Ich küßte sie wieder.

„*Querido*“, sagte sie zwischen unseren Lippen.

Querido. Das hat noch keine zu mir gesagt. Liebling.

Und mit einem Anflug von Hochmut: „Ich bin eine *bayamesa*. Die Frauen von Bayamo sind berühmt für ihre grünen Augen. Und für ihre Schönheit.“

Die Stadt am Fuß des Bergmassivs der Sierra Maestra gilt auch als die Wiege des kubanischen Nationalismus. Hier begann 1868 der Grundbesitzer Carlos Manuel de Céspedes an der Spitze seiner eigenen, von ihm freigelassenen Sklaven den ersten bedeutsamen Aufstand gegen die Spanier. Als Bayamo zu fallen drohte, zündeten die Bewohner die Stadt an, bevor sie in die Hände der Feinde fiel, was ihr den Namen „*La Heroica*“ einbrachte. Céspedes wird bis heute als „Vater des Vaterlandes“ gefeiert. Kubas Natio-

nalhymne „*La Bayamesa*“ soll erstmals in der Kirche von Bayamo gesungen worden sein. Im 2. Kolonialkrieg fiel 1895 der Dichter und Freiheitskämpfer José Martí in der Nähe der Stadt bei Dos Rios. Und 60 Jahre später landete Fidel Castro mit seinen Guerrilleros nahe Bayamo an der *Playa de los Colorados*, um von der *Sierra Maestra* aus den Kampf gegen Batista zu beginnen. Seine Yacht „*Granma*“, Großmutter, gab der Provinz ihren heutigen Namen.

Ich sah Celina versonnen an.

„Was ist los mit dir?“ fragte sie aufmunternd.

„Du beunruhigst mich“, gestand ich. „Aber ich hoffe, ich werde dich, wenn ich dich erst ein paar Jahre lang anhaltend angestarrt habe, daran gewöhnen.“

Celina lächelte. „Magst du nicht trinken? Du trinkst gar nicht. Magst du etwas essen?“ Wollte sie mich ablenken?

„Nein, danke.“ Hunger war das letzte, was ich im Moment verspürte. Dabei hatte ich heute noch gar nichts gegessen. Aber ich trank. Der Rum tat gut. Dann sagte ich: „Du sprichst auch Englisch und Deutsch. Hat man dich deshalb an der Playa zu mir geschickt? Solltest du übersetzen?“

„Ja. Du hast doch dem Polizisten nicht geantwortet. Ich sollte fragen, wer du bist. Ich kann gar nicht gut deutsch. Das meiste habe ich in der Klinik gelernt. Da mußte ich manchmal übersetzen.“

Celina lehnte sich zurück, dachte nach und bewegte dabei die Lippen, als sagte sie sich etwas vor. Dann lachte sie wieder verschämt und sagte auf deutsch: „Gwrine Augen sinds giferrlich, aba in der Liebe elich.“

„Wo hast du denn das her?“ fragte ich überrascht.

„Von einem Deutschen. Der war lange bei uns.“

„Auch bei dir?“

„Nein, nein“, schüttelte sie den Kopf. „Ich bin keine *chica*.“

„Das will ich dir glauben“, sagte ich. Ich wollte es glauben. Dann sagte ich ebenfalls auf deutsch: „Grüne Augen Froschnatur, von der Liebe keine Spur.“

Sie sah mich groß an. Erst als ich „Froschnatur“ und „Spur“ übersetzt hatte, lachte sie. „*No es verdad.*“ Das ist nicht wahr.

„Das mußt du mir erst beweisen“, sagte ich.

„Wie?“ fragte sie und schürzte die Lippen.

„Sage mir, daß du mich liebst.“

„Das kann ich nicht. Das sage ich nie.“

Ich sah sie schelmisch an. „Dann liebst du mich nicht.“

Da preßte sie mich ganz fest an sich und küßte mich. Sie ließ sich nach hinten fallen und zog mich mit. Meine Hände fanden ihren Körper, der sanft und warm war. Die Haut fühlte sich an wie Samt. Sie tastete sich unter meinem Hemd durch und kraulte meinen Rücken. Mit den Zähnen umfaßte sie meine Lippen, preßte die ihren auf meinen Mund und füllte ihn mit ihrer Zunge aus.

Diese Frau reizte mich so sehr, daß ich mich kaum beherrschen konnte, ihr die Kleider herunterzureißen. Sie löste ein Kribbeln in mir aus, ein Verlangen, das jede Nervenfaser in Erregung versetzte. Ich fühlte eine unbändige Lust auf sie. Ich wollte sie haben, spüren, am mich drücken, meine Haut an ihrer Haut reiben. Dieser feste, straffe Körper ließ eine Begierde in mir wach werden, wie ich sie seit ewigen Zeiten nicht mehr gekannt hatte.

Plötzlich löste sie sich von mir und stand auf. „*¡Ven!*“, sagte sie. Komm! Sie zog mich von der Couch und durch den linken Flur in ein Zimmer, das mit Vorhängen vor der Sonne geschützt war. Das Zimmer hatte eine eigene Tür. Ich konnte nur ein großes, niedriges Bett sehen, einen Schrank, eine Kommode und eine andere Tür, durch die man wohl ins Badezimmer gelangte.

Sie dehte sich zu mir um und öffnete die vollen Lippen zu einem breiten Lächeln. Mit gekreuzten Armen zog sie das T-Shirt über den Kopf. Die straffen Brüste sprangen unter dem engen Baumwollstoff hervor, die Brustwarzen leuchteten wie kleine schwarze Punkte inmitten großer dunkler Aureolen. Im Stehen öffnete sie den Verschuß des Rockes. Ihre Finger glitten liebko- send über die glatte, bronzefarbene Haut, während sie den Rock,

zusammen mit dem Slip, über die Hüften und Schenkel hinunterschob. Dann ließ sie sich rücklings aufs Bett fallen, streifte gleichzeitig mit der rechten Hand die Pumps von den Füßen. Sie stützte sich mit den Ellbogen ab und zappelte so lange, bis Rock und Slip ganz nach unten gerutscht waren und nur noch an einem Fuß hingen. Mit einem Ruck schleuderte sie die Kleidungsstücke von sich. Dann öffnete sie die Zopfspanne und schüttelte die Haare, bis sie aufgelöst und weich auf dem Kissen lagen und den Kopf umrahmten. Dabei sah sie mich unentwegt an.

Ich kniete neben ihr nieder. Sie streckte die Hände nach mir aus, und ich nahm sie in die Arme.

3

Es war ein trüber, schmutziger Nachmittag, der allerschnellstens in die Reinigung gehörte, als ich den Malecón entlang Richtung Playas del Este fuhr. Ich fühlte mich trotzdem blendend. Ich hatte sogar zwei, drei Stunden geschlafen. Celina hatte inzwischen Huhn mit Reis und schwarzen Bohnen gerichtet, die gängigste Speise im Land. Huhn war im Vergleich zu Rind- und Schweinefleisch billig und auch leichter zu bekommen, weil die Höfnerfarmen weniger Probleme mit den Futtermitteln hatten.

Aber auch Huhn war in den Läden nicht immer zu haben. In Havanna machte ein blasphemischer Witz die Runde: Castro verspricht, um Gott gefällig zu sein, dem Papst, allen Familien auf Kuba je ein Huhn zu schenken. Im vertrauten Gespräch gesteht aber dann der Papst dem *Máximo Líder*, daß es doch gar keinen Gott gebe. Darauf Castro: „Na und? Es gibt ja bei uns auch keine Höfner.“

Vor ein paar Jahren, erzählte mir Celina beim Essen, wurden in Havanna aber tatsächlich an alle Haushalte lebende Höfner gratis verteilt. Zur Aufzucht. Damit sollten die Familien selbst für Eier und Geflügel sorgen. Das Unternehmen, das die prekäre Lage auf dem Ernährungssektor etwas hätte entspannen sollen, scheiterte jedoch daran, daß die meisten ihr Huhn gleich aufaßen. „Ich auch“, beichtete Celina. „Wie könnte ich denn Höfner halten? Zum Füttern hätte ich Mais gebraucht, und der ist in den Läden auch nicht zu haben.“ So gab’s ein paar Tage lang Huhn auf allen Mittagstischen, und danach standen die Leute wieder Schlange um Eier und Geflügel.

Den Schlaf und das Essen hatte ich bitter nötig gehabt. Zum Abschied nahm mir Celina das Versprechen ab, sie wieder anzu-

rufen. Als ob man mir dafür ein Versprechen hätte abnehmen müssen. Ich fühlte mich wahnsinnig gut. Glück ist relativ.

Der Himmel wurde dunkel. Die Wolken sammelten sich jetzt im Norden über dem Meer. Das bedeutete meistens Sturm. Die Stürme um diese Jahreszeit waren nicht so gefürchtet wie die *tormentas* im Herbst, denn sie waren meist nicht so heftig. Doch auch diese richteten schwere Schäden an, vor allem an den alten, baufälligen Häusern in Havanna. Die Sturmfluten reichten weit über den Malecón hinweg bis zu den ersten Häuserreihen. Dann wurde die Uferstraße gesperrt und der gesamte Verkehr über *Centro Habana* und *Vedado* umgeleitet, ein Horror für die Anwohner, die in den ungefilterten Abgasen zu ersticken drohten.

Dabei ist Havanna am jetzigen Standort wettersicherer als an den beiden, die vor 500 Jahren ursprünglich an der Südküste vorgesehen waren. *Diego de Velásquez*, der ab 1510 die Insel in Besitz nahm, oft gegen den erbitterten Widerstand der Indianer, hatte der Reihe nach die Siedlungen Baracoa, Bayamo, Trinidad, Sancti Spiritus und Santiago gegründet. Nur mit seiner sechsten *villa* kam er nicht zu Rande. Miese Wetterbedingungen und unfreundliche Einwohner schreckten die Siedler ab. Erst in der *Bahía de Carenas* an der Nordwestküste, heute der Hafen von Havanna, fand er den geeigneten Siedlungsort. Der Legende nach begann Havannas Geschichte am 25. Juli 1519, dem Namenstag des Heiligen Cristóbal, mit einer Messe unter einem Ceibabaum an der heutigen *Plaza de Armas* in der Altstadt. Velásquez nannte die Stadt, auch zu Ehren des Italieners Christoph Kolumbus, der bei seiner ersten Fahrt immerhin Kuba am 27. Oktober 1492 entdeckt hatte, *San Cristóbal de la Habana*.

Dank der günstigen Strömungen entwickelte sich Havanna zur wichtigsten spanischen Handels- und Hafenstadt in Westindien. Sie wurde deshalb auch immer wieder von Korsaren und Freibeutern ausgeplündert. Den *habaneros* wurde das schließlich zu bunt, weshalb sie an der Hafeneinfahrt die Festungen *La Punta*

und *El Morro* bauten, die sie tatsächlich vor weiteren Piratenüberfällen schützten. Sie bedienten sich dabei der Methode, die schon im 12. Jahrhundert die aus Sachsen nach Österreich eingewanderten *Kuenringer* erfolgreich anwandten: Wie die Raubritter bei der Burg Aggstein in Niederösterreich ein Seil über die Donau spannten und gestrandete Schiffe ausraubten, zogen die Spanier zwischen den Festungen eine Kette und nahmen einfahrende Feinde, die nicht weiterkonnten, ins Kreuzfeuer. Erst 1762 eroberten die Engländer mit 50 Schiffen, 2 000 Kanonen und 10 000 Mann die Stadt, indem sie in einer Bucht hinter dem Morro landeten, eine Gefahr, auf die übrigens schon der italienische Architekt beim Bau der Festungen hingewiesen hatte. Ein Jahr später gaben die Engländer dann Havanna im Tausch gegen Florida an die Spanier zurück. Die hatten nichts Eiligeres zu tun, als auf dem strategisch wichtigeren Hügel östlich vom Hafen die Festung *La Cabaña* zu errichten. Bis heute jedoch weiß man nicht, ob das martialische Bauwerk etwas taugt, weil es weder vor noch nach dem endgültigen Abzug der Spanier 1899 seine Feuertaufe erlebte. Unter Diktator Batista hat es sich jedenfalls als Gefängnis bewährt. Heute gilt es als militärische Sperrzone. Die riesige Herz-Jesu-Figur vor der Festung, eine etwas kleinere Replik der 38 Meter hohen weltberühmten Christusstatue auf dem *Corcovado* bei Rio de Janeiro, wie sie inzwischen auch in Lissabon steht, wurde kurz vor der Revolution im Auftrag von Batistas Frau errichtet, sicherlich für das Seelenheil der dahinter inhaftierten Regimegegner.

Ich fuhr an La Punta vorbei in den Tunnel unter der Bucht von Havanna und kam neben El Morro auf der anderen Seite der Hafeneinfahrt wieder heraus. Eine Sperrkette hätte ich glatt unterfahren. Das Kastell und der Leuchtturm, die sich romantisch gegen den Himmel abhoben, weckten Erinnerungen an die See- räuberfilme meiner Kindheit. Den größten Eindruck hatte auf mich allerdings Vincente Minnellis Filmmusical „Der Pirat“ hin-

terlassen, mit Gene Kelly und Judy Garland, weniger wegen der Handlung als wegen Cole Porters Musik. Ich dachte jetzt daran und war froh, mit meinen Gedanken abgelenkt worden zu sein.

Ich wollte zurück an die Playa Santa María. Ich wollte mir die Stelle genauer ansehen, wo man Doris gefunden hatte.

Hinter dem Hotel Marazul parkte ich, zog die Schuhe aus und stapfte durch den Sand zum Strandhaus. Liegestühle und Sessel waren zusammengestellt und mit einer Kette an einer Palme festgemacht, damit sie der Sturm nicht wegblasen konnte. Unter den ausladenden Sonnenschirmen aus Palmblättern häufte der Wind Sand an. Eine mit Palmwedeln gedeckte Strandbar präsentierte sich verlassen und öde. Ein brauner Köter beäugte mich mißtrauisch, trollte sich aber, als ich ihn mit einer Handvoll Sand bewarf.

Das Meer war tiefgrün und unruhig. Der Wind peitschte das Wasser meterhoch auf. Die Wellenkämme überschlugen sich, brachen sich an den nächsten. Am Ufer klatschten sie mit weißem Gischt in den Sand. Das Wasser näherte sich wieder der Marke von heute morgen. Die Flut hatte eingesetzt.

Ich betrachtete das Holzhaus und die Stufen davor. Die zwei Holzplatten schienen direkt aus dem Sand zu wachsen. Auf diese kleine Treppe hatte der Mörder die Kleider aus dem Schrank gelegt. Mich schauderte, als ich an Doris' Hotelzimmer dachte. Ich wußte nicht, was stärker war, die Erschütterung über Doris' Tod oder der Gedanke, daß sie ermordet wurde. Oder der Haß auf ihren Mörder?

Die Tür stand offen. Ich stieg die Holztreppe hinauf und ging ins Haus. Ein stämmiger Kubaner drehte sich zu mir herum. „*‘uena’ tard’*“, grüßte er. Offenbar war er froh, jemanden zu treffen, dem er sein Leid klagen konnte. „*‘Demasiad’ trabaj’, to’o’el día ...*“, jammerte er los, wieviel Arbeit er habe.

Junge, du redest vielleicht ein Spanisch! Er war ein Weißer mit gedrungenem Körper, breitschultrig, muskulös. Ich schätzte ihn

auf dreißig und daß er vor zwanzig Jahren aufgehört hatte zu wachsen. Arme und Beine schienen mir eindeutig zu kurz. Auf seinem kleinen Schädel klebte verkehrt herum eine blaue Baseballmütze. Er freute sich wirklich, mich zu sehen, denn er grinste. Manche Menschen grinsen ja auch, ohne sich zu freuen. Sie können zwar nichts dafür, aber es sieht meist recht doof aus. Man durfte nur nicht den Fehler begehen, ihr Grinsen mit einem Lächeln zu verwechseln. Dieser Robert Rocket, der unsympathische Kanadier, den ich im Colina kennengelernt hatte, stellte so einen Typ dar, der ohne eigene Schuld doof grinste. Von der Statur her waren sich die beiden sogar ähnlich. Hätten Brüder sein können. Vielleicht hat sie auch nur die Sonne so gemacht.

„*Buenas tardes*“, grüßte ich zurück.

„Ich mach’ gleich Schluß für heute“, sagte er vorbeugend und verlor sein Grinsen. Es kam mir vor, als fürchtete er, ich würde etwas von ihm wollen, was in Arbeit ausartete.

„Wie heißt du?“ fragte ich.

„*José. ¿Y tu?*“

„Greg.“

„*¿Resid’ en Marazul?*“

„Nein, ich wohne nicht im Marazul, ich bin kein Kanadier. Ich bin Österreicher.“

José machte die Augen zu und zog die buschigen schwarzen Brauen bis zum Haaransatz hoch. Ich dachte, das können nur Clowns. Vielleicht war er einer. Danach beschloß er, wieder zu grinsen und etwas zu tun. Er verstaute Federballschläger in einem Karton und kontrollierte die Verschlüsse von Wasserbällen. Seine kurzen Arme und die dicken Finger bewegten sich erstaunlich flink. An der Wand lagen Kajaks und Surfbretter übereinandergestapelt, daneben Ruder. Reisetaschen standen herum, Plastiksäcke aus den früheren *INTUR*-Läden, die es jetzt nicht mehr gab, und Schachteln. Alles war mit einer dünnen Schicht Sand überzogen, der durch die Ritzen zwischen den Holzbrettern hereingeweht

wurde. Quer durch den Raum waren Nylonseile gespannt, an denen Schwimmwesten und Kleidungsstücke zum Trocknen hingen. Du könntest hier mal aufräumen, Junge. Oder gehört das nicht zu deiner Arbeit?

Durch die Ritzen konnte man den Strand überblicken. Der Abstand zwischen den Holzlatten war so schmal, daß man zwar hinaussehen, aber von außen nicht gesehen werden konnte. „Bist du auch Rettungsschwimmer?“ fragte ich ihn.

„*No, lo siento.*“ Es tat ihm echt leid, denn er seufzte tief, ohne aber auf sein Grinsen zu verzichten. Er zeigte auf die Boote und all die Utensilien, die sich Urlauber in einem Strandhotel ausborgen. Das gehörte wohl in seinen Zuständigkeitsbereich. Er mußte wirklich bittere Fron leisten.

Er war also nicht einer von den *salvavidas*, von denen Celina gesprochen hatte. Urlauber sah ich auch keine. „Keine Touristen heute am Strand?“ fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Das Wetter ist schlecht.“ Und fügte hinzu: „*El Niño*“, womit er einen Schuldigen ausgemacht hatte.

Tja, das soll vorkommen. Unter den Auswirkungen des Tiefs litt seit Wochen der gesamte mittelamerikanische Raum. „Am Vormittag war aber das Wetter noch gar nicht so schlecht“, wandte ich ein.

„Der Strand war heute vormittag gesperrt“, sagte er. „*Porque hay mucha' aguamala.*“

„Was? Wegen der vielen Quallen?“

José nickte ganz ernsthaft. Dabei zeigte er mit langgestrecktem Arm durch die offene Tür hinaus.

Mein Blick folgte der Richtung des Armes. Dann sah ich es auch. Etwa an der Stelle, an der heute morgen Doris' Leiche gelegen hatte, steckte ein Mast mit einer roten Fahne: Baden untersagt. Quallen! Mit dieser Ausrede hatte die Polizei die Touristen so lange vom Strand ferngehalten, bis alle Spuren gesichert waren. Wenn es eine Spurensicherung überhaupt gegeben hatte. Auf

jeden Fall blieb genug Zeit, Doris' Tod zu vertuschen. *Maravilloso*. Hervorragend.

„Das war heute also ein langweiliger Tag?“ fragte ich.

Er grinste: „Ein ruhiger Tag tut auch gut.“

Mag schon sein, Junge, aber aufräumen wirst du trotzdem müssen. Entweder wußte José wirklich nicht, was heute früh hier passiert war, oder er wurde auf Schweigen getrimmt. Quallen! „*Entonces – hasta luego*“, verabschiedete ich mich.

Ich ging bis zum Mast mit der roten Fahne. Ich brauchte dazu 49 Schritte vom Haus weg. Ob es genau die Stelle war, an der Doris gefunden wurde, konnte ich nicht mehr feststellen. Anhaltspunkte hatte ich keine. Sand, Sand, Sand. Der Strand verlief hier viel zu weitläufig und zu breit bis zu den ersten Palmen, als daß ich mir zum Beispiel einen bestimmten Baum hätte merken können. Am Morgen achtete ich nicht darauf. Inzwischen hatte der Wind den Strand wieder wellig glattgefeigt. Fußspuren konnte man noch ganz schwach erkennen, die gab es aber am ganzen Strand.

Ich wollte wieder zum Auto zurück, als ein Pärchen den Strand entlang auf mich zukam. Die Frau leuchtete mir trotz der für die Playa hinaufgesteckten Haare sehr blond entgegen. Sie trug ein Tangahöschen und ein T-Shirt mit dem Aufdruck „*¡Sí por Cuba*“, das man in den *tiendas* zu kaufen bekam.

Er war mittelgroß und kräftig. Er hatte Shorts an und ein Shirt mit einem großen roten Kreuz und dem Wort „*Lifeguard*“. Auf dem Kopf trug er eine *gorra*, ebenfalls mit einem roten Kreuz und der Aufschrift „*Cruz Roja Cuba*“. Um seinen Hals hingen ein Fernglas und eine Trillerpfeife. Jetzt hatte ich also einen der Salvavidas vor mir. Ob der mir helfen konnte?

Die beiden waren mir händchenhaltend entgegengekommen. Als sie näherkamen, ließ die Frau die Hand des Mannes los.

„Hello! Bist du neu hier?“ begrüßte mich die Frau auf englisch.

Sie hielt mich offenbar für einen Kanadier. Dafür bekam sie einen Minuspunkt von mir.

„Nein“, sagte ich. „Ich will mich nur etwas umsehen.“

Daß sie die Hand ihres Begleiters losgelassen hatte, bedeutete nichts. Warum sollte sich eine Touristin nicht ein Liebesabenteuer mit einem Einheimischen leisten? Noch dazu mit einem so imposanten Typ wie dem da? Männer mit solchen Jobs sind immer vom Flair des Heldentums umgeben. Wesentlich mehr interessierte mich, daß die Frau am linken Handgelenk ein orangefarbenes Plastikband trug. Ein solches hatte ich heute nacht schon gesehen, am Handgelenk des Kanadiers. Offenbar gedieh hier ein schneller, heftiger Urlaubsflirt. Zu Hause hätte er wahrscheinlich Goldketten gekauft.

Mädchen, Mädchen, da wäre dein Freund aber nicht sehr begeistert, wenn er dich mit deinem Helden am Strand erwischte.

„Du willst doch jetzt nicht schwimmen“, argwöhnte der Held. Auch er sprach englisch, sogar fließend und fast akzentfrei.

„Nein, will ich nicht“, sagte ich. „Wäre es denn verboten?“

„Ja, verboten“, bestätigte er eifrig und deutete auf die rote Fahne. „Und gefährlich. Es liegen noch immer sehr viele Quallen im Küstengewässer. Außerdem kommt ein Sturm auf.“

Quallen, Quallen.

Aber das mit dem Sturm stimmte. Die schwarzen Wolken zogen schon über uns. Der Wind war jetzt ein anderer und wurde stärker. Der Passat aus Nordosten von heute morgen hatte dem *el viento del norte* weichen müssen, dem gefürchteten Nordwind. Das Meer grollte. Die Flutwellen schlugen mit Getöse ans Ufer.

„Gehen oft Leute in der Nacht schwimmen?“ fragte ich.

„Nein. Manchmal Jugendliche, wenn sie zu viel getrunken haben. Aber wir passen auch in der Nacht auf.“

„Bist du heute nacht auch am Strand gewesen?“

„Ja, ja, heute nacht hatte ich Dienst. Aber da war niemand im Wasser. Jetzt habe ich dienstfrei.“

Die Antwort kam zu schnell, zu auskunftswillig. Daß du Liebe am Strand machst, Junge, kann mir egal sein. Robert Rocket

wohnt im Colina und ist weit weg, und seine Freundin schläft mit dir, einem Lokalmatador! *Maravillosa*! Ist mir trotzdem schnuppe. Aber heute nacht, da hättest du wirklich hier sein müssen.

Das Thema war ihm offenbar unangenehm. Hastig verkündete er: „Ich muß zu José.“ Er marschierte ab ins Strandhaus.

„Bist du schon lange hier?“ fragte ich die Blonde.

„Schon vier Wochen.“

„Kommen nur Kanadier hier an den Strand?“ fragte ich. Schließlich war der Strand des Hotels Marazul weder markiert noch von den anderen Hotelstränden abgegrenzt.

„Meistens. Manchmal auch Touristen von den anderen Hotels. Und das Personal von der Internationalen Klinik. Auch Einheimische sind oft da, wenn es sehr warm ist. Woher kommst du denn?“

„Ich bin Österreicher.“

Das klingelte bei ihr. „Eine junge Österreicherin“, erzählte sie, „habe ich auch ein paarmal hier gesehen, eine blonde, so wie ich. Ich glaube, sie sagte einmal, sie sei aus Österreich.“

„Wann war das?“

„Das weiß ich nicht mehr. Sie kommt recht oft. Vor zwei oder drei Tagen habe ich sie das letztemal gesehen. Sie ist mir aufgefallen, weil sie immer ihren Freund dabei hat, einen Farbigen, der sich nie auszieht. Sie hat auch eine farbige Freundin, glaube ich. Mit der habe ich sie auch öfter gesehen. Aber der Schwarze, der gehört sicher zu der Österreicherin. Ich meine, ich habe nichts gegen Schwarze. Warum nicht?“

Warum nicht, Mädchen? Dein Salvavidas ist ja weiß, Gott sei Dank. Eine Farbige als Freundin hast du bestimmt auch nicht. Und daß Jesús sich nicht ausgezogen hat, mußt du verstehen. Es wäre doch zu schwierig, eine Beretta in der Badehose zu verstecken.

Daß heute früh eine Tote hier gefunden wurde, war aber offensichtlich geheimgehalten worden. „Was macht diese Österreiche-

rin?“ fragte ich weiter. „Geht sie schwimmen? Oder surfen oder Kajak fahren? Ich habe ja alles mögliche im Strandhaus gesehen. Oder fotografiert sie? Viele Urlauber machen ja keinen Schritt ohne Kamera.“ Ich lachte, um meine Worte mit Belanglosigkeit anzustreichen. Es klang aber sehr gekünstelt.

„Das weiß ich nicht so genau. Ja, ich glaube, sie hat manchmal auch eine Kamera dabei. Aber ich habe sie nicht beobachtet. Warum fragst du? Kennst du sie? Morgen ist sie bestimmt wieder da.“

Das bezweifelte ich sehr stark. „Nein, nein“, winkte ich ab. Ich wechselte das Thema: „Ich kenne einen Landsmann von dir. Er trägt das gleiche orangefarbene Plastikband am Handgelenk wie du.“

„Ach ja?“ sagte sie und lachte verlegen. „Davon gibt es sicher eine ganze Menge.“ Damit drehte sie sich weg und ging ihrem Rettungsschwimmer entgegen, der eben aus dem Holzhaus kam.

Ich machte mich auf den Weg zum Auto.

Viel hatte mir der Ausflug nicht gebracht. Immerhin wußte ich jetzt, daß Doris öfter hier gewesen war. Und daß sie eine Freundin hatte, eine Farbige. War es also kein Zufall, daß man Doris' Leiche an der Playa Santa María abgelegt hatte? Und wo war der Film aus der Kamera?

Meine Gedanken schwirrten ziemlich ratlos umher, während ich ins Hotel zurückfuhr.

Als ich meinen Schlüssel holte, gab mir das Mädchen an der Rezeption ein Stück Papier. „Das ist für Sie abgegeben worden, *señor*.“ Wenigstens im Nacional sagten sie „Sie“.

Es handelte sich um eine Einladung für ein Nachmittagskonzert im *Museo de la Revolución* am kommenden Sonntag. Eigentlich hielt ich nur einen gefalteten Programmzettel in Händen, aber Datum und Uhrzeit darauf waren unterstrichen. *¡Tarde Vienésa!* hieß das Programm, Wiener Nachmittag, und kündigte Musik

von Lehár, Strauß und Offenbach an. Daß Jaques Offenbach zur Wiener Musik gehörte, war mir allerdings neu. „Wer hat das abgegeben?“ fragte ich.

„*Un compañero.*“

Ein Herr, *un señor*, sagen in Kuba nur noch die Alten, manchmal. Alle anderen reden sich gegenseitig mit Genosse an. Sicherheitshalber fragte ich: „Ein Kubaner oder ein Ausländer?“

„*Un cubano, señor.*“ Gäste sind immer noch Señores. Oder schon wieder.

Ich fuhr mit dem Lift in mein Zimmer hinauf. Mein erster Blick galt dem Fernsehapparat. Der stand genauso halbschräg, wie ich ihn hingestellt hatte. Ich werde die Beretta und Doris' Adreßbuch doch anderswo verstecken müssen, dachte ich. Aber wo? Und wer war da an meinem kulturellen Wohlbefinden so interessiert?

Bevor ich beginnen konnte, ernsthaft nachzudenken, läutete das Telefon. García Marín. „*Buenas tardes.* Hatten Sie einen schönen Tag?“

Ich hätte gerne gewußt, ob ihm Celina von unserem wunderschönen Nachmittag erzählt hatte. „Es geht“, sagte ich. „Was kann ich für Sie tun?“

„Nichts. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir wissen, wer die Tote ist.“

„Wer ist sie? Und wer ist wir?“

„Die Polizei weiß es, und ich habe es zufällig erfahren.“

An die Zufälle werde ich mich wohl gewöhnen müssen.

„Die Tote“, setzt er fort, „hieß Doris Donhauser und arbeitete für Cubatur als Gästebetreuerin im Hotel Colina. Das haben Sie nicht gewußt? Oder doch?“

Ich übergab die Frage. „Weiß man auch, wann und wie sie gestorben ist?“

„Auch das weiß die Polizei. Sie ist in ihrem Zimmer im Hotel Colina ermordet worden. Der Befund der medizinischen Polizei

ist zwar noch ausständig, aber die Polizei ist ziemlich sicher, daß sie in ihrem Zimmer ertränkt wurde. Und das alles haben Sie nicht gewußt? Oder doch?“ fragte er noch einmal.

Oder doch. „Woher sollte ich das wissen?“

„Ein Stubenmädchen vom Colina hat der Polizei erzählt, daß Sie heute im Zimmer der Señorita waren. Ich habe Ihnen gesagt, Sie dürfen unsere Gesetze nicht übertreten. Das war eine Übertretung.“

Scheiße. Aber irgendwie war das ja zu erwarten gewesen.

Pause. Einer von uns beiden mußte jetzt wieder zu reden anfangen. Er war's: „Es wäre besser, wenn Sie abreisten. Sie können der Polizei in dieser Sache nicht mehr helfen.“

„Geht es um Rauschgift? Um Kokain?“

„Es könnte sein.“

„Haben Sie einen Verdacht?“ Ich konnte schon sehr stur sein.

„Die Polizei hat einen Verdacht.“

„Und warum erzählen Sie mir das alles? Sie haben mich doch nicht angerufen, um mir das zu erzählen. Oder hat Ihnen Celina gesagt, Sie sollen mich anrufen?“

„Nein. Ich habe Sie angerufen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht in die inneren Angelegenheiten Kubas einmischen sollen.“

„Ist Kokain eine innere Angelegenheit Kubas?“

Wieder Pause. Dann sagte er: „Ich bin Ihr Freund. Aber meine Möglichkeiten sind begrenzt. *Buenas noches*.“ Er legte auf.

Maravilloso, er war mein Freund. Ich konnte ihn trotzdem nicht leiden. Ich wußte nicht genau, warum, aber ich mochte ihn nicht. Und an Zufälle habe ich noch nie geglaubt. Außerdem, was hieß „innere Angelegenheiten Kubas“? Ging es nicht um Kokain? Oder doch? Verzeihung, Mann, „Oder doch?“, das war dein Text.

Der Wind rüttelte an den Fensterläden aus Holz. Jetzt würde es wohl auch gleich regnen. Ich schloß das Fenster.

Irgendwo mußte ich Jesús auftreiben. Aber wo? Und Doris hatte eine kubanische Freundin. Die wollte ich ebenfalls finden.

Abends im Colina? Davon versprach ich mir noch am ehesten Erfolg. Ich stellte mich kurz unter die Dusche und zog danach etwas Frisches an. Die Pistole? Nein, brauchte ich nicht. Ich ließ sie im Fernsehapparat. Doris' Notizbuch sollte Gesellschaft haben. Man macht ja öfter Fehler im Leben.

„Möchten Sie Ihr Auto, *señor*?“ fragte unten der Hotelportier.

„Danke. Ich gehe zu Fuß.“

Das wäre doch gelacht, wenn ich den Kubaner in dem gestreiften Hemd nicht auch zu Fuß abschütteln könnte. Er hatte mich in der Hotelhalle beim Kommen beobachtet. Er saß noch immer da.

Als ich ins Freie trat, empfing mich der Sturm mit einer von mir nicht erwarteten Heftigkeit. Windstärke 9 oder 10, mit Spitzen von 80 bis 90 Stundenkilometern. Das war noch nicht so schlimm, daß man den Malecón hätte sperren müssen. Mir reichte er trotzdem. Zu regnen hatte es noch immer nicht begonnen.

Ich nahm nicht die *La Rampa*, den kürzesten Weg zum Colina, sondern die *Calzada de Infanta*. Die „Rampe“ ist die 23. Straße und führt vom Malecón steil bergan in die Stadt hinein, trägt also ihren Namen zurecht. In *La Habana Vedado*, dem modernsten Viertel Havannas, sind die Straßen zum Unterschied von *La Habana Vieja* und *Centro Habana*, Alt- und Zentralthavanna, meist nur mit Nummern oder Buchstaben gekennzeichnet. Lediglich die Hauptverkehrsadern tragen Nummern und Namen. Die Calzada ist die 7. Straße.

Ich ging langsam. Der Wind machte mir Schwierigkeiten. Und ich wollte auch den Mann nicht überfordern, der mich verfolgte.

Die Calzada ist eine nicht sehr breite, aber zu jeder Tages- und Nachtzeit belebte Straße. Hier können Autos nur im Schrittempo fahren. Darum ist die 7. gesäumt mit Chicas, die sich da mehr Chancen ausrechnen als auf dem Malecón. Gleich nach dem „*Las*

Vegas“, einem Nachtschuppen für Einheimische, fand ich eine üppige Schwarze. Ich sprach sie an. „Möchtest du Dollar?“

Ihre Augen leuchteten. „*¡Sí, sí! ¿Qué hotel?*“

„Nix Hotel“, sagte ich auf deutsch und zog sie die Stufen hinauf zu einem dunklen Haustor. Ich umarmte sie und beobachtete über ihre Schulter hinweg die Straße. Ich mußte sie allerdings festhalten. Diese Art von Liebesanbahnung war sie wohl nicht gewohnt.

„*¿Qué haces?*“ fragte sie und wollte sich befreien.

„Gar nichts mache ich“, sagte ich wieder auf deutsch und drückte sie noch fester an mich. Sie roch nach billigem Parfüm und dem Mief der Straße. Die Menschen zogen an uns vorüber, lachend, laut. Aus Fenstern plärrten Radios. Latino-Rhythmen vermischten sich mit dem Hupen 50 Jahre alter Autos, die über die Schlaglöcher rumpelten und schwarze Abgase hinauspusteten.

Dann sah ich ihn. Er stand da und schaute sich gelangweilt die Gegend an. Er hatte wohl gesehen, daß ich das Mädchen die Hausstufen hinaufgezogen hatte.

„Hör’ jetzt zu“, sagte ich auf spanisch. Ich drehte die Kleine um und schob ihr einen Fünfdollarschein zwischen die Brüste in das T-Shirt oder als was immer das Nichts an Fetzen, das sie anhatte, zu bezeichnen war. „Siehst du den Mann in dem gestreiften Hemd? Das ist mein Freund. Du gehst hin und fragst ihn, ob er mit dir schlafen will, es kostet nichts. Wenn er lacht, dann kommst du zu mir zurück. Ich warte. Danach gehen wir in eine *casa particular*.“

Offenbar glaubte sie mir nicht ganz. Also schubste ich sie in die Richtung des Mannes. Sie ging dann tatsächlich auf ihn zu und redete mit ihm. Aber bevor sie sich umdrehen und auf mich zeigen konnte, sprang ich die Stufen hinunter und tauchte in eine Menschengruppe, die vorbeikam. Die zehn Meter bis zur Calle 27 legte ich mit eingezogenem Kopf zurück. Dann bog ich schnell um die Ecke und drückte mich wieder in ein Haustor. Harry Lime in „Der dritte Mann“ hatte das auch nicht besser gemacht.

Vor den Häusern saßen Kinder, Frauen und alte Männer und

sahen mich seltsam erstaunt an. Die 27. Straße erfreute sich hier im unteren Teil einer gnädig ausgebreiteten Finsternis. Trostlosigkeit scheut das Licht. Der Menschenstrom zog ein paar Meter weiter unten auf der grell erleuchteten Calzada vorüber.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Zuerst kam mein Schatten, machte ein paar Schritte in die 27., ging wieder zurück, sah die Calzada unschlüssig hinauf und hinunter, sah wieder in die Straße 27. Dann kam das Mädchen. Die beiden redeten miteinander. Sie war sichtlich wütend. Er offenbar auch. Dann gingen beide zurück.

Ich wartete noch einige Minuten, dann bewegte ich mich langsam an der Häuserwand entlang die Straße hinauf. Ich blickte mich immer wieder um. Ich konnte, ohne im Dunkeln selbst gesehen zu werden, beobachten, ob mir von der hellen Calzada her jemand folgte. Es kam keiner. Bei der *Calle N* bog ich ab und hatte nur noch hundert Meter zum Colina.

Die Cafeteria vor dem Hotel erfreute sich eines regen Besuchs. Chicas warteten auf Hotelgäste. Junge Burschen paßten auf sie auf oder versuchten selbst, Kontakte zu knüpfen. Ich blieb stehen. Ich wollte sehen, ob ich den Mann tatsächlich abgeschüttelt hatte.

Ein Farbiger, *azuk*schwarz und mit kahlgeschorenem Kopf, stellte sich mir in den Weg. Aus den Ärmeln des T-Shirts mit dem Aufdruck „*Venceremos*“, Wir werden siegen, ragten mir zwei Pranken entgegen, als wollten sie mich umarmen.

Ich schätzte die Entfernung zwischen ihm und mir und zog die Muskeln an zum Absprung, als er mir zuflüsterte: „*¿Amigo, tienes un cigarrillo para mí?*“ Ich entspannte mich wieder und hielt ihm die Schachtel hin. Er fingerte umständlich eine Zigarette heraus. „*¿Fuego?*“ fragte er. Ich gab ihm Feuer und sagte auf deutsch: „Rauchen kannst du aber hoffentlich selber.“ Er wieder: „*¿Quieres una chica? Ella es mi hermana.*“ Er deutete auf ein blutjunges Mädchen, eine vielleicht 14jährige in einem glitzernden Body und Schuhen mit zwölf Zentimeter hohen Absätzen. *Hermana*. Wenn

das seine Schwester war, war ich mindestens sein Onkel. Als er Anstalten machte, das Mädchen zu holen, ging ich ins Hotel.

„*¿Sí?*“ fragte mich das Mädchen vom Empfang.

„Ich möchte zu Señor Rocket. Robert Rocket. Ist er im Haus?“

„Welche Zimmernummer?“

„Weiß ich doch nicht.“

Das Mädchen sah in der Hotelliste nach, schüttelte den Kopf.
„Der wohnt nicht hier.“

„Bist du sicher?“ fragte ich. „Robert Rocket, Kanadier. Kleiner als ich, breite Schultern. Im Gesicht trägt er eine Narbe.“

„*Sí, comprendo.* Aber er wohnt nicht hier.“ Das überraschte mich. Ich war überzeugt gewesen, daß er hier wohnte. Ich hatte doch gestern gesehen, wie er nach links zum Lift gegangen war. War er vielleicht nur zum Foyerbufett gegangen? Ich hatte nicht darauf geachtet, ob er danach das Haus verließ.

Ich ging in die Bar. Gähnende Langeweile. Dabei war's noch gar nicht so spät. Am Tresen saßen zwei Chicas vor leeren Gläsern. An einem Tisch lümmelte ein Europäer mit einer Frau, die vermutlich seine eigene war. An einem anderen unterhielten sich zwei Kubaner mit kubanischen Frauen. In der Ecke machte eine lustlose Combo langweilige Musik. Hinter der Theke stand der Graue von gestern und kaute an seinem Kugelschreiber.

Ich setzte mich an die Bar neben eines der Mädchen und orderte Rum auf Eis. Der Barkeeper stellte das Glas hin und tat, als würde er mich nicht kennen. Die Kleine sah mich erwartungsvoll an.

Ich fragte den Grauen: „*¿Qué tal?*“

„*Sí, sí*“, sagte er. Auch eine Antwort. Aber keine sehr erschöpfende. Es war mir sowieso egal, wie es ihm ging.

„Ich suche den Kanadier mit der Narbe im Gesicht, der gestern hier am Ende des Tresens gesessen hat.“

„Der ist nicht hier“, sagte der Graue, ohne den Kugelschreiber aus dem Mund zu nehmen. Schmatz.

„Das sehe ich. Ist er öfter hier in der Bar?“

Keine Antwort. Der redete wohl auch nicht mit jedem.

„Wohnt er hier im Colina?“

Schmatz, schmatz. Keine Antwort.

So kam ich nicht weiter. Ich legte fünf einzelne Dollarscheine vor mich hin. Einen davon schob ich dem Grauen zu. Als er ihn nehmen wollte, packte ich sein Handgelenk so fest, daß er den Kugelschreiber beinahe verschluckte. „Zuerst reden“, sagte ich.

Wollte er aber offenbar nicht. Er befreite sich mit Hilfe seiner zweiten Hand und hustete den Kugelschreiber auf den Tresen. Dann zog er sich in seine Ecke zurück. Da sagte das Mädchen, das neben mir saß: „Heute war er noch nicht hier.“

„Du bist ein kluges Mädchen“, sagte ich und schob ihr den einen Dollarschein hinüber. „Ist er sonst oft da?“

„Er kommt erst seit ein paar Tagen. Er ist noch nicht so lange hier“, sagte die Kleine. Sie hatte ein schmales, liebes Gesicht, aber sie war so dürr, als müßte sie nur noch zwei Krankheiten fürchten, Hautausschlag und Knochenschwund. Am Hals traten die Sehnen hervor, der Busen zeigte sich verschämt als flache Ausbuchtungen. Der rückenfreie gelbe Body war mindestens zwei Nummern zu klein, vermutlich hatte sie deshalb nichts darunter an. Die Schulterblätter zeichneten sich scharf unter der Haut ab.

„Weißt du, ob er im Colina wohnt?“

„Er wohnt nicht hier. Wo er wohnt, weiß ich nicht.“

„Kennst du die blonde Österreicherin? Die von *Cubatur*?“

„*Sí*. Aber die ist heute auch noch nicht hier gewesen.“ Darauf hätte ich wetten mögen.

„Kennst du ihren kubanischen Freund? Weißt du, wo ich den finden kann?“

„Nein“, sagte die Gelbe. „Der war immer nur mit der Österreicherin zusammen. Wenn sie nicht da war, war er auch nicht da. Der ist nie allein gekommen.“ Und gleich: „Darf ich ein Bier haben?“

Da sagte das andere Mädchen, das während meiner Unter-

haltung mit der Gelben spitze Ohren gemacht hatte: „Er heißt Jesús und wohnt in Centro Habana.“

Ich war überrascht. „Woher weißt du das?“

„Ich bin die Freundin der blonden Österreicherin, ihre beste Freundin. Wir sind oft zusammen an der *playa*.“

Doris' beste Freundin? Sollte das die schwarze Freundin sein, von der die Kanadierin heute gesprochen hatte? Sie war zwar eine Mulattin, aber für die Kanadierin mit ihrem weißen Rettungsschwimmer waren die wohl alle schwarz. Und sie kannte Jesús mit Namen.

„Ich bin auch eine sehr gute Freundin der blonden Österreicherin“, versuchte die Gelbe, das Gespräch wieder an sich zu reißen.

Bitte, nur das nicht, keinen Streit. Ich stand auf und steckte die vier restlichen Dollar ein. Ich bestellte ein Bier für die Gelbe und sagte auf deutsch: „Trink es auf Doris.“ Sie hätte mich vermutlich auch dann nicht verstanden, wenn ich es spanisch gesagt hätte. Ich ging zu der anderen hinüber. „Möchtest du auch ein Bier?“

Sie nickte eifrig und lachte.

Ich bestellte es. „Setzen wir uns an einen Tisch“, forderte ich sie auf. Sie war eine *mulata*, dunkler als Celina. Keine Morena, dazu hatte sie zu viele negroide Merkmale. Sie war auch nicht so groß und schlank wie Celina, hatte aber ähnlich schlanke Arme und zarte Hände. Das Gesicht war ebenmäßig, große, dunkle Augen, eine kleine Nase mit breiten Nasenflügeln, ein breiter Mund mit leicht wulstigen Lippen. Wenn sie lachte, traten die hohen Backenknochen hervor. Sie trug einen kurzen, weißen Rüschenrock, der an spanische Folklore erinnerte, und ein Oberteil aus rotem Plüsch, das den vollen Busen kaum bedeckte. Die Haare hatte sie zu Rastazöpfen gedreht. Mir fielen die gepflegten Hände auf.

Wir setzten uns an den Tisch, der am weitesten von der Musikkapelle entfernt war. Der Graue stellte das Bier und mein Rumglas hin. Die Gelbe am Tresen funkelte noch einmal zu ihrer Kollegin

herüber und drehte sich dann weg. Tja, Mädchen, das Leben ist nun einmal eines der härtesten.

„Weißt du genau, wo Jesús wohnt?“ fragte ich. Zentralhavanna ist groß. In diesem Stadtviertel leben überwiegend Farbige.

„No. Ich weiß nur, daß er dort wohnt. Das hat er gesagt.“

„Wie heißt du?“

„*Odalys. ¿Y cómo te llamas?*“

„Ich heiße Greg. Ich bin auch Österreicher.“ Ich wußte, die Frage würde kommen, also sagte ich es gleich. „Bist du ein Freund von Doris Donhauser?“ fragte sie.

„Ja.“ Sie kannte sogar Doris' Familiennamen. Damit war ich mir sicher, daß sie die Freundin war, von der die Kanadierin gesprochen hatte. Daß ich das Mädchen so schnell finden würde, hatte ich im Traum nicht gedacht. Ich träume tagsüber allerdings selten. „Du bist wirklich ihre beste Freundin?“ fragte ich.

Odalys nickte ganz heftig. „Sie hilft mir auch manchmal, wenn ich Probleme habe, *¿sí?*“ Dabei drehte sie die Augen nach oben.

Ich verstand. Probleme bedeutete, wenn sie mit einem Hotelgast nach oben gehen wollte.

„Ist Doris auch?“ Jetzt drehte ich die Augen nach oben.

„Doris?“ fragte Odalys verwundert. „Nie. Sie ist nicht eine von uns. Sie ist eine Ausländerin. Sie braucht das nicht, sie hat *dólares*. Sie kann hinfahren, wohin sie will. Sie kann auch essen gehen, wo sie will, einkaufen, wo sie will. Doris ist was anderes.“ Nach einer Atempause: „Ich war auch einmal etwas anderes.“

Es war mir schon klar, daß sie alle einmal etwas anderes waren. Das kannte ich. Alle Chicas der Welt waren einmal etwas anderes. „Ich möchte mit dir über *la rubia de Austria* reden“, sagte ich.

„Du kennst das auch?“ fragte Odalys und sah mich spöttisch an. „Alle, die den Namen hören, denken, sie geht mit ihnen ins Bett. Sie trinkt aber nur eine Cola oder ein Bier, und dann geht sie schlafen. Allein. Ich kenne sie. Sie ist meine beste Freundin.“

Ich weiß, Mädchen, und ich glaub's auch. Der Rum mit mir

mußte die Ausnahme gewesen sein. „Wie kommt sie dann zu diesem Namen?“

„Das weiß sie selbst nicht. Als sie den Namen zum erstenmal gehört hat, hat sie geweint.“

Mir kamen auch gleich die Tränen.

Da sagte mir Odalys auf den Kopf zu: „Du bist kein Freund von Doris, sonst wüßtest du das. Du möchtest nur mit ihr schlafen.“

„*Quizás*“, sagte ich. Vielleicht.

„Sie liebt einen anderen Mann. Den liebt sie so sehr, daß sie mit keinem anderen ins Bett geht. Sie ist kein Mädchen für dich.“

„Wer ist der Mann? Jesús?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wer dann?“

Odalys sah mich prüfend an. Dann sagte sie: „Du kennst sie ja doch nicht. Ich werde dir erzählen, wie Doris wirklich ist. Aber nicht hier. Die Musik ist zu laut.“

Die Musik benutzte sie als Ausrede. Denn während sie sprach, sah sie sich um, als fürchtete sie, belauscht zu werden. Sie wirkte auf einmal wie ausgewechselt. Wie sie so dasaß, konnte man ihr wirklich glauben, daß sie einmal was anderes war. Als Glücksjäger wird man sowieso nicht geboren. Die meisten zumindest nicht.

„Wo können wir reden?“ fragte ich.

„Bei mir zu Hause.“

Also doch. Das war aber nicht, was ich wollte. Und wenn ich sie richtig ansah, war ich mir nicht sicher, ob ich es bei ihr zu Hause dann nicht vielleicht doch wollte. „Das möchte ich nicht.“

„Du magst Doris, ¿sí?“

„Nicht so, wie du glaubst. Aber ich möchte trotzdem nicht mit dir schlafen.“ Ich dachte an Celina.

„Komm“, sagte Odalys. „Ich habe ein Auto, das steht um die Ecke. Das soll aber niemand hier wissen, sonst sind sie neidisch. Wir fahren an die *Playa Miramar*.“ Eine Chica mit Auto?

Ich zahlte dem Grauen die zwei Bier und meinen Rum und gab kein Trinkgeld. Vielleicht schenke ich ihm einmal einen Kugelschreiber. Die Gelbe sah uns beleidigt nach.

Vor dem Hotel blieb ich stehen. Nirgendwo konnte ich meinen Schatten im gestreiften Hemd erblicken. Pech gehabt, Junge, vielleicht klappt's das nächstemal.

Odalys hatte einen hellblauen Plymouth, Baujahr 1945, in der 27. Straße geparkt. Sie steuerte den Wagen Richtung Miramar. Sie fuhr langsam, aber ich hatte den Eindruck, daß sie eine sichere Autofahrerin war. Es hatte immer noch nicht zu regnen begonnen.

„Wie kannst du dir ein Auto leisten?“ fragte ich.

„Es gehört nicht mir. Ich leihe es mir von einem Freund. Früher hatte ich selbst ein Auto.“

„Wie alt bist du?“

„28. Ich könnte mir ein Auto leisten, wenn ich arbeitete.“

„Und warum arbeitest du nicht?“

„Man hat mir nach dem Mutterschutz keine Arbeit mehr gegeben. Ich habe ein Baby, ¿sí? Es ist erst fünf Monate alt.“

„Wo ist das Baby jetzt?“

„*Con la mamá.*“

„Und der Vater?“

„*En Miami.* Er ist vor sechs Wochen geflüchtet, am 22. Januar. Das Baby war erst drei Monate alt, als er geflüchtet ist.“

„Am 22. Januar? Ausgerechnet in der Woche, in der der Papst hier in Kuba zu Besuch war, ist er abgehauen?“

Sie nickte. „*Sí.* Er hat gesagt, das ist der beste Zeitpunkt, da hat die Polizei anderes zu tun, als auf Flüchtlinge zu achten. Und wenn sie ihn doch entdeckten, würden sie ihn vielleicht nicht töten, weil doch *el Papa* da ist.“

Eine etwas sehr naive Auffassung, dachte ich, aber immerhin, es hat funktioniert. „Warum ist er geflüchtet?“

Odalys zuckte die Achseln. „Viele Menschen flüchten. Fast je-

den Tag. Aber seit der großen Fluchtwelle vor vier Jahren ist es noch schwieriger geworden.“

„Hast du gewußt, daß er flüchten wird?“ fragte ich.

„Sí, aber nicht, wann. Die *policía* hat mich am nächsten Tag geholt und mir gesagt, daß er in Miami ist. Sie haben mich lange verhört. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich es gewußt habe.“

„Wie ist er denn geflüchtet?“ Ich wußte, wie Menschen früher aus der DDR geflohen waren. Aber hier, da war doch alles anders.

„Mit dem Boot. Von der *Playa Santa María*.“

„Von der Playa Santa María?“ fragte ich erstaunt. In meinem Gehirn begannen sich plötzlich Rädchen zu drehen. „Ist das möglich?“

„Es ist möglich, sí.“

„Aber mit einem Boot? Mit einem Motorboot?“

„Kein Motorboot.“ Odalys schüttelte den Kopf. „Ein Motorboot macht zu viel Lärm. Mit einem Ruderboot. Und du mußt aufpassen, daß die Riemen nicht knarren und daß die Blätter beim Eintauchen keinen Lärm machen.“

„Man kann doch nicht 140 Kilometer bis Florida rudern.“

„Das brauchst du auch nicht. Die Fischer sagen dir, wann es günstig ist. Die wissen von den Fischen, wie die Strömung draussen auf dem Meer ist, und sehen am Himmel, wie das Wetter wird, ¿sí? Du ruderst einen halben Tag oder einen Tag, dann kommst du in den Golfstrom. Der treibt dich nach Osten, nach New Orleans oder nach Miami oder nach Jacksonville. Das dauert drei Tage oder fünf. Wenn du Glück hast, nimmt dich ein Handelsschiff auf. Oder die Exilkubaner aus Miami entdecken dich mit ihren Hubschraubern. Die fliegen Tag und Nacht die amerikanische Küste entlang und über den Golf und die Floridastraße, ¿sí?“

„Und wenn du kein Glück hast?“

„Wenn du kein Glück hast, kommst du nicht in den Golfstrom. Oder der Passatwind treibt dich weg. Dann mußt du ver-

hungern nach zwei Wochen oder verdursten. Dann hört nie wieder jemand etwas von dir. Oder die Haie und Barrakudas fressen dich. Die greifen in der Nacht an und zerfetzen dein Boot. Oder die Sonne tötet dich. Im Sommer sind es draußen auf dem Meer 80 Grad. Oder die Hurrikans kentern dein Boot, und du ertrinkst.“ Pause. „Oder die kubanische Küstenwache entdeckt dich und erschießt dich. Dann hört auch nie wieder jemand etwas von dir, *si no está el Dios contigo*.“

Odalys schilderte das fast emotionslos, während sie den Blick nicht von der Straße wandte. Vielleicht war Bitterkeit dabei. Vielleicht Resignation. *Si no está el Dios contigo* – wenn Gott nicht mir dir ist. Redete so eine Chica?

„Woher weißt du das?“ fragte ich.

„Das wissen alle hier. Wir hören *Radio Martí*. Das ist der Sender der Exilkubaner in Miami. Wir wissen alles, aber wir reden nicht darüber. Niemand redet darüber.“

„Und wieso redest du darüber?“

„Weil ich glaube, daß du ein guter Mann bist. Du könntest ein Freund von Doris werden. Sie braucht einen Freund. Einen echten.“

Ich sah sie von der Seite an. „Was hast du denn früher gearbeitet?“ Im Moment konnte ich mit all dem nichts anfangen.

„Ich hatte einen technischen Beruf.“

Das war auch nicht sehr aufschlußreich. Aber ich konnte mir immerhin vorstellen, daß man sie für die Flucht ihres Mannes mitverantwortlich machte und ihr deshalb keinen Job mehr gab; sie habe gewußt von seiner Fluchtabsicht und ihn nicht verraten. Vielleicht glaubte man auch, sie hätte noch immer Kontakt zu ihm. „Weißt du, wo in Miami dein Mann ist? Hast du seine Adresse?“

„Nein. Ich habe noch nichts von ihm gehört.“

„Und Freunde? Hast du Freunde, die Kontakt nach Miami haben?“

Sie schüttelte den Kopf. „Keiner konnte mir etwas sagen.“ Und nach einer Pause: „Er ist nicht mein Mann.“

„Aber das Baby?“ fragte ich.

„Er ist der Vater meines Babys, aber er ist nicht mein Mann, ¿sí? Er ist schon verheiratet und hat noch zwei Kinder. Er hat gesagt, er wird flüchten und nimmt nur mich und das Baby mit. Dann ist er mit seiner Familie geflüchtet. Mich und das Baby hat er hiergelassen.“ Jetzt war die Bitterkeit herauszuhören.

„Kann ich dir helfen?“ fragte ich. „Ich habe Freunde bei der Polizei in Miami. Hast du ein Foto von ihm?“

„Willst du das wirklich tun?“ Einen Augenblick lang drehte sie den Kopf zu mir. Im schwachen Licht der Straßenbeleuchtung der *Avenida 5ta* konnte ich ihre Augen leuchten sehen. Mit der rechten Hand griff sie nach ihrer Handtasche, tastete darin herum und zog ein leicht zerknittertes Foto hervor. Sie reichte es mir.

So weit ich erkennen konnte, war er ein ziemlich großer Mann, ein Farbiger oder dunkler Mulatte mit Kraushaar und Schnauzbart. Daneben stand eine hellere blonde Kubanerin. Davor saßen zwei Mädchen, etwa 10 und 12 Jahre alt.

Ich beförderte das Foto in die Hemdtasche, in der ich auch den Reisepaß, den Hotelpaß und einige Dollarscheine spazierentrug.

Wir redeten nicht mehr. Ich mußte nachdenken. Odalys, eine Chica mit politischer Vergangenheit? Von ihr gab es eine direkte Verbindung zur Playa Santa María. Und zu Doris, die wahrscheinlich gar keine Edelnutte war. Aber ermordet wurde. Warum? Warum wurde die Leiche auf eben dieser Playa Santa María abgelegt? Jesús, Doris' Leibwächter, möglicherweise ein Drogenabhängiger? Zwischen all dem bestand ein Zusammenhang. Nur welcher?

Wir waren abgebogen und fuhren am Hotel Comodoro vorbei. Da standen die Mädchen zu zweit, zu dritt, versuchten, Autos zu stoppen. Die *discoteca* des Hotels war einer der beliebtesten Tanzschuppen Havannas. Odalys reagierte darauf auf ihre Art. Sie legte die rechte Hand auf meinen Oberschenkel. Es war mir nicht unangenehm. Wir fuhren an der Playa Miramar in die entgegengesetzte Richtung. Das Meer war schwarz. Nur im Licht der Flächenblitze konnte man die aufgewühlten Wassermassen sehen

und den Gischt auf den gigantischen Wellenkämmen. Jetzt begann es zu regnen, heftig, schwer. Die Tropfen funkelten im Scheinwerferlicht wie Kristalle, bevor sie aufklatschten und zerbarsten.

Die Straße wurde immer schlechter. Nur noch vereinzelt standen Straßenlaternen am Rand. Odalys hatte Mühe, den Weg zwischen den Schlaglöchern zu finden, ohne nach links in den Sand abzudriften oder rechts am Bordstein zu schleifen. Und sie mußte auf die unbeleuchteten Autos achten, die mitten im Weg standen. Das hier war wohl der Ort für die schnelle Liebe im Auto.

„Hier“, sagte Odalys. Sie parkte den Wagen am rechten Straßenrand und schaltete Zündung und Licht aus. Sie nahm mich an den Schultern, drehte mich zu sich und küßte mich. Ich hatte Mühe, den leidenschaftlichen Kuß nicht zu erwidern. Durch ihr Plüschoberteil und mein Hemd fühlte ich die Wärme ihres Busens. Mit einer Hand kraulte sie mein Genick, mit der anderen tastete sie nach meinem Körper. Odalys, wie ich sie kennengelernt hatte, eine Chica, die's gern tat. Castro kannte sein Volk. Und ich? Wenn ich dich jetzt nicht stoppe, Mädchen, ist alles zu spät. Dann würde ich mich vergessen. Mich nicht, aber Celina. Ich drückte Odalys sanft von mir weg.

Sie ließ mich los. „Du denkst an Doris, ¿sí?“

„Ja, ich denke an Doris. Sie ist tot.“

In der Dunkelheit konnte ich Odalys' weit aufgerissene Augen erkennen. Sie wollte etwas sagen, brachte aber nur Laute hervor. Sie stand unter Schock. Es war zu viel, um es sofort zu begreifen. Zuerst leise, dann immer lauter: „*¿Es verdad? ¿La es muerta? ¿Sí? ¿Muerta? ¿Muerta?*“

„Ja, Odalys. Es ist wahr. Sie ist tot. Sie wurde ermordet.“

Odalys begann zu schreien, zu kreischen, wild und hysterisch. Sie trommelte mit den Fäusten auf meine Brust. Sie warf den Kopf hin und her. Sie schrie ihre Erschütterung hinaus. Ich wollte sie an den Armen festhalten. Das gelang nicht. Da umarmte ich sie und preßte sie an mich. Ich drückte ihren Kopf auf meine

Schulter, fest, ganz fest, damit sie nicht mehr schreien konnte. Nach und nach ging der hysterische Anfall in ein lautes, dann leiser werdendes Weinen über. Ich ließ sie weinen, hielt sie aber noch fest. Dann hörte auch das Weinen auf. Ich ließ sie los.

„Ermordet“, wiederholte sie. Sie zog mit der Nase auf, wischte sich mit dem nackten Arm über die Augen.

„Ja“, sagte ich, „aber das wird geheimgehalten, wahrscheinlich, um die Touristen nicht zu beunruhigen. Man wird sagen, es war ein Unfall. Sie ist beim Schwimmen ertrunken. Oder es war Selbstmord. Aber ich weiß, es war Mord. Und die Polizei weiß es auch.“

Odalys schüttelte den Kopf, zuerst leicht, dann immer heftiger.

„Sie hat es gewußt. Sie hat es immer gewußt.“

„Was? Was hat sie immer gewußt? Du mußt es mir sagen!“

Odalys sah sich um. Jetzt hatte sie Angst. Sie sah sich um, als ob sie sich vergewissern wollte, daß niemand zuhörte. Als ein Auto vorbeifuhr, zögerte sie und wartete, bis es ein gutes Stück weiter vorn stehengeblieben war und ebenfalls die Lichter ausgeschaltet hatte. Dann erst flüsterte sie: „Sie hat gewußt, daß ihr was passieren würde. Sie hatte Angst. Sie wollte nach Hause zurück, ich weiß es, sie hat es mir gesagt. Aber sie hat Angst gehabt. Irgend etwas hat sie hier nicht losgelassen. Oder irgend jemand. Sie wollte weg, aber sie konnte nicht.“

„Was war das? Wer war das?“ fragte ich eindringlich. Ich packte sie an den Armen. „Denk nach.“

„Ich weiß es nicht. Es hat etwas mit der Playa Santa María zu tun. Nachdem der Vater von meinem Baby fort war und mich die Polizei freigelassen hat, bin ich immer wieder an die Playa gefahren. Für mich war das wie ein Abschied von ihm. Ich liebe ihn noch immer. So habe ich Doris kennengelernt. Sie ist auch an die Playa gekommen. Oft sind wir zusammen an den Strand gefahren. Einmal hat sie gesagt, Odalys, ich habe ein Geheimnis hier an der Playa Santa María. Solange ich das habe, wird mir keiner etwas tun.“

„Was für ein Geheimnis? Hat sie keine Andeutungen gemacht?“

„Nein. Es muß etwas gewesen sein, bevor wir uns kennengelernt haben. Sie war ja schon mehrere Wochen hier, als wir uns kennenlernten. Ich habe ihr erzählt, warum ich an die Playa fahre. Sie hat mich getröstet und gesagt, daß sie mich gut verstehen kann. Seither sind wir die besten Freundinnen gewesen. Als ich sie einmal gefragt habe, warum sie an den Strand fährt, wollte sie es mir nicht sagen. Sie sagte nur, für sie ist die Playa mehr als eine Erinnerung, denn sie hat hier etwas, das ihr keiner nehmen kann.“

„Was?“

„Das hat sie nicht gesagt.“

„War Jesús dabei, als sie das gesagt hat?“

„Nein. Ich glaube, den hat sie erst später kennengelernt. Sie hat ihn zuerst nicht gemocht, dann aber doch. Er war sehr lieb zu ihr. Er war verliebt in sie. Aber geschlafen haben sie nicht miteinander, das hat mir Doris gesagt.“

„Glaubst du, daß Jesús Doris umgebracht hat?“

Odalys antwortete schnell: „Niemals. Er hat Doris geliebt und war sehr eifersüchtig, wenn sie einen anderen Mann angeschaut hat, ¿sí? Aber er hätte ihr nie und nimmer etwas antun können.“ Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Und was ist mit dem Kanadier, nach dem ich heute in der Bar gefragt habe. Hatte der etwas mit Doris zu tun?“

„Nein. Der ist ja erst seit ein paar Tagen hier. Er war oft im Hotel Colina. Aber nur, wenn Doris auch da war. Er wollte mit ihr schlafen, glaube ich. Aber sie hat ihn nicht gemocht.“

„Kann man an der Playa Santa María Liebe machen? Im Holzhaus oder am Strand?“

Odalys überlegte. Dann drückte sie sich sehr vorsichtig aus: „Es ist schwierig. Der Strand wird kontrolliert.“

„Weißt du, ob Doris irgendwann einmal so etwas gesehen hat? Hat sie vielleicht jemanden dabei erwischt?“

Odalys sah mich befremdet an. „Das glaube ich nicht. Das hätte

sie mir erzählt. Und wir sind auch nie in der Nacht dort gewesen.“

„Und Doris? Hat Doris an der Playa Liebe gemacht? Sei ehrlich, Odalys, war Doris eine *prostituta*? Nicht eine Chica wie ihr, sondern ein richtiges Callgirl? Eine für viel Geld? So eine, wie sie im Habana Libre herumlaufen, mit hohen Absätzen, den durchsichtigen Fetzen und dem Du-kannst-mich-für-alles-haben-Blick. Ich weiß, was du mir in der Bar erzählt hast. Aber stimmt das? Sei ehrlich.“

„Es ist wahr. Sie hatte das nicht nötig. Sie hat genug Geld gehabt. Sie hat für uns gesorgt. Sie hat sogar für mich und das Baby eingekauft, ¿sí?“

„Aber du warst ja nicht immer mit ihr zusammen“, beharrte ich.

„Aber wenn wir zusammen waren, hat sie es nicht getan, ¿sí?“ Odalys wurde zornig. Ich hätte mir auch nicht vorstellen können, daß Doris sie unbedingt dabeihaben mußte.

„Wie ist sie dann zu dem Namen *la rubia* gekommen?“

„Sie hat gesagt, das hat jemand erfunden, damit sie sich nicht mehr mit den Leuten treffen kann, die sie vorher gekannt hat, Professoren und Diplomaten und so. Sie war früher schon oft in Kuba gewesen, ¿sí? Sie hat gesagt, jemand will sie in der Gesellschaft unmöglich machen. Eine blonde Ausländerin bekommt rasch einen schlechten Ruf, wenn sie sich mit uns abgibt. Sie hat gesagt, sie kann nirgends mehr hingehen, und ich bin ihre einzige Freundin.“

„Woher hatte sie das viele Geld?“

„Das weiß ich nicht.“

„Was hat sie an der Playa gemacht? War sie oft schwimmen oder surfen? Ist sie mit dem Boot rausgefahren?“

„Die meiste Zeit haben wir auf den Stufen vom Strandhaus gegessen und haben geredet oder geträumt. Oder wir haben uns mit José unterhalten. Das ist der *cubano*, der im Strandhaus arbeitet, ¿sí?“

„Ich kenne ihn“, sagte ich. „Und da war Jesús dabei?“

„Nur in der Nähe. Jesús hat José nicht leiden können. Jesús war auf jeden Mann eifersüchtig.“

Das kannte ich. „Hat Doris fotografiert? Filme gemacht?“

„Doris hatte oft eine Kamera dabei, hat aber nie fotografiert. Ich wollte einmal, daß sie mich fotografiert. Aber sie hatte nicht einmal einen Film.“

„Wozu dann die Kamera?“ Ich hatte gedacht, Doris' Mörder habe den Film herausgenommen.

„Sie hat gesagt, sie hat früher viel fotografiert. Aber jetzt nicht mehr, ¿sí? Ich glaube, die Kamera war für sie auch eine Erinnerung. Vielleicht hat sie aber nur gefürchtet, daß sie gestohlen wird. In den Hotels kommen manchmal Sachen weg. Sie hat bis vor ungefähr sechs Wochen im Hotel Habana Libre gewohnt.“

„Und warum ist sie dann ins Hotel Colina umgezogen?“

„Das weiß ich nicht.“

Irgendwo in meinem Hinterkopf begann sich ein Gedanke festzusetzen. „Hat Doris den Vater deines Babys gekannt?“

Odalys schüttelte sich. „Wie kommst du darauf? Ich habe Doris doch erst drei Tage, nachdem der Vater von meinem Baby fort war, kennengelernt, an dem Tag, als alle bei *el Papa Juan Pablo II.* auf der *Plaza de la Revolución* waren. Ich weiß das genau.“

Mich ließ der Gedanke trotzdem nicht los. „Hat dein Freund, der Vater deines Babys, mit Rauschgift zu tun gehabt? Mit Kokain?“

Odalys zögerte. Schließlich sagte sie: „Er hat manchmal Kokain gekauft und wieder verkauft, an Touristen am *Prado*. Er hat dafür Dollar bekommen.“

Der *Paseo de Martí*, kurz Prado und nach dem Freiheitskämpfer und Poeten José Martí benannt, ist der prächtige Boulevard mitten durch die Stadt, vom Malecón hinauf, vorbei am Heiratspalast, dem Hotel Inglaterra und dem Theater García Lorca, bis zum Capitolio. Trotz Polizeikontrollen wird auf den Steinbänken entlang der von Bäumen gesäumten Mittelpromenade mit Kokain gehandelt und Schwarzgeld getauscht.

Wieso kam ich immer wieder auf Kokain? Celina hatte davon gesprochen, und García Marín hatte es nicht direkt bestritten.

Rauschgift war zumindest ein plausibles Motiv für einen Mord. Wenn es überhaupt so etwas gab wie ein plausibles Motiv für Mord.

„Hatte Doris etwas mit Kokain zu tun?“ fragte ich.

Odalys sah mich betroffen an. „¿Doris? *No, cierto no.*“

„Hat sie Kokain auch nie erwähnt? Hat sie nie eine Andeutung gemacht? Hatte Jesús etwas damit zu tun?“

„Nein, auch Jesús nicht.“ Dann schien sie sich an etwas zu erinnern. „Doris hat einmal gesagt, wenn sie jetzt Stoff hätte, würde sie ihn nehmen, dann ginge es ihr besser. Stoff hat sie gesagt. Sie war damals sehr deprimiert. Sie sagte, sie brauchte es nur zu holen. Aber gleich darauf sagte sie, das sei eine dumme Rede, sie würde nie Kokain schnupfen.“

„Wo brauchte sie es nur zu holen?“ hakte ich nach.

„Das weiß ich nicht. Ich dachte, am Prado. Das ist ganz leicht. Aber sie meinte das nicht ernst. Wir haben dann beide gelacht.“

„Könnte sie gemeint haben, sie kann es auch wo anders holen?“

„Könnte sie schon. Aber das glaube ich nicht. Wo hätte sie es denn holen sollen?“

Tja, das wußte ich auch nicht. Ich wußte ja nicht einmal, ob die ganze Sache mit Kokain zu tun hatte.

Wieder fuhr ein Auto vorbei, parkte und schaltete das Licht aus. Der Regen schien offenbar niemanden zu stören. Das Auto von vorhin fuhr jetzt mit Licht wieder zurück. Das war eine schnelle Liebe, dachte ich. Als die Scheinwerfer unser Auto streiften, beugte sich Odalys unter das Lenkrad.

Ich lehnte mich zurück und zündete eine Zigarette an. „Rauchst du?“ fragte ich und hielt Odalys die brennende Zigarette hin.

„*No, muchas gracias.* Ich habe nie geraucht“, sagte sie.

„Hat Doris geraucht?“ Gestern in der Bar hatte sie es nicht.

„*No.* Wir waren uns in vielem ähnlich. Wir haben oft auch die gleichen Gedanken gehabt. Wenn ich fröhlich war, war sie es auch, ¿sí? Und wenn ich traurig war, weil ich an den Vater von

meinem Baby gedacht habe, war sie es auch. Sie hat auch geweint mit mir.“

„Warum war sie damals so deprimiert, als sie das mit dem Kokain gesagt hat?“ fragte ich.

„Wegen ihrem Freund. „

„Der, den sie so geliebt hat?“ fragte ich. Offenbar gab es diesen Mann wirklich.

„*Sí*, seinetwegen. Doris hat ihn geliebt. Aber er hat sie nicht gut behandelt, hat Doris gesagt. Er ist verheiratet und wollte sich nicht scheiden lassen. Wie der Vater von meinem Baby. Aber Doris' Freund ist etwas ganz anderes. Die Stelle bei Cubatur, die hat er ihr verschafft. Er hat ihr auch die Aufenthaltsgenehmigung besorgt. Sie haben sich viele Jahre gekannt, hat Doris gesagt.“

„Wer ist er?“

Als ich keine Antwort bekam, drehte ich mich zu ihr und sah sie an. Sie saß regungslos da und preßte die Lippen zusammen.

„Wer ist er?“ fragte ich noch einmal. „Willst du es mir nicht sagen?“

Odalys schüttelte fest den Kopf. „*No*. Das kann ich nicht. Ich habe bei Gott und beim Leben meines Babys schwören müssen, den Namen nie zu verraten.“

„Odalys!“ Meine Stimme nahm einen beschwörenden Tonfall an. „Doris ist tot. Es kann ihr nicht mehr schaden. Du kannst mir seinen Namen sagen. Ich will den Mörder finden. Ich werde dir helfen, den Vater deines Babys in Miami zu finden, aber dafür mußt du mir helfen, Doris' Mörder zur Strecke zu bringen.“

Abrupt drehte sie sich zu mir. „Du bist kein Tourist. Wer bist du?“

„Na schön. Ich sollte Doris aus Kuba herausholen.“

„Für wen?“

„Für ihre Eltern.“

„Sie hatte keine Eltern mehr.“

„Das wußte ich nicht. Die Leute, die mich beauftragt haben,

gaben sich als ihre Eltern aus. Daß sie keine Eltern mehr hat, hat mir Doris selbst erst gestern im Colina gesagt.“

Odalys schüttelte wieder den Kopf. „Ich kann dir den Namen nicht sagen. Er ist ein großer Mann in der Politik. Doris hat ihn geliebt, und sie hat Angst gehabt. Weißt du, wie unsere Politiker sind? Schlecht, brutal. Nicht alle, aber viele. Wenn Fidel Castro wüßte, wie die sind, würde er sie alle erschießen lassen, ¿sí? Doris hat ihren Freund immer in Cienfuegos getroffen. Von dort sind sie nach Trinidad weitergefahren. Sie durften sich doch nirgendwo sehen lassen. Und deshalb werde ich dir seinen Namen nicht sagen. Ich weiß ja nicht einmal, auf welcher Seite du stehst.“

Ihre Heftigkeit überraschte mich. Auch was sie gesagt hatte. Das war nicht die Sprache einer Chica.

„Von welchen Seiten sprichst du?“ fragte ich.

Aber sie gab keine Antwort.

„Warst du in Cienfuegos dabei?“

Odalys nickte, sagte aber nichts.

„Weißt du, wo sie sich getroffen haben? Würdest du das finden?“

Keine Antwort. Nichts mehr. Statt dessen drehte sie den Zündschlüssel und startete. „Ich fahre ins Hotel Colina zurück“, sagte sie, schaltete das Licht ein und fuhr los.

Tja, das war's wohl für heute. Die Geschichte mit dem Politiker hielt ich für erfunden, von wem auch immer. Verheiratete Männer lassen sich viel einfallen, wenn sie eine Freundin haben. Freundinnen von verheirateten Männern auch. Und das Geheimnis an der Playa Santa María roch verdammt nach einer Erpressungsgeschichte. Oder nach Kokain. So weit war ich aber schon einmal.

Der Sturm hatte sich etwas gelegt. Zwischen den Häusern wirkte er bereits kraftlos. Erst am Malecón vernahm ich wieder sein Heulen, spürte, wie er am Auto rüttelte. Er kam vom Meer herein. Die Brecher der Brandung schlugen über die Uferstraße. Der Regen hatte nachgelassen.

Odalys schwieg mich an. Vielleicht traute sie mir nicht mehr.

Als sie beim Hotel Nacional abbog, fragte sie: „Wohnst du im Hotel Colina?“

„Ich wohne hier im Nacional“, sagte ich. „Aber laß mich beim Colina aussteigen. Ich möchte noch etwas zu Fuß gehen.“

Sie stellte den Wagen wieder in der Straße 27 ab, wo er vorher gestanden hatte. „Kommst du noch mit mir?“ fragte sie.

„Nein, Odalys. Heute nicht mehr. Wo finde ich dich, wenn ich dich sehen will?“

„Im Hotel Colina oder vor dem Hotel Habana Libre. Oder an der Playa Santa María. Willst du mich denn noch einmal sehen?“

„Sicher. Fährst du mit mir nach Cienfuegos und nach Trinidad?“

Sie sah mich erstaunt an. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „*¡Tu eres estúpido!*“ Sie lachte nicht. Sie gab mir einen festen Kuß auf den Mund und ging zum Hotel.

Vermutlich war ich wirklich verrückt.

Es regnete nicht mehr. Ich ging die *Calle 27* hinunter, Richtung *Calzada de Infanta*. Die Straßen rochen hier alle gleich, nach faulen Abfällen, verstopften Toiletten und warmen Autoabgasen. Obwohl es schon nach Mitternacht war, saßen noch immer alte Männer auf den Stufen der Häuser. Frauen, junge und alte, standen daneben. Mädchen, nur mit zerschlissenen Hemden bekleidet, fanden immer noch etwas zum Lachen. Aus den offenen Türen und Fenstern brüllten Transistorradios und Kassettenrecorder. Verlauste Hunde, so dünn, daß ich ihr Gerippe sogar in der Dunkelheit erkennen konnte, wühlten in Haufen von Unrat und fanden nichts zum Fressen. Das Elend sammelte sich hier so dick an, daß ich es sehen konnte, riechen, schmecken, greifen. Ich schämte mich, daß ich mich ob dieser Trostlosigkeit nicht übergeben mußte.

In der 27. standen im oberen Teil Laternen, danach drang nur

noch aus Fenstern fahler Lichtschein. Ich ging in der Straßenmitte und mußte achtgeben, nicht über Schlaglöcher und aufgerissene Gräben zu stolpern. Immer wieder kam mir ein vom Sturm abgebrochener Palmwedel oder der Ast eines Ceibabaumes zwischen die Beine.

Ich bog links in die *Calle M.* Das war eine finstere, enge Straße, aber über die *La Rampa* der kürzeste Weg zum Nacional. Die niedrigen, dicht aneinander gebauten Häuser kauerten bedrückend zu beiden Seiten der Straße. Niemand hatte meinetwegen eine Außenbeleuchtung eingeschaltet.

Nach etwa 30 Metern sah ich sie. Es waren zwei, wie ich mitten auf der Straße. Ich konnte nur ihre Gestalten sehen: eine sehr große dünne und eine kleinere stämmige. Ich drehte mich um. Hinter mir kam auch einer, ein kleiner Dünner. Der hatte einen Stock. Ich fragte mich, was eine Pistole wert ist, die in einem Fernsehkasten liegt und eine angeregte Unterhaltung mit einem Notizbuch führt.

Die drei kamen schnell auf mich zu. Sie hatten nichts Gutes im Sinn. In keinem von ihnen konnte ich den Mann im gestreiften Hemd erkennen. Doch irgendwo mußte man meine Spur wieder aufgenommen haben. Das Auto fiel mir ein, das an der Playa Miramar zweimal an uns vorbeigefahren war.

Ich drehte mich zu den Zweien und wartete. Aussichtslos war es sowieso. Ich konnte nicht einmal die Gesichter erkennen. Der große Dünne schien ein Schwarzer zu sein, der Stämmige ein Weißer. Als sie bis auf zwei Schritte herangekommen waren, griff ich sie an. Dem großen Dünnen gab ich einen Fußtritt zwischen die Beine. Er stieß einen Schrei aus und krümmte sich vor Schmerz. Mit einem Uppercut genau auf die Kinnschuppe richtete ich ihn wieder auf. Er taumelte. Beim Rückschwingen holte ich mit dem Ellbogen nach hinten aus, stieß aber daneben. Ein widerwärtig hohl klingender Schlag auf den Kopf raubte mir für einen Moment die Besinnung. Ich griff ins Leere. Gleich darauf ein Schlag in den Magen. Der nächste traf mich voll ins

Gesicht. Dann ein neuer Schlag, diesmal gegen die linke Schläfe. Ich bemühte mich, die Knie steif zu machen, doch sie gaben nach. Meine Beine konnten mich nicht mehr halten. Warmes Blut lief mir aus der Nase in den Mund. Als nächstes kam mir die Straße entgegen und schlug mir ins Gesicht. Ich wünschte nur, alles möchte vorbei sein. Etwas Hartes traf mich in den Rücken. Der Schmerz durchfuhr meinen Körper. Dann schlug noch einmal etwas gegen den Kopf, aber das spürte ich kaum noch. Vor meinen Augen wurde es schwarz.

Dunkelheit umgab mich. Ich versuchte, die Augen zu öffnen. Mit den Fingern ertastete ich, daß sie sowieso offen waren. Mein Gesicht faßte sich an wie ein blutiger Klumpen. Jede Bewegung verursachte irre Schmerzen im Rücken. Das waren die einzigen Schmerzen, die ich spürte. Alles andere schien gefühllos.

Ich lag an eine Hausmauer gelehnt, verdeckt von einer morschen Palme. Ich richtete mich auf, indem ich mich an der Mauer festkrallte und hochzog. Die Schmerzen im Rücken lähmten mich fast.

Ich tastete zur Hemdtasche. Reisepaß und Hotelpaß konnte ich fühlen. Ich hatte wohl auch noch das Geld, denn ich konnte den Pack Dollarscheine greifen. Aber das Foto, das mir Odalys gegeben hatte, war weg. Irgendwie schaffte ich es, gerade zu stehen. Ein Auto fuhr ganz langsam vorbei. Ich versuchte zu winken. Der Fahrer beugte sich aus dem Fenster und sah herüber. Dann gab er Gas.

Das war nicht mein Tag heute.

Wie ich den Weg zu Fuß bis zum Hotel Nacional bewältigte, wußte ich nicht, über alle Kreuzungen, an den Menschen vorbei. Aber ich bewältigte ihn.

Der Portier sah mich groß an.

„Ich bin gestürzt“, sagte ich. Er hat es mir bestimmt geglaubt.

Das Mädchen an der Rezeption gab mir den Zimmerschlüssel und fragte etwas. Ich hörte nicht, was.

Als ich mein Zimmer betrat, rieselten Kälteschauer über mei-

nen Rücken. Ich fühlte mich fremd und unwirklich. Erst als ich den Lichtschalter kippte und Deckenbeleuchtung und Nachttischlampe aufflammten, fand ich langsam wieder zu mir. Alles war so, wie ich es verlassen hatte: der glänzende, geflieste Fußboden, die grüne Woldecke auf dem niedrigen Doppelbett, der kitschige goldumrahmte Spiegel, der Couchtisch mit der Plastikplatte, das Tischchen mit dem Fernsehapparat, das Poster an der Wand mit der Festung El Morro.

Ich ließ mich aufs Bett fallen. Ich schaffte es, den Zettel mit Celinas Telefonnummer vom Nachttisch zu nehmen und mir den Telefonapparat auf die Brust zu stellen. Liegend rief ich Celina an.

„*Querido*. Wo bist du gewesen?“ überfiel sie mich. „Ich versuche seit Stunden, dich zu erreichen. Ich weiß etwas über einen Ausländer, der eine große Menge Kokain kaufen oder verkaufen möchte. Ein Kanadier.“

Es war angenehm, ihre Stimme zu hören. *Querido*, Liebling. „Celina, Liebes“, brachte ich heraus. Nach jedem Wort mußte ich eine Pause machen, weil mir die Schmerzen im Rücken die Luft abdrückten. „Mir geht es nicht gut. Rufst du für mich García Marín an? Ich habe keine Nummer von ihm. Ich will mit ihm reden.“

„*Querido*. ¿*Qué pasa?* Was ist los? Was hast du? Bist du krank? Brauchst du mich? Wo bist du?“

„Ich bin im Hotel“, preßte ich hervor. „Ich brauche jetzt nur etwas Ruhe. Morgen bin ich wieder fit. Aber ich will mit García Marín reden. Und er soll sich gut vorbereiten.“

„Natürlich, *querido*. Aber was ist denn los? Was ist geschehen? Willst du zu mir kommen? Oder soll ich zu dir kommen?“

Den Schluß hörte ich nicht mehr. Ich hatte den Hörer fallen lassen.

Ich spürte einen Druck auf meiner Brust, als würde eine Zentnerlast auf meinem Oberkörper liegen. Ich bewegte zuerst die Finger. Das konnte ich ohne Schmerzen. Dann versuchte ich, die Arme zu bewegen. Das konnte ich nicht. Irgend etwas umklammerte sie und drückte sie nach unten. Ich bewegte den Kopf, hob ihn, ließ ihn aber gleich wieder sinken. Ein stechender Schmerz durchfuhr mich vom Nacken bis zum Gesäß, ließ mich vor Schreck tief Luft holen, schnürte mir dann aber für Sekunden die Luftröhre zu. Erschöpft atmete ich aus. Ich hatte gar keine Lust, weiter zu atmen, jeder Atemzug schmerzte.

Dann fühlte ich etwas Warmes, Weiches, zuerst im Gesicht, dann auf dem Mund. Ich öffnete die Augen und sah in zwei grüne Sterne.

Ich lag im Bett, nackt, zugedeckt mit einem Laken. Celina lag angezogen halb über mir, aufgestützt auf meine Arme, und küßte mich. Ich ließ es geschehen. Ich war zu schlaff, den Kuß zu erwidern. Ihre offenen Haare kitzelten meine Wangen. Ich drehte den Kopf zur Seite. Celina ließ mich los. Sie setzte sich auf und sah mich an. Zärtlich sagte sie: „*Tè quiero.*“

„Was ist? Wo bin ich?“ Das Sprechen machte mir Mühe. Meine Stimme hörte sich seltsam fremd an, als käme sie von einer zerkratzten Schallplatte. Ich sehnte mich nach zu Hause, nach meiner Wohnung in Wien, nach der vertrauten Umgebung der Praterauen.

„Du bist im Hotel in deinem Zimmer.“

„Wie spät ist es?“

„Sieben Uhr. Abends.“

„Wie kommst du hierher?“

„Man hat mich zu dir gelassen“, sagte sie. „Auch ein Arzt war da, zweimal. Er hat dir Spritzen gegeben. Du mußt starke Schmerzen gehabt haben, du hast wild um dich geschlagen. Aber dann hast du geschlafen. Du hast fast zwei Tage und zwei Nächte geschlafen.“

Ich schloß die Augen. Zwei Tage! Langsam kam mir in Erinnerung, was passiert war. Wie blöd mußte ein Mensch sein, so in Fäuste zu laufen? Fäuste. Die Fußtritte und Stockschläge waren nur Zugabe.

Junge, das passiert dir nicht wieder. Damit meinte ich mich.

Junge, dir passiert noch viel mehr. Damit meinte ich einen anderen. Ich wußte nur noch nicht, wen.

Im selben Moment fiel mir etwas ein, und ich bekam Herzklopfen. Ich drehte vorsichtig den Kopf auf die andere Seite. Der Fernsehapparat stand noch immer halbschräg da, so, wie ich ihn gedreht hatte, bevor ich das Hotel verließ. Das war beruhigend.

Aber das Foto war weg. Die drei wollten mich also nicht, wie sich das für eine Großstadt gehörte, ganz normal ausrauben. Hatte ich sowieso nicht angenommen. Ich hatte ja auch mein Geld noch.

„*Querido*. Willst du mir nicht sagen, was passiert ist?“ fragte Celina. Aus ihrer Stimme konnte ich Besorgnis heraushören.

„Ich habe Hunger“, krächzte ich. „Und einen trockenen Mund.“

Sie stand auf und goß mir aus der Thermoskanne ein Glas Wasser ein. Ich trank es fast in einem Zug aus. Celina mußte meinen Kopf stützen und das Glas halten. Dabei wurde mir erst bewußt, daß mein Kopf einen Verband trug. Die halb aufgerichtete Haltung beim Trinken machte die Schmerzen im Rücken unerträglich.

„Wieso haben sie dich auf mein Zimmer gelassen? Das ist doch verboten“, fragte ich, nachdem ich mich wieder hingelegt hatte.

Celina nickte. „Ich habe nach deinem Anruf García Marín angerufen. Er hat mit dem Hotelmanager telefoniert, damit ich zu dir darf. Als ich dich sah, wie du auf dem Bett gelegen hast, angezogen, das Telefon auf dem Boden, das Gesicht voll Blut, habe ich

ihn noch einmal anrufen. Er hat dann einen Arzt besorgt. Es ist schwer, in Kuba Schmerzmittel zu bekommen. Seit dem Embargo haben wir nicht mehr genügend Medikamente. Die Polizei war auch da und wollte mit dir reden. Das Mädchen vom Empfang hat sie gerufen.“

„Habe ich auch noch etwas anderes zu trinken da?“ fragte ich.

Celina holte vom Tisch eine ungeöffnete Flasche Havana Club, den sieben Jahre alten. „Ich habe ihn besorgt. Aber er ist warm, Eis muß ich erst bestellen. Magst du ihn erstmal so trinken?“

Ich nickte trotz der Schmerzen im Rücken.

Sie öffnete die Flasche und schenkte mir in dasselbe Glas ein. Ich fühlte mich plötzlich geborgen, sicher. Das Heimweh von vorhin war verflogen. Nicht ganz! Mit einemmal überkam mich das Verlangen, mit Celina an der Hand durch den Prater zu spazieren, am Riesenrad vorbei, die Prater Hauptallee entlang bis zum Lusthaus. Konnte es sein, daß ich mich verliebt hatte?

Celina sah traumhaft gut aus. Die Haare, die weich über die Schultern fielen, glänzten wie schwarzer Samt. Sie trug eine ärmellose weiße Bluse und einen Jeansrock, der oberhalb der Knie endete. Als sie mir das Glas ans Bett brachte, umfaßte ich ihre Oberschenkel und wollte sie an mich ziehen. Nicht aus sexueller Begierde. Ich sehnte mich nach Hautkontakt. Aber ich brachte nicht viel Kraft auf.

Sie drehte sich aus meinem Arm heraus und lachte. „Nicht jetzt, *querido*, du brauchst noch viel Ruhe. Und etwas zu essen.“

„Als ich aufwachte, habe ich da richtig gehört? Hast du wirklich gesagt: Ich liebe dich?“

Sie nickte, ohne den Blick von mir zu wenden. „Ja, *querido*. Das habe ich vorher noch nie gesagt. Zu niemandem.“

„Und warum hast du es zu mir gesagt?“

Sie drehte sich weg und sagte durch das geschlossene Fenster hinaus: „Vielleicht, weil ich dich wirklich liebe.“ Sie wollte wieder an den Fingerknöcheln kauen, wie sie das immer tat, wenn sie ner-

vös oder verlegen wurde. Sie besann sich aber und ließ den Arm sinken. Geschäftig ging sie zum Telefon auf der anderen Seite des Bettes und wählte das Hotelrestaurant. Sie bestellte *arroz con pollo*, Huhn mit Reis und schwarzen Bohnen, Kubas allgegenwärtiges Gericht, und viel Salat. Damit konnte sie nichts falsch machen, das hatte ich bei ihr zu Hause auch gegessen. Ja, und Eiskwürfel, die sollten sie aber sofort bringen.

Es gab auch im Hotel Nacional, dem distinguiertesten der Stadt, keine große Auswahl an Speisen. Winston Churchill, Eduard VII., Marlon Brando, Ava Gardner, Frank Sinatra, die alten kubanischen Zuckerbarone und die italo-amerikanischen Mafia-Bosse, die hatten noch eine andere Speisekarte vorgefunden, als sie hier wohnten. Dafür hungerten die Leute draußen.

Das Nacional wurde Ende der Zwanzigerjahre von amerikanischen Architekten über den *Tagananahöhlen* auf der Anhöhe der ehemaligen Santa Clara-Festung erbaut und am 30. Dezember 1930 mit einer pompösen Party eröffnet. Nicht nur wegen seiner Luxusausstattung war das Hotel so beliebt, sondern auch wegen der freien Aussicht auf das Meer und den Hafen. Von hier aus feuerten 1898 spanische Kanonen auf die Schiffe der US-Marine, die die Hafeneinfahrt blockierten. Am 15. Februar jenes Jahres war im Hafen von Havanna die „Maine“ mit 228 Matrosen an Bord in die Luft geflogen. Wer immer das Schiff gesprengt hatte, die Amerikaner nahmen es persönlich und erklärten Spanien den Krieg. Zehn Monate später mußten die Iberer, nach 407 Jahren Kolonialherrschaft über Kuba, die Insel räumen, nicht zuletzt auch dank kubanischer Freiheitskämpfer wie Calixto García, Máximo Gómez und José Martí, die von den USA, zumindest anfänglich, heimlich unterstützt wurden.

Allerdings wurde das Leben für die Kubaner à la longue auch nicht leichter. Zwischen 1902 und 1959 unterschieden sich die kubanischen Präsidenten in Korruption und Brutalität nur graduell, nicht prinzipiell. Und alle terrorisierten das Volk mehr oder

weniger mit stillschweigender Billigung der USA, die sich durch das Platt Amendment ihren Einfluß auf Kuba gesichert hatten und ihn auch weidlich ausnutzten, was die Kubaner ihrerseits nun den Amerikanern übelnahmen.

Am 26. Juli 1953, mitten im Karneval, leitete der damals 26jährige Rechtsanwalt Fidel Castro Ruz mit dem Sturm auf die *Moncadakaserne* in Santiago de Cuba den Befreiungskampf ein. Der Putsch scheiterte zwar, aber drei Jahre später kommt Castro aus dem Exil in Mexiko zurück. Obwohl er abermals geschlagen wird, zählt der 2. Dezember 1956, der Tag der Landung, als der eigentliche Beginn der Revolution. Von 82 Rebellen überleben nur 15, die in der Sierra Maestra für ihre „Bewegung 26. Juli“ neuerlich eine Armee aus Freiwilligen rekrutieren und mit Hilfe der Bevölkerung die Regierungstruppen schließlich besiegen. Im Dezember 1958 fällt Santa Clara. Am 2. Januar 1959 ergibt sich die Festung La Cabaña im Osten Havannas den Aufständischen um Camilo Cienfuegos, am nächsten Tag dringt Ernesto Che Guevara aus dem Süden in die Hauptstadt vor. Am 8. Januar zieht der *Comandante en jefe* Fidel Castro mit seiner Rebellenarmee in Havanna ein. Batista hat es bereits am 1. Januar vorgezogen, sich mit Familie, Staatsspitze und Staatskasse in drei Flugzeugen in die USA abzusetzen.

Nichts von der glorreichen Historie ist dem Nacional anzusehen. Nach der Revolution war die Nobelherberge mehrere Jahre geschlossen, wurde danach restauriert und erst 1982 wiedereröffnet. Das Revolutionsregime war pleite, man brauchte die Devisen der Touristen. Für eine einem Vier-Sterne-Hotel geziemende Küche reichte es allerdings nicht.

„Willst du mir nicht erzählen, was passiert ist“, insistierte Celina. „Hattest du Streit mit jemandem? Oder bist du überfallen worden? Hat man dir etwas geraubt? Ich habe dich ausgezogen, aber ich weiß nicht, was du alles bei dir gehabt hast.“

„Celina“, sagte ich, „du bist für mich der liebste Mensch auf

dieser Welt. Ich habe einmal eine Frau sehr geliebt, aber sie hat mir sehr wehgetan. Nach meiner Scheidung habe ich geglaubt, nie wieder jemanden lieben zu können. Das war falsch, denn ich liebe dich. Ich liebe dein Gesicht. Ich liebe deine grünen Augen, deinen vollen Mund, deine schwarzen Haare. Ich liebe deine schlanke Figur und deine tabakfarbene Haut, die ich immerzu fühlen möchte. Und ich liebe dich, weil du jetzt bei mir bist.“

Ja, ich liebte Celina. Ich war überzeugt davon, jetzt, in diesem Augenblick, in dieser Situation, halb erschlagen in einem fremden Bett in einer fremden Stadt. Ich liebte sie, weil ich sie lieben wollte. Als ich mich von Kathrin scheiden ließ, nachdem ich als letzter erfahren hatte, daß sie mich seit Monaten belog, mit einem meiner besten Freunde betrog und schließlich das Leben unseres Sohnes auf dem Gewissen hatte, dachte ich, dieses Trauma nie überwinden zu können. Weil ich fest davon überzeugt war, baute ich mein neues Leben hinter einer Mauer auf, die kein Gefühl mehr von mir nach außen und keins von außen zu mir dringen ließ. Aber wenn man einmal der Halbzeit des Lebens nahegekommen ist, bestand eine der Erkenntnisse darin, bestimmte Erinnerungen abstreifen zu müssen. Sie machten Rechte geltend, die ihnen nicht zustanden, und man fragte sich, ob die Erinnerungen nicht die Türen zur eigenen Psyche versperrten. Ich hatte mich immer davor gefürchtet, diesen Gedankenansatz weiterzudenken. Jetzt war es soweit.

Celina kam wieder auf die andere Seite des Bettes. Sie hielt den Kopf gesenkt.

„Celina, setz’ dich zu mir. Ich muß dir noch etwas sagen.“

Sie setzte sich aufs Bett und nahm meine Hand. Dann erst sah sie mich an.

„Celina, ich liebe dich. Und ich vertraue dir“, sagte ich. „Enttäusche mich nicht. Tu mir bitte nicht weh. Tu mir nie weh!“

Sie drückte meine Hand und sah mir fest in die Augen. „Ich verspreche es“, sagte sie leise. Weil sie „*querido*“ wegließ, glaubte

ich ihr. Kosenamen wie „*querido*“, Liebling, können Formeln sein. Wer wirklich liebt, braucht solche Zusätze nicht.

Und dann erzählte ich ihr, wer ich bin und weshalb ich nach Kuba gekommen war. Auch, daß ich Doris schon früher einmal getroffen hatte, aber nicht mehr wußte, wann und wo, und daß sie es mir nicht mehr hatte sagen können. Ich berichtete von der Schlägerei mit Jesús und was mir Odalys über den Vater ihres Babys erzählt hatte.

Ich erwähnte auch die seltsame Einladung zu dem Konzert am Sonntag im *Museo de la Revolución*. Ob sie wohl mit mir hinginge?

Celina nickte und lächelte.

Schließlich schilderte ich den Überfall und daß man mir das Foto geraubt hatte. Das Resultat hatte sie ja selbst gesehen. Zwi-schendurch trank ich. Der Alkohol half, die Schmerzen zu lindern.

Das einzige, was ich nicht erzählte, war, daß Jesús eine Waffe hatte, die jetzt in meinem Fernsehapparat versteckt war. Ich woll-te Celina nicht beunruhigen.

Die Küsse mit Doris und mit Odalys ließ ich auch aus.

Ich machte nur eine Pause, als der Zimmerkellner die Eiswürfel brachte. Celina füllte mein Glas damit und schenkte nach. Dann setzte sie sich wieder aufs Bett und hörte weiter zu.

Sie war eine aufmerksame Zuhörerin. Als ich erzählte, wie ich Doris' Zimmer vorgefunden hatte, schauderte sie. Bei den Ge-schichten über Doris' Politiker und das Geheimnis am Strand von Santa María sah sie mich skeptisch an. Bei der Erzählung über den Überfall preßte sie die Faust gegen die Zähne. Nur bei Robert Rocket wollte sie mich unterbrechen, bedeutete mir dann aber, sie würde nachher dazu etwas sagen.

Nachdem ich alles erzählt hatte, fast alles, war ich erschöpft. Ich hatte auch meine Theorien mit eingeflochten, wie es hätte gewe-sen sein können. Und meine Zweifel. Meine Ratlosigkeit.

Der Kellner kam mit dem Essen. Celina half mir, mich aufzu-setzen, und stellte das Tablett auf meine Knie. Es gelang unter

starken Schmerzen. Der Typ mußte mir, als ich schon am Boden lag, mit aller Wucht in den Rücken getreten haben.

Mit vollem Mund sagte ich: „Celina, jetzt rede du. Du hast am Telefon etwas von einem Kanadier und Kokain gesagt.“

Sie nickte und sagte: „Ich habe eine Freundin in der *clínica* angerufen. Sie sagte, ein Mann aus unserem Labor sei verhaftet worden, weil bei ihm Kokain gefunden wurde. Er redete sich raus, er hätte das Rauschgift nur für einen Freund aus Kanada auf Reinheit überprüfen sollen. Sie wußte aber nicht, ob der Kanadier das Kokain kaufen oder verkaufen wollte. Und der Kanadier sei oft mit einer blonden Frau gesehen worden.“

„Woher weiß deine Freundin das?“ fragte ich skeptisch.

„Sie hat mitgehört, als der Laborant verhaftet wurde. Das hat sie neugierig gemacht, und sie hat den Polizisten so lange becirt, bis er ihr alles erzählte.“

„Die blonde Frau, könnte das Doris gewesen sein? Die Kanadierin vom Strand, die so ein Armband trägt wie Robert Rocket, ist auch blond.“

„Das weiß ich nicht. Das wird sie aber auch nicht wissen.“

„Was glaubst du“, fragte ich, „welche Rolle Jesús dabei gespielt hat? Die eines Mittelsmannes? Doris war Ausländerin und konnte sich nicht so frei bewegen wie ein Einheimischer.“

„Nein“, korrigierte mich Celina. „Jesús als *cubano* wäre in den Hotels aufgefallen. Weil man Doris kannte, konnte sie sich frei bewegen. Nein, ich glaube kaum, daß Jesús mit der Sache zu tun hat. Er war in Doris verliebt, und sie war froh, jemanden um sich zu haben. Ihren Freund, wer immer das ist, konnte sie in der Stadt nicht treffen.“

„Und woher wußte er, daß Doris tot war, eine Stunde bevor du sie gefunden hast?“

„Vielleicht hat er vor dem Colina gewartet und gesehen, wie die Leiche weggeschafft wurde, und dann ist er ihnen heimlich nachgefahren.“

Was Celina sagte, klang vernünftig. Trotzdem teilte ich nicht ganz ihre Ansicht, was die Harmlosigkeit des Kubaners betraf. Immerhin trug Jesús eine Pistole, was ungewöhnlich genug war. Das wußte Celina aber nicht, und ich sagte auch jetzt nichts. Stattdessen fragte ich: „Kannst du dir vorstellen, daß ein hoher Politiker ein heimliches Verhältnis mit einer Ausländerin hat?“

Celina kämpfte etwas mit sich, bevor sie mit ihrer Meinung herausrückte: „Ja. Es gibt Staats- und Parteifunktionäre, die etwas mit Ausländerinnen haben und es verheimlichen, weil sie sich ein solches Verhältnis öffentlich nicht leisten können.“

„Warum können sie es sich nicht leisten?“

„Wenn sie zu den jungen Reformpolitikern gehören, die ein anderes Wirtschaftssystem und die Aussöhnung mit den USA wollen, die vielleicht sogar den Besuch des Papstes unterstützt haben, macht das kein gutes Bild in der Öffentlichkeit. Dann heißt es, denen kann man das Schicksal unseres Landes nicht anvertrauen, sie haben keinen anständigen Charakter und sind keine Patrioten. Wenn sie aber zu den alten Dogmatikern gehören und echte Kommunisten und Parteimitglieder sind, würde man von ihnen sagen, sie führten ein zu lockeres Leben, sie seien unseriös und schädigten Ansehen und Moral der Partei.“

„Eure Politik riecht leicht vermodert“, rümpfte ich die Nase. „Glaubst du die Geschichte mit der Flucht im Boot?“

Sie senkte ihre Stimme, als sie sagte: „Ja, die glaube ich. Ich weiß, daß immer wieder Menschen flüchten. Sie erwarten, in Miami besser leben zu können. Und Odalys hat gesagt, daß die Polizei sie verhört hat. So etwas erfindet niemand. Jemand muß es der Polizei verraten haben. Vielleicht war es Odalys selbst, und jetzt sagt sie, sie sei von der Polizei geholt worden.“

Ich überlegte. Könnte Odalys aus Enttäuschung selbst zur Polizei gegangen sein? Was hätte sie davon gehabt? Der Vater ihres Ba-

bys hatte sie verlassen und kam sowieso nicht wieder. „Ich weiß nicht“, sagte ich unschlüssig.

„Öffentlich bekanntgeworden ist die Flucht jedenfalls nicht“, sagte Celina. „Wir in der Klinik erfahren sonst immer alles, was sich im Umkreis abspielt.“

„Und was kann der Kanadier mit der Flucht zu tun haben?“

Jetzt überlegte Celina. „Odalys hat dir erzählt, daß der Vater ihres Babys manchmal mit Kokain gehandelt hat. Im Hotel Marazul wohnen doch Kanadier. Weißt du, wo Robert Rocket wohnt?“

„Nein“, sagte ich. „Ich habe geglaubt, er wohnt im Colina. Aber vielleicht ...“ Ich unterbrach mich selbst. Mir kam ein neuer Gedanke: „Kannst du etwas für mich herausfinden? Aber nicht über García Marín. Ich möchte nicht, daß du ihm irgend etwas von dem erzählst, was ich dir erzählt habe. Versprichst du mir das?“

Celina nahm das Tablett vom Bett und drückte meine Hand. „Ich verspreche es. Ich werde ihm sagen, daß du überfallen worden bist und daß man dir Geld weggenommen hat. Einverstanden?“

Ich nickte. „Versuche herauszufinden, ob Jesús bei der Polizei bekannt ist. Vielleicht ist er selbst Polizist. Ich verstehe nämlich immer noch nicht, warum mich in der Bar die zwei Polizisten nicht einmal nach meinem Paß gefragt haben. Wenn er ein Undercoveragent ist, scheidet er als Mörder aus.“ Tat er das? Von der Pistole sagte ich wiederum nichts. „Und ich möchte wissen, wann genau und warum Doris vom Habana Libre ins Colina umgezogen ist.“

„Ich werde es versuchen. Ich kenne Leute im Innenministerium.“

„Und noch etwas: Könntest du das Adreßbuch durchsehen, das ich aus Doris' Handtasche mitgenommen habe? Da stehen Namen und Nummern drin, mit denen ich nichts anfangen kann.“

„Mach ich“, sagte sie. „Wo hast du es?“

„Ich gebe es dir morgen, wenn wir ins Konzert gehen. Es ist nicht so dringend.“ Ich wollte nichts von dem Versteck im Fernsehapparat sagen. Sie hätte sonst auch die Pistole entdeckt.

Da nahm Celina plötzlich meine Hand und redete leise auf mich ein: „Willst du das alles nicht lieber unserer Polizei überlassen? Man könnte auch dich töten. Fahr nach Varadero oder Holguín oder auf Cayo Largo und genieße ein paar Wochen Urlaub. Dort bist du ein Tourist wie viele andere. Du wirst sehen, wie schön es ist. Zumindest wirst du nicht überfallen und niedergeschlagen werden. Wenn du hierbleibst, bist du in Gefahr. Doris hätte bestimmt nicht erwartet, daß du ihretwegen dein Leben aufs Spiel setzt. Überlaß den Fall der Polizei. Die Leute, die Doris umgebracht haben, werden nicht zurückschrecken, auch dich umzubringen.“

Sie beugte sich über mich. Als ich sie an mich ziehen wollte, trat sie vom Bett zurück. Mit einem bestürzten Blick sagte sie: „Ich habe Angst um dich. Wenn du weiter nach diesem Mörder suchst, wirst du dich in Gefilden bewegen müssen, die du nicht kennst. Als Ausländer hast du keine Chance – außer die Chance, ebenfalls ermordet zu werden. Bei uns ist es nicht wie in Europa.“

Diese Tirade war irgendwie zu erwarten gewesen. Celina hatte mich ja schon vor zwei Tagen im Auto vor Schwierigkeiten gewarnt. Mich überraschte nur die Intensität, mit der sie jetzt ihre Warnung vortrug. Aber mein Entschluß stand fest. Mit den Schmerzen im Rücken erst recht. Ich schob alle Bedenken beiseite. „Du brauchst um mich keine Angst zu haben. Ich habe ja dich.“

Sie sah mich zweifelnd an. Dann zuckte sie die Achseln. „Ich habe dir García Maríns Telefonnummer auf den Tisch gelegt. Du kannst ihn jederzeit anrufen, sobald du dich besser fühlst. Ich muß gehen. Ich ruf dich morgen an. Schlaf jetzt, du brauchst es.“ Sie schien tatsächlich verärgert zu sein.

„Sicher“, sagte ich und legte mich flach zurück. Wahrscheinlich brauchte ich es wirklich. „Für den Notfall habe ich ja noch eine

halbe Flasche Rum.“ Und dann: „Liebst du mich?“ Ich wollte es noch einmal hören.

„*Sí, querido. Te quiero.*“

Ich schloß die Augen. Ja, ich liebte sie auch. Zuerst war es Sex, jetzt liebte ich sie. Zumindest in diesem Moment war ich überzeugt davon.

Celina ging auf Zehenspitzen hinaus und machte leise die Tür hinter sich zu.

Ich wartete eine Weile, dann stand ich auf. Ich hatte Mühe, mich aufzurichten und aus dem Bett zu hieven. Als ich dann stand, war es besser. Der Schmerz zog sich vom Kopf bis zum Hinterteil, aber ich konnte damit leben. Eine Zeitlang wenigstens.

Aus meiner Reiseapotheke holte ich zwei Thomapyrin und spülte sie mit einem frischen Glas Rum hinunter. Ich weiß, Schmerztabletten und Alkohol soll man nicht zusammen nehmen, weil der Alkohol oder die Tabletten oder – was weiß ich, jedenfalls fühlte ich mich nach zehn Minuten wieder ein Stück besser.

Im Badezimmer nahm ich den Kopfverband ab und betrachtete mein Gesicht im Spiegel. Es hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von Quasimodo. Nase und Mund waren blau und verschwollen. Das linke Auge zeigte sich ziemlich geschlossen und blutunterlaufen, das rechte wies das ganze Farbspektrum auf. Wenn ich den Mund bewegte, sah es aus wie Grimassenschneiden. Auf der Stirn und an der linken Schläfe entdeckte ich häßliche Schürfwunden. Dazu meine schiefe Nase, mein Gesicht bot einfach einen prachtvollen Anblick. Aber was soll's? Man kann nicht immer schön sein. Also rasierte ich mich auch nicht. Ich stellte mich allerdings unter die Dusche, was sich wegen der Rückenschmerzen einigermaßen schwierig gestaltete.

Nachdem ich mich in frische Kleider gezwängt hatte, schraubte ich mit der Nagelfeile die Rückwand des Fernsehgerätes ab. Ich

nahm nur die Beretta heraus, bastelte den Apparat wieder zusammen und kontrollierte die Waffe. Sieben Schuß im Magazin, eine im Lauf. Damit konnte man schon etwas anfangen.

Ich überlegte, wie ich die Pistole tragen konnte, ohne damit aufzufallen. Unter einem Sakko wäre das kein Problem gewesen. Aber wer trug bei 30 Grad im Schatten ein Sakko? Als einzige Möglichkeit kam mir in den Sinn, sie unter dem Hemd vorne in den Hosenbund zu stecken und das Hemd sehr bauchschig zu tragen. Das hatte den Nachteil, daß sich, wenn ich schnell ziehen mußte, die Pistole im Hemd verhedderte. Bevor ich das Hemd aus der Hose und die Hand an der Waffe hatte, durfte ich mich als tot betrachten. Vermutlich war das auch Jesús' Problem bei dem Gerangel mit mir gewesen. Aber etwas anderes fiel mir nicht ein.

Ich zog mich an und steckte die Pistole zu mir. Nur im ersten Moment fühlte sie sich auf meinem Bauch kalt an.

Ich fuhr mit dem Lift nach unten. Das Liftmädchen sah mich seltsam an. Das Mädchen vom Empfang, dem ich den Zimmerschlüssel gab, sah mich seltsam an. Der Portier sah mich seltsam an. Denen gefiel wohl mein Gesicht nicht.

Der einzige, der mich nicht seltsam ansah, war der Kubaner im gestreiften Hemd. Junge, du hast vielleicht Nerven!

Ich überlegte. Nein, er gehörte nicht zu der Schlägertruppe. Das schlechte Gewissen bei meinem Anblick hätte ihn zumindest rot werden lassen müssen. Also nickte ich ihm freundlich zu. Er nickte freundlich zurück. Es geht nichts über starke Nerven.

„Das Auto, *¿señor?*“ fragte der Portier. Ich schüttelte den Kopf. Ich mußte Odalys suchen. Da war das Auto nur im Weg.

Ich ging zum Habana Libre hinauf. Ich bewegte mich langsam, weil ich starke Schmerzen im Rücken hatte.

Warum muß diese Stadt so laut sein! Schwere Chevy- und Caddy-Limousinen hupten überheblich die kleineren Vehikel an, obwohl sie selbst gar nicht rascher fahren konnten. Alte Autos, die

bei uns schon vor 20 Jahren keine Zulassung mehr bekommen hätten, knatterten und dröhnten. Doch es waren gar nicht so viele Autos. Es waren die Menschen, die den Lärm machten. Sie redeten laut, ihre Musik war laut. Alles, was sie taten, taten sie mit Lärm, Radios und Rekorder lieferten volle Lautstärke.

Auch der Wind war laut.

Irgendwo auf der La Rampa drehte ich mich um. Natürlich war er da. Junge, ich mache es dir heute leicht. Er war mir egal. Ich war davon überzeugt, daß ich von ihm nichts zu befürchten hatte. Die anderen, die beunruhigten mich. Nicht meinetwegen, ich hatte meinen Denkkzettel fürs erste abbekommen. Es war wegen Odalys. Man hatte sie bisher offenbar in Ruhe gelassen. Würde sich das ändern, jetzt, nachdem sie sich mit mir unterhalten hat, mir das Foto gegeben hat? Ich fürchtete, es würde.

Vor dem Habana Libre warteten Chicas auf das große Glück. Ich sprach eine an, fragte nach Odalys. Sie schüttelte den Kopf. Kaum war Odalys' Name über meine Lippen gekommen, tat sie, als würde sie mein Spanisch nicht verstehen. Ich ging hinein. Es konnte ja sein, daß Odalys mit einem Touristen in einer der Hotelbars saß oder in einem der Restaurants.

In der Halle blieb ich stehen. Ich wollte sehen, ob mein Gestreifter auch hereinkam. Natürlich kam er. Er stellte sich gemütlich neben die automatische Glastür und wartete. Ich hätte gewettet, daß er sich, sollte ihm einer der Hotelheinis dumm kommen, mit einem Ausweis oder einer Plakette als James Bond auswies. Was machte ich bloß, wenn er das Hemd wechselte? Aber vielleicht hatten wir uns bis dahin schon angefreundet.

Keine Spur von Odalys. Draußen vor dem Hotel fragte ich noch eine andere Chica. Auch sie schüttelte nur den Kopf und ging schnell weiter. Konnte es sein, daß die Mädchen Angst vor mir hatten? Oder Angst hatten, mit mir zu reden? Sie kamen mir weniger aufdringlich vor, geradezu verschüchtert.

Ich ging zum Colina hinauf. Auch dort konnte ich Odalys

nicht finden. Weder vor dem Hotel noch in der Halle noch in der Bar. Keines der Mädchen sprach mich an. Oder verschreckte sie mein zerbeultes Gesicht? Ich fragte einen der Musiker, ob Odalys heute hier gewesen sei. Nein, sie sei heute nicht hier gewesen. Nein, gestern auch nicht. Vor zwei Tagen sei sie hier gewesen, aber das müßte ich doch wissen, sie habe schließlich mit mir die Bar verlassen. Danach habe er sie nicht mehr gesehen.

In der Straße 27 hielt ich Ausschau nach dem hellblauen Plymouth, Baujahr 1945. Der war offenbar ebenfalls weggeschafft worden.

Sie hatten sie also. Wenn es die Polizei war, machte ich mir weniger Sorgen. Die hatte sie schon gleich nach der Flucht ihres Liebhabers verhört. Odalys konnte heute nichts anderes aussagen, als sie damals zu Protokoll gab, nämlich daß sie von der beabsichtigten Flucht nichts gewußt habe.

Doch, konnte sie schon. Die Geschichte mit Doris und dem Politiker könnte wahr sein. Die aber hatte Odalys damals noch gar nicht gewußt. Sie lernte Doris ja erst drei Tage später kennen. Alles, was Doris ihr anvertraut hatte, konnte man jetzt aus ihr herauspressen. Oder herausprügeln. Und Odalys würde auch den Namen von Doris' Freund preisgeben, den sie mir im Auto nicht gesagt hat.

Wenn es aber nicht die Polizei war, wer hatte Odalys dann? Und wieso war sie nicht schon früher in Schwierigkeiten gekommen, gleich nachdem der Vater ihres Babys geflohen war? Warum jetzt, nachdem sie mit mir geredet hat?

Ich ging langsam zum Hotel Nacional zurück. Ich wußte, daß Odalys in einer verdammt mißlichen Lage steckte. Wäre ich heimgefahren, wäre der Mord an Doris wahrscheinlich längst vertuscht und vergessen. Statt dessen brachte ich Doris' Freundin in Schwierigkeiten. Ich war schuld.

Ich war schuld? Das hatte doch Jesús auch gesagt. Wieso, zum Teufel, sollte ich die Schuld haben? Was hatte das alles mit mir zu

tun? Ich bekam einen harmlosen Auftrag für Geld, den ich ausführen wollte. Jetzt steckte ich in Kalamitäten. Warum?

Auf keine der Fragen wußte ich eine Antwort.

In der Hotelhalle wartete ich, bis mein gestreifter Schatten ebenfalls die Lobby erreicht hatte. Er schaute etwas verlegen zur Seite. Ich schenkte ihm ein freundliches „*Buenas noches*“. Da wünschte auch er mir eine gute Nacht.

Im Zimmer setzte ich mich aufs Bett. Ich wollte Doris' angeblichen Eltern eine letzte Chance geben. In Wien hatten sie Mitternacht. Wenn sie jetzt wieder nicht zu Hause waren, konnte ich annehmen, daß sie es überhaupt nicht mehr sein würden. Oder verreist waren. Oder Nachtschwärmer. Wie im Lotto: Alles war möglich. Aber nicht sehr wahrscheinlich.

Ein paar lange Minuten das Tü – tü – tü ... Und wieder keine Antwort. Doris' Eltern konnte ich mir abschminken.

Ich legte die Pistole zu Doris' Notizbuch in das Fernsehgerät und wünschte ihnen ein gutes Nachtprogramm. Aus meiner Reiseapotheke holte ich eine von den Temgesic-Tabletten, die man unter der Zunge zergehen lassen muß. Das ist ein viel stärkeres Medikament gegen Schmerzen als Thomapyrin, macht aber müde. Mit so einem Ding intus kann man nur noch schlafen. Ich legte mich nieder und versuchte, noch etwas nachzudenken, bevor die Tablette wirkte.

Angenommen, es ging um Kokain. Ein hoher Politiker, vielleicht sogar Doris' Freund, war in einen Kokaindeal verwickelt. Und Doris hatte es gewußt. *Claro*, die Fotoausrüstung! Doris besaß Fotos von einem Kokaingeschäft. Doris' Politiker machte den Deal mit dem Vater von Odalys' Baby. Und Doris wußte, wo das Kokain lag. Und Robert Rocket hatte es für den Politiker gekauft oder sollte es für ihn verkaufen. Und Odalys hatte von alledem keine Ahnung. Und?

Wie ich es auch drehte und wendete, jedesmal kam am Ende Doris als Erpresserin heraus. Das schmeckte mir nicht an der

Geschichte. Doris eine Erpresserin? Erpresser fühlen sich stark. Sie haben ja die Trümpfe in der Hand, glauben sie zumindest. Aber Doris machte nicht den Eindruck, stark zu sein. Ganz im Gegenteil.

Ich resümierte, was ich bisher herausgefunden hatte. Das Ergebnis war gar nicht so schlecht, aber insgesamt doch enttäuschend. Ich kam zu keinem Resultat, das mich befriedigte. Obwohl mich die Erschöpfung in ihren Krallen hatte und die Tablette bereits zu wirken begann, wollte ich noch einmal den roten Faden aufnehmen, alles, was ich wußte, zu einer Schlußfolgerung kombinieren. Aber ich war zu fertig, um gegen das Chaos in meinem Gehirn anzukämpfen. Ich schlief ein.

In der Früh' ließ ich mir eine doppelte Portion Kaffee und ein Glas Orangensaft aufs Zimmer bringen. Ich hatte fast zehn Stunden geschlafen. Zu sagen, mir ging's blendend, wäre übertrieben gewesen, aber mir ging's gut.

Ich rief García Marín an. Ich wußte nicht, ob ich ihn auch am Sonntag unter der Nummer erreichen konnte, die mir Celina dagelassen hatte. Er war sofort am Apparat. „*García Marín. Buenos días.*“

„*Buenos días.* Hier ist Daniel Gregor.“

Pause. „Ich nehme an, Sie wollen mit mir reden“, sagte er.

„Bingo.“

„Geht es Ihnen besser? Sie sind schwer gestürzt. In Österreich stürzt man nicht so schwer, habe ich gehört.“

„Kommt drauf an“, sagte ich. „Wann können wir reden? Und wo?“

„Treffen wir uns in einer Stunde auf dem Malecón gegenüber der amerikanischen Botschaft“, sagte er. „Sie wissen, wo das ist?“

„Ja.“

„Kommen Sie nicht mit dem Auto, sondern zu Fuß. Und ach-

ten Sie darauf, daß Ihnen niemand folgt. Sie können das doch. Oder nicht?“

„Oder doch. Manchmal zumindest.“

„Sie sollten öfter auf meinen Rat hören.“

Bevor ich noch eine meiner intelligenten Bemerkungen anbringen konnte, hatte er aufgelegt.

Meinen Mann im gestreiften Hemd konnte ich weder in der Halle noch draußen entdecken. Vorsichtshalber ging ich um das Areal der US-Botschaft herum. Es war von einem Gitterzaun umgeben und am Tor und an den vier Ecken von Polizisten der *Brigada especial* bewacht. Auch die Schweizer Vertretung befand sich in dem Gebäude. Genaugenommen residierten die Schweizer in der ehemaligen amerikanischen Botschaft, denn die USA waren, zumindest in der Sprache der Diplomaten, nur noch durch eine sogenannte Dienststelle vertreten, angeblich, um Visa für ausreisewillige Kubaner auszustellen. Seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen Washingtons zu Havanna anlässlich der Kubakrise 1962 – damals stand die Welt unmittelbar vor dem 3. Weltkrieg, weil sich Kennedy die von Chruschtschow auf Kuba installierten Atomraketen nicht gefallen ließ; sie wurden auch wieder abtransportiert – nahmen die Eidgenossen die Interessen der USA in Kuba wahr. An der Front zum Malecón waren Arbeiter dabei, die Sturmschäden von vor drei Tagen am Gitterzaun und am Gebäude zu beheben.

Als ich über die Uferstraße zur Kaimauer ging, war García Marín bereits da.

„Warum diese Geheimniskrämerei?“ fragte ich.

„Ich muß auf meinen Umgang achten.“

„Ach nein“, ärgerte ich mich. „Wer sind Sie eigentlich? Polizist sind Sie keiner, und Celina sagte, Sie seien Manager eines Staatsbetriebes. Wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?“

„Nein.“

„Aber für den Umgang mit Ihnen bin ich nicht gut genug?“

„Sie gehören nicht zu den erwünschten Personen in diesem Land.“

Der Typ konnte ätzend sein, daß es die helle Freude war. „Warum lassen Sie mich dann nicht ausweisen? Bei Ihren Beziehungen? Sie wollen doch, daß ich abreise.“

„Jetzt nicht mehr.“

Wir spazierten die Uferpromenade entlang in Richtung Hotel Riviera. Es war ein traumhaft schöner Morgen. Die Regenwolken der Nacht hatten sich verzogen. Ein leichter Passatwind machte die Temperatur erträglich. Auf dem Meer schaukelten kleine Wellen.

„Interessant“, sagte ich. „Und warum jetzt nicht mehr?“

„Die Polizei meint, es wäre besser, Sie würden abreisen. Ich aber bin der Meinung, Sie könnten uns doch noch behilflich sein. Sie sollten bei Ihrem Vorhaben bleiben.“

Das waren ganz neue Töne. „Welches Vorhaben?“ fragte ich scheinheilig.

Er blieb stehen und sah mich an. „Sie sind ein guter Kriminalist, *señor profesor doctor* Daniel Gregor, mit einem ausgezeichneten Ruf. Sie sind nach Kuba gekommen, um Señorita Donhauser zu ihren Eltern nach Österreich zurückzubringen. Das ist mißlungen, also wollen Sie den Mord an der Señorita aufklären. Stimmt das nicht, was ich sage? Oder doch?“

In mir machte sich ein Gefühl grenzenloser Enttäuschung breit. Und Ärger. „Hat Celina Ihnen das erzählt?“ bellte ich ihn an.

Jetzt war er offenbar überrascht, wie ich der Bewegung seiner Augenbraue entnahm, die er in die Höhe zog. „Ich wußte nicht, daß Celina das weiß. Haben Sie ihr das erzählt? Nein, ich weiß es nicht von Celina. Ich habe anderswo Erkundigungen über Sie eingeholt.“

Tut mir leid, Mädchen, daß ich dich verdächtigt habe. Ausserdem wußte offenbar auch er nicht, daß Doris keine Eltern mehr besaß. Das hatte ich Celina aber erzählt.

„Und bei wem?“

Er ignorierte die Frage und spazierte schweigend die Straße entlang. Das Meer schlug klatschend Wellen gegen den Kai.

„Und warum soll ich weitermachen?“ bohrte ich weiter. „Ist Ihre Polizei nicht gut genug?“

Er blieb eiskalt. „Die Untersuchungsergebnisse und Berichte der Polizei sind offiziell und werden dem Innenminister vorgelegt. In besonderen Fällen muß oder wird er die Partei und damit das Politbüro informieren. Das ist nicht immer gut für unser Vaterland.“

„Hören Sie, mich interessiert Ihre Politik überhaupt nicht. Ich will den Mörder von Doris Donhauser finden. Das ist alles. Nein, das ist nicht alles: Ich will auch wissen, wer mich zusammengeslagen hat. Waren das Ihre Leute?“

„Nein.“

„Lassen Sie mich beschatten?“

„Es wäre besser gewesen, Sie hätten Ihren Schatten behalten.“

„Es gibt also zwei Seiten, die hinter mir her sind. Für eine unerwünschte Person ist das reichlich, finden Sie nicht?“ Ich war offenbar zwischen Fronten geraten. Ich erinnerte mich, daß Odalys gesagt hatte, sie wisse nicht, auf welcher Seite ich stehe. Ich wußte es ja selbst nicht. „Warum wurde ich zusammengeslagen?“

„Es gibt Leute in unserem Land, die Sie nicht mögen. Ich bin Ihr Freund.“

Maravilloso. Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde mehr. „Warum mag man mich nicht? Was habe ich getan?“

„Sie mischen sich in innere Angelegenheiten Kubas.“

„Nein, das tue ich nicht“, sagte ich wütend. „Kokaingeschäfte mögen eine innere Angelegenheit Kubas sein, wenn kubanische Politiker darin verwickelt sind. Aber wenn dabei Freundinnen von mir umgebracht werden, dann ist es auch meine Angelegenheit. Ich erledige hier nichts anderes als die Arbeit Ihrer Polizei.“

Er ging nicht darauf ein. „Die Untersuchungen haben ergeben, daß die Lunge der Señorita mit Leitungswasser gefüllt war. Die

Señorita wurde in ihrem Zimmer ertränkt und dann an die Playa gelegt. Sie wurde in einer Bettdecke transportiert, die die Polizei gefunden hat. Nach den Fußspuren am Strand waren mindestens zwei Personen daran beteiligt. Auf dem Kopf der Señorita wurden Verletzungen festgestellt, die darauf schließen lassen, daß sie bereits bewußtlos war, als sie ertränkt wurde.“ Er sprach monoton wie ein Gerichtsmediziner beim Protokoll.

„Ihre Polizeimediziner sind ja recht fix“, maulte ich nach. „Wurde sie auch vergewaltigt?“ Ich hatte plötzlich eine Vermutung. „Nein.“

„Was geschieht jetzt mit der Leiche? Wird sie freigegeben?“

„Noch nicht. Danach muß sich die österreichische Botschaft um sie kümmern. Der Totenschein muß von der ausländischen Botschaft beglaubigt werden. Auch die Verständigung der Angehörigen und die Überführung in ihr Heimatland ist Sache der Botschaft.“

„Und wenn sie keine Angehörigen hat?“ fragte ich.

García Marín zuckte die Achseln, blieb stehen und zündete sich eine am Mundstück bereits eingeschnittene Zigarre an, eine lange, helle „Cohiba“. „Dann wird sie hier beerdigt“, stellte er lakonisch fest. Er ging langsam weiter. Sein Desinteresse an Doris war nicht zu überhören.

„Warum wird eigentlich nach außen so stur an der Unfall- oder meinerwegen Selbstmordtheorie festgehalten? Nur um ausländische Touristen nicht zu beunruhigen?“

„Das ist ein Grund.“

„Und der andere?“

Er zog ein paarmal an der Zigarre, bevor er antwortete: „Kuba hat die geringste Kriminalitätsrate von ganz Lateinamerika.“

„Wollen Sie mir einreden“, fuhr ich ihn an, „Sie verheimlichen den Mord nur, um Ihre Statistik zu frisieren? Oder vielleicht, weil es kein gutes Bild macht, so kurz nach dem Papstbesuch?“

„Sie haben mich falsch verstanden, *profesor Gregor*. Es ist nicht notwendig, daß ein Mord publik wird.“

„Was heißt denn publik? Sie veröffentlichen doch sowieso nur das, was Ihnen paßt. Das haben Sie von den Sowjets gelernt in deren bester Zeit. Und vor den Touristen haben Sie es bis jetzt sehr gut verborgen. Wer also noch soll es nicht erfahren? Die Amerikaner? Das kolumbianische Drogenkartell? Oder der Vatikan?“

„Ein Mord ist nie gut. Die Señorita tut mir leid.“

„Mir kommen die Tränen. Haben Sie sie umbringen lassen?“

„Nein.“ Er verharrte kurz, dann setzte er den Weg fort. Gleichmäßig zog er an der Zigarre. „Es tut mir leid, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir haben.“

„Ich habe überhaupt keine Meinung von Ihnen“, sagte ich. Ich hielt mich an seine Bewegungsabläufe. „Was spielen Sie eigentlich für eine Rolle in diesem Spiel? Es ist doch ein Spiel, ein häßliches Spiel.“ Ich war versucht, etwas von dem preiszugeben, was mir Odalys erzählt hatte, schwieg aber.

„Sie haben recht“, sagte er. Das war alles.

„Wenn Sie es nicht waren, der Doris hat umbringen lassen, wer dann? Und wer hat es getan? Jesús?“

García Marín schüttelte den Kopf. „Er hat die Señorita nicht umgebracht. Er hat sie sehr geliebt, das war sein großer Fehler. Das war der Fehler, der die Señorita das Leben gekostet hat.“

„Ich hätte mich gern darüber mit ihm unterhalten.“

„Sie haben ihn doch gesprochen“, sagte er. „Er hat Sie doch vom Tod der Señorita verständigt.“

Na also. Die Schreierei vor meinem Zimmer im Hotel Nacional am Morgen von Doris' Tod konnte nicht geheim bleiben. „Schön, das wissen Sie auch“, sagte ich. „Und wo ist er jetzt?“

„Ich weiß es nicht. Die Polizei sucht ihn.“

Ist ja *maravilloso*. Mann, du lügst, wann immer du den Mund aufmachst. „Ich glaube Ihnen kein Wort“, sagte ich. „Ich bin über-

zeugt, daß Sie mehr mit Doris' Tod zu tun haben, als Sie zugeben. Und den Mörder finde ich, großes Indianerehrenwort.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück“, sagte er. Es klang nicht einmal sarkastisch.

„Das soll ich doch, oder?“ fragte ich. „Ihre Polizei ist dazu offenbar nicht imstande. Also soll ich dableiben und ihre Arbeit machen. Gut, einverstanden. Aber mein Honorar beträgt hundert Dollar, pro Stunde, damit das klar ist, Spesen nicht inbegriffen, Samstag, Sonntag hundert Prozent Zuschlag. Und für jedesmal Prügel, die ich beziehe, will ich einen Tausender Schmerzensgeld. Dollar, nicht Pesos. Österreichische Kriminalisten sind teuer.“ Ich dachte an mein Uni-Honorar und wurde nicht einmal rot.

García Marín stolzierte unbeindruckt weiter. „Sie sollen nicht den Mörder finden. Sie sollen uns nur erzählen, worüber Sie mit der Señorita gesprochen haben.“

Daher also wehte der Wind! „Das habe ich der Teniente doch schon alles gesagt.“

„Nein, das haben Sie nicht.“

„Doch, das habe ich. Und das Gegenteil können Sie mir weder beweisen noch aus mir herausprügeln. So viele Schlägerkommandos können Sie gar nicht aufbieten.“

„Deshalb sollen Sie ja noch hierbleiben“, sagte er ungerührt. „Die Señorita hat Ihnen etwas gesagt, was auch wir wissen möchten. Das war doch der Grund, weshalb Sie bleiben wollten. Oder nicht? Kann es denn einen anderen vernünftigen Grund geben? Jetzt möchte auch ich, daß Sie hierbleiben und herausfinden, was Sie herausfinden wollten, und auch das notwendige Beweismaterial dazu finden. Und das werden Sie uns dann geben.“

„Da wünsche jetzt ich Ihnen viel Glück.“ Das war sarkastisch.

„Danke“, sagte er, „aber wir wissen, wie man das macht.“

„Sehen Sie, Señor“, sagte ich, „das ist das erstemal, daß ich Ihnen etwas glaube. Wir machen Fortschritte.“

Wir waren inzwischen fast auf der Höhe des Hotels Riviera an-

gelangt. Er blieb stehen. Ich auch. Die Straße füllte sich allmählich mit Fußgängern, Radfahrern, Autostoppern.

Jetzt erst fiel mir der verbeulte graue Chevrolet auf, der langsam neben uns hergefahren war. Neben dem Mann, der chauffierte, saß noch einer und beobachtete die andere Straßenseite.

Junge, du mußt anfangen, wieder wie ein Profi zu arbeiten. Der Junge war wieder ich. Noch so ein Fehler, und du kannst Doris im Himmel Gesellschaft leisten. Oder wo immer. Meine Polizeipraxis war schon zu lange her.

„Ich habe eine Bitte“, sagte García Marín unvermittelt.

„Ja?“

„Passen Sie auf Celina auf, vor allem wenn Sie mit ihr unterwegs sind.“

Was hatte denn das nun wieder zu bedeuten? Hatte ihm Celina von meiner halbsbrecherischen Autofahrt erzählt?

Er gab mir die Hand. „Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Tag.“

Er stieg in den Fond des Chevy und düste Richtung Miramar davon.

Ich setzte mich auf die Kaimauer. Wenn ich gedacht hatte, ein Gespräch mit García Marín würde mich weiterbringen, war ich schwer im Irrtum gewesen. Aber er besaß Zugang zu Informationen, die ich nicht hatte. Er wußte etwas, das ich nicht wußte. Er aber glaubte, ich wüßte etwas, das er nicht wußte. Doris habe mir etwas erzählt oder mir einen Hinweis gegeben, dem ich nachgehen würde, und man brauchte sich nur an meine Fersen zu heften.

Ein Hinweis worauf? Kokain? War dies das Geheimnis, das Doris mit der Playa Santa María verbunden hat? Quatsch. Eine kleine Menge Kokain war den Aufwand nicht wert, und eine große war nicht in einer Strandhütte zu verstecken. Die findet jede Polizei der Welt. Nur Doris hat mir gar nichts erzählt. Oder etwas gegeben? Richtig, Doris hätte mir etwas geben können. Das

ominöse Beweismaterial, von dem García Marín schwafelte. Und wenn sie es mir nicht gegeben hat, sollte ich es jetzt suchen. *Maravilloso*. Was aber war mit dem Politiker, den Doris nur heimlich getroffen hat? Odalys kannte ihn. Kannte García Marín ihn auch? Oder kannte er ihn nicht und glaubte, Doris habe mir seinen Namen gesagt? Welche Rolle spielte Jesús? García Marín behauptete, Jesús sei nur verliebt gewesen. Das sagte auch Odalys. Und Celina. Immerhin waren sich die drei darin einig. Sie sollten ihn adoptieren. Im übrigen schmeckten mir alle diese Theorien nicht. Ich hatte jede Menge Hinweise, aber das Entscheidende, das dem ganzen Sinn gab, das fehlte.

Ich saß noch immer auf der Kaimauer und fühlte mich beschissen. Der Passat peitschte das Meer auf. Die Wellen waren grün und hatten weiße Kämme. Die Brandung am Malecón übertönte den Straßenlärm und bespritzte mir Gesicht und Hände. Das beruhigte.

Ich ging zurück zum Nacional. Das Hotel mit den Zwillingstürmen auf seinen acht Geschossen und der Balustrade aus Figuren, Wappen und Schildern auf dem Dach kam mir irgendwie putzig vor. Im Vergleich zu den Hoteltürmen Capri und Tritón oder den Betonklötzen Habana Libre und Habana Riviera mute- te das Nacional aus der Entfernung an wie ein Spielzeugschloß für Zinnfiguren.

Celina hatte angerufen, richtete mir das Mädchen an der Rezeption aus. Ich rief vom Zimmer aus zurück.

„*Hola, querido*“, begrüßte sie mich. Aus ihrer dunklen Stimme klang ehrliche Freude. „Man sagte mir, du bist nicht im Hotel. Wie geht es dir heute? Besser?“

„Mir geht es gut, Liebes“, sagte ich. „Ich hab’ soeben García Marín getroffen.“ Wenn er bei ihr war, wußte sie es sowieso schon. Er war ja in Richtung Miramar abgerauscht. Daß ich gestern noch vergeblich Odalys gesucht hatte, wollte ich ihr nicht sagen.

„Wann? Jetzt?“ Sie wußte es offenbar nicht.

„Ja. Ich rief ihn an. Er bestand darauf, daß wir uns sofort treffen. Das haben wir getan.“

„Und? Wird er dir helfen?“

„Ich habe ihn nicht um Hilfe gebeten. Aber er hat gesagt, ich soll auf dich aufpassen.“

„Ach, *querido*. Ich habe dir doch gesagt, er ist nur ein guter Freund. Er ist besorgt um mich. Sei doch nicht so eifersüchtig.“

„Ich bin nicht eifersüchtig. Ich hab das auch nicht so gemeint. Ich wollte von dir wissen, wie er das gemeint hat.“

Pause am anderen Ende. Dann: „Ich verstehe nicht.“

„Er hat gesagt, ich soll auf dich aufpassen. Vor allem, wenn wir unterwegs sind. Fürchtest du dich beim Autofahren mit mir?“

„Ich verstehe dich noch immer nicht.“

„Vergiß es, Liebes“, sagte ich. „Hast du für mich schon etwas herausfinden können?“

„Nein, querido. Meine Freunde haben es lieber, wenn solche Dinge nicht am Telefon besprochen werden. Außerdem arbeiten sie am Sonntag nicht.“

„Ist schon recht“, sagte ich. „Du weißt, daß wir heute ins Konzert gehen.“

„Sicher. Und ich freue mich darauf. Ich weiß nicht, ob mir die Musik gefallen wird. Aber ich freue mich, daß ich mit dir gehen darf. Ich war schon oft im *Museo de la Revolución*, aber noch nie bei einem Konzert. Da komme ich als Krankenschwester gar nicht hin.“ Das klang traurig.

„Dann haben wir heute Premiere. Und danach gehen wir essen.“

„Aber ich lade dich ein.“

„Wieso? Hast du denn Dollar?“

„Pssst“, flüsterte sie, „nicht weitersagen.“

„Ich hol’ dich um halb drei ab. Einverstanden?“

„Kannst du nicht früher kommen?“ bettelte sie. „Wie kannst du auf mich aufpassen, wenn du nicht bei mir bist?“

Ich mußte lachen. Celina war eine einmalige Frau. „Ich komme um halb zwei.“ Dann legte ich auf.

Ich drehte am Fernsehapparat herum und fand einen mexikanischen Liebesfilm. Der Story gelang es aber nicht, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich schaltete ab und genehmigte mir einen Rum, der ohne Eiskwürfel viel zu warm war. Ich ging unter die Dusche und setzte mich danach, angetan mit frischen Klamotten, an die Tagesbar. Dort hatten sie auch Eiskwürfel.

Als ich kurz nach eins in die Lobby kam, saß mein Schatten noch immer nicht dort. Seltsam. Ich hatte mich schon so an ihn gewöhnt, daß es mich beinahe beunruhigte.

Etwa zehn Minuten später läutete ich bei Celina. Sie kam soeben aus der Dusche. „*Querido*, so früh habe ich dich nicht erwartet.“

Ich zog sie ganz fest an mich. Sie wollte sich befreien. „Ich muß mich anziehen“, lachte sie. Ich ließ nicht los, sondern hob sie auf. Während ich sie ins Schlafzimmer trug, umfaßte sie meinen Hals und küßte mich.

Ich betrachtete Celinas Körper. Die Haut schimmerte bronzefarben und braun in allen Schattierungen. Rücken, Schultern und die Arme und Beine an den Außenseiten waren dunkel wie *Caobamahagoni*. Busen, Bauch und die Innenseiten der Arme und Beine leuchteten wie *hojas rubias*, wie blonde Tabakblätter. Hals, Wangen und Augenpartien glänzten hell wie Elfenbein. Und nirgendwo Körperhaare. Die Haut war glatt wie Samt. Ich mußte an Paul Gauguins Südseeroman ‚Noa-Noa‘ denken, in dem er die tahitanische Sagengestalt Vairumati beschreibt: „Sie war von hohem Wuchs, und ihre Haut schimmerte wie Sonnengold, während alle Geheimnisse der Liebe nachts in ihren Haaren schlummerten.“

So wurde die Zeit knapp bis zum Konzert.

Celina zog dann ein mohnblumenrotes enganliegendes, schulterfreies Kleid an, das bis zur Mitte der Schenkel reichte, und rote Schuhe mit hohen Absätzen. Auf ihrer Brust lag ein Korallenweig, der an einer dünnen Silberkette hing. Celina sah hinreißend aus.

Ich küßte sie.

Bevor wir losfuhren, gab ich ihr noch Doris' Adreßbuch, das sie in ihre Tasche steckte. „Es sind fast nur Namen und Telefonnummern drin“, sagte ich, „kaum Adressen. Aber vielleicht kannst du die an Hand der Nummern feststellen. Vielleicht sagt dir auch der eine oder andere Name etwas.“

„Ja, *querido*. Ich werde es genau durchsehen.“

Wir mußten uns jetzt beeilen. Ich fuhr nach Vedado und dann ziemlich schnell den Malecón hinunter Richtung Althavanna. Während der Fahrt versuchte ich festzustellen, ob wir verfolgt wurden, konnte aber niemanden ausmachen.

Als wir am Komplex der amerikanischen Botschaft vorbeikamen, sagte ich: „Da bin ich mit García Marín spaziert. Weißt du, daß er mich beschatten läßt?“

„*No. No creo.*“

„Kannst du aber glauben. Er hat es nicht einmal bestritten.“

„Warum sollte er das tun?“

„Frag ihn.“

Celina schien viel zu aufgeregt, um darauf einzugehen. War es doch ihr erstes Konzert in einem für kubanische Verhältnisse sehr vornehmen Rahmen. Sie tat alles, um die Nervosität zu überspielen. Sie redete. Sie erteilte mir sogar eine Gratislektion in Havannas Architektur, erzählte, daß im 16. und 17. Jahrhundert immer mehr Paläste aus Kalksteinblöcken gebaut worden seien, daß der *Barocco Cubano* aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Hang zur Überladenheit aufweise und daß sich der wirtschaftliche Aufschwung in dieser Zeit auch in der Verwendung von Marmor, in prächtigen Hauseingängen und prunkvollen Fassaden manife-

stiert habe. Fidel Castro habe 1962 schließlich angeordnet, alle kulturellen Institutionen in den *palacios* und Luxuseinrichtungen des geflohenen Besitzbürgertums – o Gott, sie sagte wirklich Besitzbürgertum; wer hat ihr diese Sprache beigebracht? – unterzubringen. So seien sie erhalten geblieben.

„Das *Museo de la Revolución* ist der ehemalige Palast von Fulgencio Batista“, fuhr sie fort. „Unsere früheren Präsidenten haben sehr nobel gewohnt. Nach der Eroberung von Havanna hat Fidel Castro am 8. Januar 1959 hier vom Balkon aus seine erste Rede an das Volk gehalten.“ In Celinas Vortrag schwang jede Menge Stolz mit. Castro war noch immer Kubas Integrationsfigur. „Du wirst staunen, was das für ein schönes Haus ist.“

„Und jetzt macht man dort Musik“, fügte ich lakonisch hinzu.

„Warum nicht? Das Ambiente dafür ist großartig. Aber die Akustik soll nicht gut sein, weil der Saal so hoch ist.“

Celina hatte nicht übertrieben. Das Gebäude präsentierte sich als Prunkbau des Neobarocks mit gleich mehreren *portadas*, den typischen Toreingängen mit halbversenkten Säulen zu beiden Seiten. Die Fassade, so beeindruckend sie war, lechzte allerdings nach einer Generalreinigung. Im Inneren dann weißer und pfirsichfarbener Marmor, goldverzierte Stukkatur, Balustraden, aufgefrischte Deckenfresken, Kristalllüster. Die Lichter brachen sich in den spiegelnden Dekorationen. Sonnenstrahlen, die durch die hohen Fenster einfelen, tanzten auf glitzernden Wänden. Schwere burgunderrote Teppiche auf den Treppen und Fluren schluckten das Geräusch der Schritte. Die Besucher zogen vor meinen Augen vorbei wie Figuren eines Schattenspiels.

Als wir die Marmortreppe hinauf in den Festsaal schritten, sah ich mich wieder unauffällig um. Niemand fiel mir auf. Das Gefühl, beobachtet zu werden, wurde ich dennoch nicht los. Grundlos war ich sicher nicht eingeladen worden. Sollte einer der Leute hier auf mich angesetzt sein, stellte er es jedenfalls geschickter an als mein Schatten im gestreiften Hemd.

An der Tür nahm uns eine große, hagere Gestalt in Empfang: der österreichische Botschafter. Ich machte ihn mit Celina bekannt.

„Das freut mich außerordentlich, daß Sie gekommen sind, Herr Dozent Gregor“, nälste er.

„Stammt die Einladung also von Ihnen, Exzellenz?“

„Nein. Wieso?“

„Ach, irgend jemand macht sich Sorgen um mein kulturelles Wohlbefinden.“

Er verstand offenbar nur Bahnhof. Wir wechselten ein paar Höflichkeitsfloskeln, wünschten einander gute Unterhaltung und gingen auseinander.

„Das ist ein sehr vornehmer Señor“, sagte Celina leise.

„Ich weiß“, sagte ich. „Sie sind hier alle sehr vornehm. Und ausser dem Botschafter kenne ich nicht einen einzigen. Wer auch immer mir die Einladung geschickt hat, er hätte sich wenigstens vorstellen können.“

„Das kommt vielleicht noch“, sagte Celina. Sie wollte locker wirken. Ich fühlte aber, wie sie vor Aufregung zitterte.

„Das fürchte ich auch“, sagte ich.

Der Saal war schon fast voll. Ich suchte in den etwa zwölf Reihen breiter Fauteuils zwei Sitze, die mir zusagten. Sie sollten vor allem hinter unserem Rücken bereits besetzt sein. Ich wollte vermeiden, daß jemand wartete, bis ich Platz genommen hatte, und sich dann hinter mich setzte. Wenn schon einer mit mir reden oder sonst etwas tun wollte, sollte er es gefälligst von vorn tun.

Ich entdeckte zwei freie Plätze, die so typisch freigehalten schienen. Das gefiel mir auch nicht sonderlich. Aber links und rechts davon saßen ältere Damen, davor zwei Kinder, dahinter eine hochschwangere Frau mit einem ziemlich fetten Mann in einem weißen Anzug. Ich konnte keine anderen freien Sitze entdecken.

„Können wir uns nicht woanders hinsetzen?“ wisperte mir Celina ins Ohr, als ich auf die Plätze zusteuerte. „Irgendwo am Rand?“

„Am Rand ist nichts frei“, flüsterte ich zurück.

Also drängten wir uns in die Sitzreihe und nahmen Platz.

Es waren ziemlich viele Ausländer da, soweit ich das an den Gesichtern feststellen konnte. Sie gehörten alle zu irgendeiner diplomatischen Vertretung. Das merkte man an der Mühe, die sie sich gaben, sich auch außerhalb eines Protokolls zu bewegen. Die meisten Männer waren leger gekleidet. Die ausländischen Frauen wollten es den Kubanerinnen gleichtun und trugen weit ausgeschnittene oder extrem kurze Fetzen; sie sahen entsetzlich darin aus.

Celina hatte beide Arme um meinen Arm geschlungen und drückte sich ganz fest an mich. „Können wir nicht wieder gehen?“ flüsterte sie. Sie fühlte sich sichtlich unwohl in dieser Gesellschaft.

Ich schüttelte den Kopf. Ich sah sie beruhigend an und legte meine andere Hand auf ihre Arme.

In der ersten Reihe saß der österreichische Botschafter. Er und der weißbetuchte Dickbauch hinter uns waren die einzigen, die Krawatte trugen. Neben dem Botschafter saß ein weißhaariger Mann in der grünen Uniform der Revolutionäre. Seine Brust zierte eine ganze Palette militärischer Dekorationen, auf den Schulterstücken glänzten drei Sterne.

„Wer ist der Militär in der ersten Reihe?“ fragte ich leise.

Celina sah hin und flüsterte: „Das ist der Direktor des Revolutionsmuseums. Er ist General.“

Ich nickte. Jede andere Funktion hätte mich gewundert.

Da drückte mich Celina noch fester am Arm. „Der Mann in der ersten Reihe, der große, elegante mit den langen Haaren, zwischen den beiden Frauen, siehst du ihn?“

Ich nickte wieder.

„Das ist Javier Marchandy Lupo.“

Ich zog fragend die Augenbrauen in die Höhe.

„Er war früher Gesundheitsminister und ist jetzt Mitglied des Politbüros. Er ist einer der neuen starken Männer in der Partei. Ich kenne ihn, weil er uns manchmal in der Klinik besucht hat.“

Anerkennend gab ich leise zurück: „So stelle ich mir auch die neue Garde der Revolutionäre Kubas vor.“

Celina zwickte mich in den Arm und zog mißbilligend die Stirn in Falten.

„Ist ja gut“, flüsterte ich, „hab ich nicht so gemeint. Aber er ist ein schöner Mann. Schöner noch, als es euer Chefrevolutionär war, Che Guevara. Gefällt er dir nicht? Wenn ich eine Frau wäre, würde ich ihn mir sofort schnappen.“

„Er ist schon verheiratet“, sagte Celina. „Und du gefällst mir besser.“

Das Konzert begann mit dem „Donauwalzer“. Sie spielten nicht schlecht, aber laut. Und die Akustik war tatsächlich erbärmlich. Acht Damen und Herren vom kubanischen Fernsehballt tanzten dazu. Das mußten sie sich in einer Silvesternacht vom österreichischen Fernsehen abgeguckt haben. Obwohl zwischen ihnen und dem Wiener Staatsopernballt vor der Kulisse von Schloß Schönbrunn gewisse Unterschiede bestanden, gefiel es mir. Dann sang ein Zwei-Meter-Mann auf spanisch „Dein ist mein ganzes Herz“ aus dem „Land des Lächelns“. Danach eine Rotblonde das „Vilja“-Lied aus der „Lustigen Witwe“, ebenfalls spanisch.

Und so ging's weiter. Strauß, Lehár, Lehár, Strauß. Dazwischen tanzte das Ballett den „Cancan“ aus Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“. Der hatte zwar nichts mit Wiener Musik zu tun, war aber der Publikumserfolg des Nachmittags. Rhythmus ist eben Rhythmus in Kuba. Auch im revolutionären.

Irgendwie war das alles anachronistisch. Der Rahmen, die Musik, die Gesellschaft, ihr Habitus. Die Leute applaudierten begeistert. Der General strahlte übers ganze Gesicht. Der neue starke Mann in der Partei schenkte den Darbietungen ein arrogantes, aber immerhin wohlwollendes Lächeln. Die zwei Frauen links und rechts von ihm warteten stets, bis er lächelte, dann applaudierten auch sie. Der österreichische Botschafter schien ebenfalls recht glücklich. Ich mußte mir immer wieder vorsagen:

Junge, du träumst nicht, du bist wirklich im revolutionären Kuba.

Auch Celina klatschte Beifall. Sie ließ mich los, klatschte ein paarmal in die Hände und hängte sich sofort wieder an mich. Helle Begeisterung versprühte sie nicht. Das war wohl nicht ganz ihre Musik. Manchmal sah sie sich schnell um, als wollte sie sich vergewissern, nicht unangenehm aufgefallen zu sein.

Nach einer guten Stunde war alles zu Ende. Ich war enttäuscht. Nicht wegen der Darbietungen, die waren in Ordnung. Aber warum, in Teufels Namen, hatte man mich eingeladen? Und wer? Es hatte keine Pause gegeben. So hatte niemand Gelegenheit gehabt, mit mir Kontakt aufzunehmen. Daß ich während des Konzerts aus der hintersten Reihe erschossen werden würde, hatte ich sowieso nicht angenommen.

Aber alles war gar nicht zu Ende. Statt das Haus zu verlassen, spazierten die meisten Konzertbesucher auf den weit ausladenden Balkon hinaus. Von hier aus konnte man das Meer betrachten, das Kastell El Morro, das einst die Hafeneinfahrt schützte, die Reste der abgerissenen Stadtmauer und das Denkmal des Freiheitshelden General Máximo Gómez, der in Siegerpose auf Pferd und dorischem Tempel thront. Der sowjetische SAU-100 Panzer auf dem Sockel vor dem *palacio*, aufgestellt zum Gedenken an die siegreiche Abwehr der Invasion von Exilkubanern in der Schweinebucht im April 1961, verlieh dem Platz einen leicht kriegerischen Touch. Die Hinweisschilder „*museo de la Revolución*“ ersetzte er nicht.

Die Besucher flanierten nun auf dem Balkon auf und ab, rauchten Zigarren oder Zigaretten, plauderten und erfreuten sich demonstrativ an dem freien Blick auf das Meer, das an diesem Tag mit einem dünnen Strich unter dem Himmel endete. Die Gespräche vermischten sich mit der fernen Brandung zu einem unaufdringlichen Gemurmel, hin und wieder war gedämpftes Lachen zu vernehmen.

So lief das also. „Komm“, sagte ich zu Celina, „wir bleiben eine

Weile hier. Wir müssen unserem Mann in Havanna eine Chance geben.“

Celina reagierte nicht auf meinen Scherz. Wahrscheinlich war er nicht gut genug. Sie drückte sich ganz fest an mich. „Gehen wir nach Hause, *querido*, ganz schnell nach Hause, ja?“

Da sah ich sie an. Ich erschrak.

Das Festklammern hatte mir gefallen, während des Konzerts und jetzt auch. Ich dachte, sie wollte mir zeigen, daß sie mich lieb hatte. Oder daß es trotz der ungewohnten Gesellschaft zum Aushalten war. Oder daß ihr die Musik doch gefiel. Oder einfach vor Aufregung, aus Nervosität, vielleicht auch aus Stolz, weil sie zum erstenmal bei soetwas dabeisein durfte, noch dazu mit einem Ausländer. Solche Dinge hatten für die an viele Entbehrungen gewöhnten Kubaner enorme Bedeutung. Jetzt sah ich, daß es Angst war. Celina hatte Angst. Schon als wir herkamen, hatte ich gefühlt, wie sie zitterte. Und ich hatte gedacht, es sei Nervosität. Nein, Celina hatte von allem Anfang an Angst.

„Liebes“, sagte ich und drückte sie ebenfalls, „hier kann uns nichts geschehen. Es sind zu viele Leute da.“

„Der Mann im weißen Anzug, den kenne ich“, flüsterte sie.

Sie meinte den Dicken, der mit der hochschwangeren Frau im Konzert hinter uns saß. Er unterhielt sich gerade angeregt mit dem österreichischen Botschafter. Mit der Zigarre im Mund sah er aus wie die schlechte Karikatur eines südamerikanischen Kapitalisten. Jetzt wußte ich, warum sich Celina im Konzert so oft umgedreht hatte und warum sie woanders sitzen wollte.

Im selben Moment kreuzte sich mein Blick mit dem Seiner Exzellenz. Da zog der Botschafter den Weißbetuchten und die Frau an den Händen zu uns herüber. Ich staunte, daß der Balkon unter dem Gewicht des Dicken nicht vibrierte. „Herr Dozent Gregor, darf ich Ihnen Señor Doktor Arroyo Gómez und seine Frau vorstellen?“ rief er schon von weitem. Ich wußte gar nicht, daß man durch die Nase so weit rufen kann. Er war sichtlich be-

ster Laune. „Señor Gómez ist Jurist wie wir und der Geschäftsträger der Republik Nicaragua. Als ich ihm sagte, daß Sie Universitätsdozent für Kriminologie sind, wollte er Sie unbedingt kennenlernen.“

„*Mucho gusto*“, sagte ich. Sehr angenehm. Und ich wettete Celinas Büstenhalter, so sie überhaupt einen besaß, gegen die Zigarre des Nicaraguaners, daß er mich auch hätte kennenlernen wollen, wenn ich Universitätsdozent für Sexualhygiene gewesen wäre. Nach der Wahlniederlage der sandinistischen Regierung 1990 waren die diplomatischen Beziehungen zwischen Nicaragua und Kuba auf die Ebene von Geschäftsträgern reduziert worden.

„Wir müssen uns unbedingt unterhalten“, sagte Arroyo Gómez. Er hatte einen wuchtigen Kopf mit glänzend schwarzen Locken und einem breiten, freundlichen Gesicht. Die Augen hüpfen wie schwarze Punkte lustig über den vollen Wangen hin und her. Sein weißes Sakko hatte Größe und Form eines Reifrocks und spannte trotzdem noch an den zwei Knöpfen über dem Bauch. Seine Arme hielt er hinter dem Rücken verschränkt. Zwischen strahlend weißen Zähnen steckte die dicke Zigarre, die er auch beim Reden nicht aus dem Mund nahm.

„Wann immer Sie wollen“, sagte ich. „Ich bin im Urlaub hier. Rufen Sie mich doch an oder hinterlassen Sie eine Nachricht im Hotel.“ So, Mann, und jetzt zeige, ob du Profi bist.

Er war einer. „In welchem Hotel wohnen Sie denn?“ fragte er.

„Im Nacional“, gab ich kleinlaut zu Protokoll. Meine Laune sank schlagartig. Es wäre zu schön gewesen.

Wir wurden unterbrochen. Der ehemalige Gesundheitsminister war mit den zwei Frauen herzugetreten. Die Herren begrüßten einander. „Ich freue mich, daß sie unserer Einladung folgen konnten“, nälerte der Österreicher. „Ich hoffe, es hat Ihnen gefallen.“

Javier Marchandy Lupo lächelte freundlich. Er war wirklich ein schöner Mann. Und gar nicht so arrogant, wie ich gemeint hatte. Er begrüßte mich, er begrüßte Celina. Ich mußte sie dabei ganz

fest halten, damit keiner merkte, wie sie zitterte. Aber ich freute mich für sie, daß sie wie eine Dame aus der oberen Gesellschaft behandelt wurde. Für sie bedeutete das noch etwas. Ich konnte mir gut vorstellen, wie man Doris Donhauser durch das Gerücht von *la rubia* in Gesellschaften wie dieser miesgemacht hatte. Sofern das stimmte, was mir Odalys erzählte.

Auch die beiden Frauen begrüßten uns freundlich. Sie waren Ehefrau und Tochter. Wäre leicht zu erraten gewesen. Die eine sah aus wie die Ehefrau eines Machos, die andere ähnelte ihm sogar. Hätte ich die Wahl gehabt zwischen Mutter und Tochter, hätte ich beide genommen. Natürlich nur, wenn ich Celina nicht gehabt hätte. Ich drückte sie an mich. Ich hatte anscheinend das Glück, immer auf die Hübschen zu treffen.

Marchandy und der Geschäftsträger kannten einander näher. Offenbar gab es derartige Gesellschaftsereignisse öfter. Wie immer man zu diesem Herdenauftrieb der Eitelkeiten stand, waren sie allemal besser als der Austausch diplomatischer Noten. Besonders für Länder, die von der Welt so isoliert waren wie Kuba und zeitweilig Nicaragua. Daß ich auf der Suche nach Doris' Mörder mitten in die diplomatische High Society Kubas geraten würde, hatte ich allerdings nicht erwartet.

Javier Marchandy Lupo war ein hochgewachsener Mann in aufrechter Haltung, mit geradem Rücken und breiten Schultern, eine Figur, wie die Schneider sie lieben. Auf dem Diplomatenparkett bewegte er sich aalglatt. Wie er mit den beiden Diplomaten parlierte, beeindruckte mich enorm. Seine gepflegte Erscheinung, glattrasiertes Gesicht, geföntes Haar, und sein ganzes Gehabe wirkten allerdings etwas dandyhaft. Wie der wohl seine langen Haare im Nacken zu dieser schwungvollen Locke eindrehte? Das waren Dauerwellen, und sicher keine Naturlocken. Oder doch?

Oder doch? Ich wußte nicht, weshalb mir in diesem Moment García Marín einfiel. Der war ja auch ein schöner Mann. In Kuba gab's viele schöne Männer, stellte ich fest.

Und noch etwas fiel mir ein. Gleichzeitig. Daß García Marín gesagt hatte, ich sollte auf Celina aufpassen, wenn ich mit ihr unterwegs war. Und er hatte nicht meinen Fahrstil gemeint. Ich drückte Celina wieder fest an mich. Sie warf mir einen dankbaren Blick zu. Sie zitterte noch immer.

Der Museumsdirektor in der Generalsuniform trat herzu. Auch er begrüßte uns. Ich freute mich für Celina. Als aber noch weitere Diplomaten und Honoratioren nachdrängelten, mit und ohne Anhang, wurde mir die ewige Vorstellerei lästig. Ich glaubte, meinen Mann gefunden zu haben. Oder er mich. Der Zweck des Nachmittags war erfüllt.

Celina und ich verabschiedeten uns mit den üblichen Floskeln. Besonders herzlich gaben mir Marchandys Tochter und Arroyo Gómez die Hand. Die der Señorita war mir lieber, die andere vermutlich wichtiger. Der Geschäftsträger von Nicaragua erinnerte mich an mein Versprechen, mich mit ihm über Kriminologie zu unterhalten. Werde ich tun, Mann. Und nicht nur das, wetten?

Celina war richtig erleichtert, als wir den Palast verließen. Jetzt drückte sie sich wieder an mich. Aber anders.

Wir wollten etwas essen und gingen zu Fuß ins *El Patio*, in dem sich tatsächlich ein spanischer Innenhof mit Brunnen und Bäumen befindet. Das Restaurant auf der *Plaza de la Catedral* sei das schönste der Stadt und einst der Palast eines Grafen gewesen, klärte mich Celina auf. Hier soll auch der erste Mangobaum in Kuba gepflanzt worden sein. Und in der Kathedrale schräg gegenüber hätten hundert Jahre lang die Gebeine von Christoph Kolumbus gelegen, bevor sie die Spanier bei ihrem Abzug wieder mitgenommen haben. Der Kathedralsplatz sei, wollte mir Celina einreden, mit der Barockfassade der Kirche, dem El Patio, der Casa Bayona und den zwei Palacios der Grafen Arcos und Lombillo die gelungenste Konzentration kolonialer Bauten. Ich konnte mich dieser Meinung beim besten Willen nicht anschließen, behielt das aber für mich. Statt dessen wurde ich, während wir über den mit Kopfsteinen

gepflasterten Platz stolperten – „¡Maldito!“ Es war das erstmal, daß ich Celina fluchen hörte – das Gefühl nicht los, daß hier irgendwo zwischen Sakral- und Profanbauten steinerne Kröten versteckt waren, wie sie der Dombaumeister Anton Pilgram an der Kanzel des Wiener Stephansdomes hochkriechen ließ.

Wir fanden einen Tisch im Innenhof gleich neben dem Brunnen. Die Fontäne sprudelte allerdings ziemlich zaghaft, und Geld war auch keins im Becken. Vor der Revolution, als der Rumerhersteller und Bacardi-Konkurrent Havana Club hier einen Getränkeausschank betrieb, warfen Gäste oft Münzen in den Brunnen, vermutlich ohne zu wissen, warum. Das wissen auch die meisten Rombesucher nicht, die ihr italienisches Kleingeld in den Trevibrunnen werfen.

In einer Ecke spielte eine Combo kubanische Musik. Es waren hübsche Lieder dabei, rhythmisch und melodios. Auch „*Lágrimas negras*“, Schwarze Tränen. Sie spielten sogar „*La Guantanamera*“, obwohl das Lied vom offiziellen Kuba gar nicht mehr gern gehört wurde. Die Exilkubaner hatten es sich angeeignet. Der Text stammt von dem 1853 in Havanna geborenen und am 19. Mai 1895 im Unabhängigkeitskampf gegen die Spanier gefallenen Dichter José Martí, der heute sowohl als Literat wie auch als Nationalheld und Begründer der Revolutionären Kubanischen Partei verehrt wird. Bloß „*Quando caliente del sol aquí a la playa*“ spielten die Musiker nicht. Es ist verpönt. „*Wann werden wir die Wärme der Sonne hier am Strand wieder spüren ...*“ – das ist eindeutig der Text der Exilkubaner.

„Wie geht es dir?“ fragte ich Celina. Sie schien sich beruhigt zu haben. Sie war in ihre Welt zurückgekehrt.

Sie lächelte, immer noch etwas verkrampft. „Ich hatte solche Angst“, sagte sie. Über den Tisch hinweg ergriff sie meine Hand. „Glaubst du, daß Señor Gómez dir die Einladung geschickt hat?“

„Ich bin überzeugt davon. Und ich bin sicher, daß es mit dem Fall Donhauser zu tun hat.“ Ich hatte mit ihr noch kein Wort

darüber gesprochen. „Ich weiß nur noch nicht, warum er mich auf so komplizierte Weise kennenlernen wollte“, sagte ich. „Er hätte mich doch im Hotel anrufen können. Ich wette, er wußte, wo ich wohne.“

„Unter welchem Vorwand hätte er dich denn anrufen sollen? Jetzt seid ihr ganz offiziell bekanntgemacht worden“, sagte sie, „und keiner wird euer Zusammentreffen mit irgend etwas in Verbindung bringen. Alles andere wäre gewissen Leuten vielleicht ungewöhnlich vorgekommen.“

Ich warf ihr einen anerkennenden Blick zu. „Du bist echt gut, weißt du das?“

Celina hielt mir abwehrend die Hände entgegen. „Ich helfe dir nur, einen Elefanten zu meißeln.“

„Verstehe ich nicht.“

„Aber *querido*!“ Sie sagte das vorwurfsvoll, aber mit einem neckischen Unterton. „Jemand hat Rodin einmal gefragt, wie er denn einen Elefanten meißeln würde. Darauf antwortete er, er würde einen großen Steinblock nehmen und alles wegmeißeln, was nicht zu einem Elefanten gehört. Genauso machst du es doch auch. Du sammelst Hinweise und Informationen, und was nicht dazupast, das streichst du wieder weg. Und ich helfe dir dabei.“

Ich war perplex. „Du überraschst mich immer wieder. Du bist intelligent und wahnsinnig gebildet, du weißt über Kunst und Architektur Bescheid, über eure Geschichte sowieso, du sprichst englisch und deutsch – paßt das alles zu einer Krankenschwester?“

Celina sah mich schelmisch an. „Weißt du denn nicht, daß die Schulbildung in Kuba, auch wenn der Papst unser Schulsystem kritisiert hat, die beste in ganz Lateinamerika ist? Das sage nicht ich, das hat die UNESCO festgestellt.“

„Der Papst monierte, daß kein Religionsunterricht und keine katholischen Schulen zugelassen sind. Solche Kritik gehört schließlich zu seinem Job. An der Qualität eurer Schulen hatte er nichts

auszusetzen.“ Ich seufzte. „Aber ich, ich werde wohl nachlernen müssen, damit ich mit dir Schritt halten kann.“

„Das kannst du doch allemal.“ Celina nahm wieder meine Hände.

Sie war einfach entzückend. Am liebsten hätte ich sie in die Arme genommen, jetzt gleich, hier am Tisch. Trotzdem kam ich zum Thema zurück. „Was will dieser Arroyo Gómez von mir? Was habe ich mit Nicaragua zu tun? Na schön, ich war während der Revolution dort, aber das ist doch lange her.“

„Er wird es dir schon sagen“, sagte sie. Und nach einer Pause: „Wenn ich wüßte, woher ich ihn kenne. Es kann sein“ – sie überlegte wieder – „daß ich ihn einmal mit García Marín getroffen habe. Ich kann mich aber täuschen. Soll ich García Marín fragen?“

„Nein, bitte nicht“, sagte ich. „Erzähl ihm vom Konzert und daß du den österreichischen Botschafter kennengelernt und euren ehemaligen Gesundheitsminister getroffen hast. Gómez laß aber bitte aus. Ich möchte zuerst wissen, was er von mir will.“

„Ist gut, *querido*. Mache ich.“

„Dir geht es jetzt ähnlich wie mir mit Doris. Ich weiß noch immer nicht, wo und wann ich sie getroffen habe.“

„Gibt es viele schöne Frauen in Österreich?“ Ein Schatten huschte plötzlich über ihr Gesicht und blieb an den Augen haften.

„Schöne und weniger schöne. Jedem gefällt eine andere.“

„Ich möchte einmal nach Österreich fahren. Mit dir.“ Das kam unvermutet. Celinas Gesichtsausdruck hatte sich verändert. In dem Satz schwang etwas mit, das nicht mit dem Fernweh der Chicas vergleichbar war: Liebe und Traurigkeit, Sehnsucht und Verzweiflung.

Ich sah sie lange an. „Das wirst du. Ich verspreche es.“

Auch sie sah mir in die Augen. Ernsthaft, lange. Dann fuhr sie sich mit der Hand flüchtig über die Augen, als wollte sie den Schatten abstreifen. Mit aufgesetzter Beiläufigkeit sagte sie: „Ich habe noch nie richtigen Schnee gesehen.“

„Es gibt eine Menge Leute bei uns, die den Winter nicht

mögen“, versuchte auch ich, das Thema Österreich herunterzuspielen. „Besonders Autofahrer mit Sommerreifen.“

Das verstand sie nicht und überging es daher. „Läufst du Ski?“

„Leidlich. Ich habe erst spät damit angefangen, weil wir es uns in meiner Kindheit nicht leisten konnten. Wintersport ist meistens teuer. Ich habe lieber Handball gespielt.“

„Und geboxt?“ versuchte sie wieder zu scherzen und strich über den Tisch hinweg mit dem Mittelfinger zärtlich über meinen verbogenen Nasenrücken.

„Die schiefe Nase verdanke ich meinem besten Handballspiel“, sagte ich und erzählte ihr, wie das damals passierte. Als ich jünger war, hatte mich meine schiefe Nase gestört. Heute tat sie es nicht mehr. Dabei hatte Eitelkeit nichts mit dem Alter zu tun.

Celina hörte mir fasziniert zu, nickte am Ende anerkennend. Als ehemalige Basketballerin verstand sie, wovon ich redete. Ihre gute Laune war zurückgekehrt. Sie machte Dackelfalten und provozierte mich: „Vielleicht hast du wegen dieser verwegenen Nase einen so bedeutsamen Eindruck auf Marchandys Tochter gemacht?“

„Habe ich das?“ fragte ich verwundert. „Ist mir gar nicht aufgefallen. Dann werde ich mich wohl um sie kümmern müssen.“

Daraufhin stieß mir Celina unter dem Tisch gegen das Schienbein. Und mit gespielter Gleichgültigkeit: „Wo schläfst du denn heute? Im Hotel?“

„Bei dir, wenn ich darf“, sagte ich.

Sie nickte gnädig. „Du darfst.“

Dann mußten wir beide lachen.

Das Essen war gut, aber teuer. Celina nahm zuerst *camarones*, das sind die kubanischen Garnelen, danach *langosta enchilada* mit *arroz congri*, Langusten in einer Gewürzsoße mit Reis und roten Bohnen. Sie mochte Fisch und Meeresfrüchte, wie sie eifrig versicherte, aber Fisch gab's hier nicht. Fischgerichten haftet in Kuba noch immer der Ruf einer Armeleutespeise an. Fisch war auch das Freitagessen des vorrevolutionären katholischen Kuba gewesen.

Fidel Castro hatte einmal in einer Fernsehsendung demonstrativ ein Fischfilet verzehrt, um die Speise wieder populärer zu machen. Rind- und Schweinefleisch war knapp und teuer, weil die Viehzucht wegen des US-Embargos von Futtermitteln ins Stocken geraten war. Ich nahm *tasajo* als Vorspeise, gedörrtes Pferdefleisch in Essig und Öl, das vortrefflich schmeckte, und ein *picadillo*, ein kräftig gewürztes Rindsgulasch, mit den üblichen *platanos verde*, Bananen, die nur im gekochten Zustand genießbar sind. Hinterher bestellten wir noch *café criollo*, eine Art starker, vorgesüßter Espresso.

Bevor der Kellner die Rechnung brachte, steckte mir Celina heimlich zwei Fünfundzollarscheine zu. „Bezahl du!“ flüsterte sie. „Wenn uns ein Spitzel beobachtet, muß ich mich vielleicht rechtfertigen, woher ich die Dollars habe.“

„Wenn das dein Freund García Marín erfährt“, sagte ich und warf ihr einen strafenden Blick zu.

„Pssst, ich habe sie ja von ihm.“ Wir lachten wieder.

Anschließend tranken wir in der *Bodeguita del Medio* um die Ecke zwei Mojitos, Longdrinks aus Rum mit etwas Zucker, Limonensaft, Minzezweigen und Sodawasser, gekühlt mit Eiswürfeln. Hemingway hatte schon gewußt, warum er dort seine Mojitos getrunken hatte, bevor er sich im *Floridita* mit Daiquiris volllaufen ließ. Die Bodeguita und das Floridita sind die zwei Bars in Havanna, die Hemingway berühmt gemacht hat. Auch heute noch hängt in der Bodeguita, kopiert und stark vergrößert, neben alten Fotos, Geldscheinen aus aller Welt und zwischen Rum- und Weinflaschen, sein handgeschriebener Zweizeiler: „*My mojito in La Bodeguita, My daiquiri in El Floridita*“.

Tja, seither weiß ich, warum Hemingway mit seinen Gedichten nicht so erfolgreich war wie mit seinen Romanen.

Nach den Drinks fuhren wir zu Celina nach Hause. Ich schlief so gut, wie lange nicht mehr.

Als ich aufwachte, erwartete mich ein herrlicher Morgen. Die Sonne schickte ihre Strahlen durchs offene Fenster, und auf eben diesen Strahlen tanzten winzige Partikel wilder Blüten aus dem Garten. Belustigt sah ich ihnen mit halb geöffneten Augen zu. Die Luft schmeckte frisch, meine Haut genoß den durchziehenden Wind. Erst als Kaffeeduft in meine Nase stieg, merkte ich, daß Celina bereits aufgestanden war. Mein Chronometer zeigte acht Uhr. Die Strapazen der vergangenen Tage hatten mich wohl in einen ungewöhnlich tiefen Schlaf getaucht. Jetzt hörte ich Celinas Schritte in der Eingangshalle. Ich stand auf und ging hinaus. Die Sonne beschien den niedrigen Couchtisch, auf dem das Frühstück angerichtet war. Der Blick durch die Glastür in den verwilderten Garten erweckte den Eindruck eines Picknicks im Freien.

Celina trug wieder die Jeans und die Spitalsbluse, die sie am Morgen von Doris' Tod an der Playa angehabt hatte.

„¡Hola!“ sagte sie, als sie mich sah. „Hast du gut geschlafen?“

„Wie noch nie.“ Ich nahm sie in die Arme und küßte sie.

Fröhlich sagte sie: „Ich habe dir im Badezimmer Tücher hingelegt. Zum Rasieren habe ich aber nichts da. Kaufst du das, was du noch brauchst? Ich mache Platz für deine Sachen. Dann mußt du nicht immer ins Hotel fahren.“

Ich mußte lachen. Ich küßte sie wieder.

Zum Frühstück setzte ich mich auf die Couch. Celina plazierte sich links von mir in dem Fauteuil, weil es sonst beim Essen zu eng geworden wäre. „Fährst du heute in die Klinik?“ fragte ich.

„Ich muß, zumindest für ein paar Stunden. Aber ich habe nicht vergessen, was du mir aufgetragen hast, *querido*.“

„Nicht aufgetragen, Liebes, nur gebeten.“ Es war schön, hier

mit ihr zu sitzen. In dieser Stimmung mußte Edouard Manet gewesen sein, als er das „Frühstück im Freien“ malte. Auf seiner *Partie carrée* sind es zwar vier, aber was soll's, zu zweit ist es schöner. Ich fragte mich, ob Napoleon III. auch unser Frühstück hier als „unanständig“ bezeichnet hätte, zumal Celina selbst im bekleideten Zustand erotischer wirkte als Victorine Meurend, die Manet unbekleidet für sein „Frühstück“ und danach als nackte „Olympia“ Modell gegessen beziehungsweise gelegen hat.

Celina nickte und fragte mit vollem Mund: „Magst du noch Kaffee? Ich hole welchen aus der Küche.“

„Laß nur, das kann ich auch selbst“, sagte ich. Ich stand auf und wollte mich am Tisch vorbeizwängen.

„Bleib sitzen, du brauchst noch Schonung für dein Kreuz“, sagte sie und stand ebenfalls auf. Sie beugte sich zu mir und drückte mich lachend an den Schultern nieder. Dabei verlor sie das Gleichgewicht, und wir fielen beide auf die Couch.

„Au!“ Im Kreuz spürte ich einen Stich wie von tausend Nadeln, als Celina auf mich fiel. Scheiß Rücken!

Aber im selben Moment, in dem mir der Schmerzenslaut herausrutschte, hörte ich auch den dumpfen Knall und gleichzeitig den schweren Einschlag vorne an der Eingangstür. Hinter uns zersplitterte die Gartentür. In einer Blitzreaktion drückte ich Celina mit beiden Armen an mich, rollte mich auf sie und ließ mich mit ihr seitlich von der Couch fallen. Die Splitter der Glasscheibe prasselten auf uns nieder, auf den Boden, die Couch, den Tisch. Ich fühlte Celinas und mein Herz pochen.

Langsam verebbte das Geklirr der Scherben. Dann war es gespenstisch still. Ich hielt den Atem an. Durch die zerborstene Gartentür hörte ich die wilden Sträucher knistern.

Ich lag auf Celina und rührte mich nicht. Mit einer Hand drückte ich sie an der Schulter nieder, mit der anderen hielt ich ihr den Mund zu. In dieser Lage waren wir vorerst durch die Bettbank gedeckt.

Ich hatte keine Ahnung, wer da Zielschießen auf uns veranstaltete. Ich wußte nur, daß der Schütze draußen im Garten stand. Oder noch weiter, wahrscheinlich hinter dem Garten. Und daß er mit einer verdammt schweren Waffe geschossen hatte, entweder mit einem vorsintflutlichen Gewehr oder mit einer sehr großkalibrigen Pistole. Die Kugel mußte uns, Celina oder mich, um Millimeter verfehlt haben. Ich wußte auch nicht, ob der Schütze noch da war. Weglaufen hatte ich niemanden gehört. Der erdige Boden draußen würde das Geräusch von Schritten ohnedies verschluckt haben. Also verhielt ich mich ruhig. Vielleicht glaubte er, er hätte getroffen. Celina oder mich. Oder beide.

Mein Kopf hatte eine Schramme abbekommen. Als ich mich mit Celina, eng umschlungen, zu Boden fallen ließ, hatte ich mir den Kopf an der Tischkante angeschlagen und die Haut aufgerissen. Wenn das so weiterging, würde ich nach und nach zum Totalschaden.

Ich hatte nicht gewußt, daß ich noch so schnell reagieren konnte. Es war doch schon eine Zeit her, daß ich das geübt hatte. Allerdings hatten sie weder bei meiner Polizeiausbildung noch in Vietnam einen Frühstückstisch dabei.

Das Fallenlassen, Abrollen, Decken hatte ich besonders während meiner Zeit im Gefangenenlager bis zum Überdruß trainiert, weil wir nicht viel anderes zu tun fanden. Ich hatte einen Suchtrupp von US-Rangers begleitet, der versprengte Lederhosen einsammeln sollte. Dabei waren wir einer Einheit des Vietcong direkt in die Arme gelaufen. Bis ich mit Hilfe des österreichischen Botschafters in Hanoi freikam, vergingen mehrere Monate. Die GIs, die mich unter ihre Fittiche genommen hatten, predigten mir ständig, ich sei zwar nur ein Schreiberling und Bilderknipser, aber da ich nun einmal den Dschungelkrieg mitmachte, müßte ich auch die Spielregeln des Dschungelkrieges lernen. Sie, die Männer, hatten sie gelernt – und wurden danach von ihnen nicht mehr losgelassen. Sofern sie den Krieg überlebten. Das Traurige dabei war, daß keiner von ihnen irgendetwas gewon-

nen hatte. Und alle zusammen auch nicht den Krieg. Nicht alle wurden später verrückt oder kriminell, aber normal war keiner mehr. Das Trauma jedes einzelnen wurde zum Trauma einer ganzen Nation. Ich denke, daß Vietnam, obwohl ich nur etwa ein Jahr, erst gegen Ende und nur als Berichterstatter dabei war, auch mich verändert hat.

Celina und ich blieben regungslos hinter der Couch liegen. Sie war bewundernswert ruhig. Anders als gestern, als sie den halben Abend vor Angst zitterte, verhielt sie sich jetzt gefaßt und angespannt still. Ich werde sie fragen, später, ob sie bei der Armee war. Während in Kuba seit 1963 für Männer die allgemeine dreijährige Wehrpflicht besteht, können sich Frauen zwischen 17 und 35 freiwillig zum Militär melden. Seit 1980, als die Spannung zwischen den USA und Kuba wieder einmal einen Höhepunkt erreichte, gibt es neben den regulären Streitkräften auch die *Milicias de tropas territoriales*, Territorialmilizen, mit eigenen Frauenbataillonen in jeder Provinz.

Als Celina unter der Hand, mit der ich ihr den Mund zuhielt, zu schnaufen begann, ließ ich los. Sie atmete tief durch, rührte sich aber nicht. Ihre Augen sahen mich fragend an.

„Rühr’ dich nicht“, flüsterte ich.

„¿Qué pasa?“

„Jemand übt Zielschießen auf lebende Ziele.“

„¿Quién?“

„Ich weiß nicht, wer. Noch nicht. Aber zuerst möchte ich wissen, ob er noch da ist.“ Ich drehte mich langsam zur Seite und hob vorsichtig den linken Fuß über den Rand der Bettbank hinaus.

Nichts geschah. Entweder legte der Schütze keinen Wert auf meinen Fuß, oder er war nicht mehr da. Ich robbte die Couch entlang weg von der Tür bis zur Mauer, wo ich vom Garten her nicht mehr gesehen werden konnte. „Scheiße“, fluchte ich auf deutsch leise vor mich hin.

„¿Qué?“ schreckte Celina noch einmal auf.

„Ach nichts. Glassplitter“, sagte ich auf spanisch und sah auf meine blutende Hand. Dann stand ich langsam auf. Vorsichtig schob ich mich bis zur Gartentür vor und sah hinaus. Da war keiner.

„Okay, Liebes. Der Spuk ist vorbei“, sagte ich.

Celina kroch hervor, hielt sich aber von der offenen Tür fern. Verängstigt blieb sie hinter der Mauer stehen. Sie sah mich an.

Ich sah sie an. Ihre Augen sagten mir, daß sie doch Angst hatte. Komm, Mädchen, es ist ja vorbei. Ich öffnete das, was von der Gartentür übriggeblieben war, und trat hinaus in die warme Luft. Eine seltsame Stille, untermalt vom Zirpen der Zikaden, nahm mich in Besitz. Ich stand da und blinzelte in die Sonne. Ihre Strahlen tauchten das Gestrüpp und die verwilderten Beete in ein Goldgelb. Die purpurfarbene Blüte einer wilden Orchidee schaukelte im Wind.

Ich ging zurück ins Haus. Die Glassplitter krachten unter den Schuhen. Ich ging durch die Halle zur Eingangstür und betrachtete den Einschuß. Er war genau in der Höhe, in der sich mein Kopf befand, bevor Celina mich daran hinderte, aufzustehen und Kaffee zu holen. Er war aber auch in derselben Höhe wie Celinas Oberkörper, bevor sie das Gleichgewicht verlor und auf mich fiel.

Mit der Nagelfeile bohrte ich das ziemlich verformte Geschoß aus dem Holz. Ich zerstörte damit zwar die Schleifspuren, aber Ballistiker würden sich hier sowieso nicht darum kümmern. Es war eine etwa 180 Gramm schwere Kugel, Kaliber 11 mm, und wurde entweder aus einem russischen Nagan-Revolver abgefeuert, mit dem sie in Sibirien Steppentiere jagten, bevor sie damit Antistalinisten erschossen, oder aus der neueren Nagajew-Pistole. Oder etwas ähnlichem. Meines Wissens erzeugten nur Länder des ehemaligen Ostblocks und die Israelis 11 mm Handfeuerwaffen.

Celina sagte noch immer nichts.

„Weißt du, daß einer von uns jetzt dem Tod nur um Millimeter entgangen ist?“ fragte ich und legte die Kugel auf den Tisch.

Sie sah mich an. Dann nickte sie, ganz, ganz langsam. Leise sagte sie: „*Que sí, querido. Yo lo sé.*“

Natürlich wußte sie es. „Und wem, glaubst du, hat die Kugel gegolten?“

Celinas Augen wurden immer größer. Plötzlich schüttelte sie den Kopf und schrie: „*¡No! ¡No!*“ Dann stürzte sie sich in meine Arme und schluchzte hemmungslos. Jetzt, nachdem alles vorbei war, brach die aufgestaute Nervenanspannung durch.

Nach ein paar Minuten hatte sie sich beruhigt. Ich wischte ihr mit der Hand die Tränen aus dem Gesicht. Ich hielt sie an den Armen und sah sie an. „Liebes, wärest du nicht auf mich gefallen, hätte dich die Kugel genau in die Brust getroffen.“

„*¿Por qué?*“ Warum hätte man mich töten wollen?“ stieß sie hervor. „Warum? Was macht das für einen Sinn?“

„Vielleicht wollte man dich töten, um mir weh zu tun. Mich hat man zusammengeschlagen, aber ich bin immer noch hier und suche Doris’ Mörder. Vielleicht sollte dein Tod mich davon abhalten.“

„Und – und wenn – wenn man dich töten wollte? Wenn man auf dich geschossen hat? – Wäre ich nicht über dich gestürzt, hättest die Kugel doch dich getroffen.“

Ich schüttelte den Kopf. „Der Schütze hätte mindestens zwanzig Minuten Zeit gehabt, mich zu treffen“, sagte ich. „So lange saß ich schon vorher mit dem Rücken zum Garten mit dir beim Frühstück. Er hatte eine großkalibrige Waffe. Mit der kann man auch aus größerer Entfernung genau zielen. Er war wahrscheinlich gar nicht im Garten, sondern dahinter. Da sind so viele Villen und kleine Häuser mit Bäumen und Sträuchern, da kann sich jemand ganz leicht verstecken. Du hast links von mir im Fauteuil gesessen. Da hätte er dicht ans Haus herankommen müssen, um dich zu treffen. Er hat gewartet, bis du aufgestanden bist und in der Schußlinie warst.“

Celina sah mich ungläubig an. Sie kämpfte wieder mit den Tränen. „Ich verstehe das nicht. Warum soll man mich umbrin-

gen, damit du weggehst? Da hätte man ...“ Sie begann wieder zu weinen.

Ich überlegte. „Du hast recht. Vielleicht war er eben erst gekommen, hat die Gelegenheit wahrgenommen und sofort geschossen.“ Ich nahm Celina in die Arme und streichelte ihren Kopf. Warum sollte man wirklich Celina ermorden wollen, wenn man genauso gut mich hätte umlegen können? Trotzdem ließ mich der Gedanke nicht los, daß man es auf Celina abgesehen hatte.

Ich wartete, bis sie sich ganz beruhigt hatte. Dann fragte ich: „Willst du jetzt nicht die Polizei rufen?“

Sie verneinte mit dem Kopf. „Nein. Das bringt mich und dich in Schwierigkeiten. Wenn den Schuß niemand gehört hat und keiner die Polizei gerufen hat, rufen wir sie auch nicht. Es ...“, sie zögerte, „... ist nicht gut, wenn – ich möchte nicht schon wieder mit der Polizei zu tun haben.“

Das war ein Argument, dem ich vollstes Verständnis entgegenbrachte. Und was sollte die Polizei hier? Ein Protokoll aufnehmen? Den Attentäter mußte ich sowieso selbst suchen, und zwar im Dunstkreis von Doris. Oder Jesús. Oder García Marín.

„Glaubst du, daß jemand den Schuß gehört hat?“ fragte ich.

„Nein, *querido*. Die meisten Häuser rundum sind Residenzen von Diplomaten und Managern, die tagsüber nicht zu Hause sind. Und zur Straße hin sind wir durch die Bäume und Sträucher lärmgeschützt. Das einzige, was ich tun muß, ist, so schnell wie möglich eine neue Glastür zu beschaffen. Wenn es regnet, regnet es herein.“

„Wieso ist der Garten eigentlich so wild? Pflegst du ihn nicht?“

Celina versuchte zu lächeln. „Seit meine Mutter tot ist, habe ich nichts mehr getan. Ich habe wenig Zeit. Und es kostet Geld.“

„Ich dachte nur“, sagte ich. „Soll ich dir helfen aufzuräumen?“ Es sah aus wie Sodom und Gomorrha.

„Nein, *querido*. Aber ...“, sie zögerte wieder, „... ich möchte García Marín anrufen. Er ist der einzige, dem ich es erzählen möchte.“

Ich ließ sie abrupt los und drehte mich weg. „Wenn du meinst“, sagte ich schroff.

„Du magst ihn nicht, *querido*, stimmt das?“

„Stimmt genau.“

„Und warum nicht? Nur weil er mit mir befreundet ist? Weil er mir hilft, wenn ich ihn brauche? Oder weil ich mit ihm geschlafen habe? Habe ich dich gefragt, mit wievielen Frauen du geschlafen hast? Und wenn du eines Tages wieder nach Europa zurückfährst? Was mache ich dann? Ich bin nicht eine von denen, die am Straßenrand stehen oder vor den Hotels auf Touristen warten. Ich habe einen Ruf zu verlieren. Du wirst mich vergessen, aber ich bleibe zurück als eine, die sich mit einem Ausländer eingelassen hat.“

Ich war von diesem Ausbruch betroffen. Sie hatte sich noch nicht wieder im Griff, und plötzlich wurden Ängste laut, die in ihr schlummerten und nichts mit der Situation zu tun hatten.

„Entschuldige“, sagte sie auch gleich. „Meine Nerven.“

„Ist ja gut, Liebes. Aber es hat nicht so sehr mit dir zu tun, daß ich ihn nicht mag. Ich traue ihm nicht. Du hast gesagt, er ist ein Manager in einer Staatsfirma. Warum aber mischt er sich dann in Angelegenheiten, die Polizeisache sind? Warum läßt er mich beschatten? Warum lügt er? Er weiß über Doris' Tod mehr, als er zugibt. Ich mag Menschen nicht, denen ich nicht trauen kann.“

„Er will dir helfen, Greg. Das ist alles.“

„*Muchas gracias.*“

Celina stand da, mitten im Scherbenhaufen, und sah mich an. Die Tränen in ihren grünen Augen waren wie das Wasser in einem Bergteich, die Stirn und die Wangen waren die Berghänge, die offenen schwarzen Haare die satten Blätter der Bäume, die den Teich umrahmten. „Wenn du es nicht willst, werde ich ihn nicht anrufen“, sagte sie leise, versöhnlich.

„Doch, Celina. Ruf ihn an. Wenn es dir hilft, ruf ihn an. Und vielleicht kann er dir schneller eine neue Glasscheibe besorgen. Die Beziehungen dazu hat er doch wohl. Oder nicht? Oder doch?“

Jetzt mußte Celina lachen, als ich bei dem „Oder doch?“ auch García Maríns Stimme imitierte und die linke Augenbraue hochzog. Zuerst verzog sie den Mund, dann wurde es ein Lächeln, schließlich ein befreiendes Lachen. Die Nerven des Menschen können manchmal seltsame Kapriolen schlagen.

„Ich fahre jetzt an die Playa Santa María“, sagte ich.

„Glaubst du wirklich, daß du etwas findest?“ Sie lehnte an meiner Schulter und sah mich zweifelnd von unten an.

„Ich weiß es nicht. Aber wenn es dort etwas gibt, was mit Doris zu tun hat, werde ich es finden, selbst wenn ich den ganzen Strand umgraben muß.“

„Das hat unsere Polizei doch sicher schon getan.“

„Das glaube ich eben nicht. Ich grabe dort, wo sie nicht gegraben hat. Und García Marín rechnet auch damit, daß ich etwas finde. Ich darf ihn nicht enttäuschen.“ Das entschlüpfte mir um eine Spur sarkastischer, als ich es gemeint hatte. Bevor Celina etwas sagen konnte, legte ich einen Finger auf ihre Lippen. „Irgendwo muß ich ja anfangen“, sagte ich in versöhnlichem Tonfall.

„Wirst du vorsichtig sein?“

„Ich verspreche es dir.“

„Wann kann ich dich erreichen?“

„Ich werde zu Mittag wieder im Hotel sein.“

Sie gab mir einen Kuß und sah mir nach, als ich zum Auto ging.

Der Vormittag hielt, was der Morgen versprochen hatte. Die Sonne machte ihr freundlichstes Gesicht, die Quecksilbersäule des Thermometers an der Außenwand des Hotels Nacional kletterte, wiewohl durch ein Vordach vor der direkten Einstrahlung geschützt, unbeirrt nach oben. Die letzten Tage waren bewölkt gewesen, regnerisch, windig, zum Teil sogar stürmisch. Heute präsentierte sich der Himmel über der Stadt und der Bucht von Havanna wolkenlos. Die *brisa* schaukelte zarte Wellen auf dem Was-

ser. Das Meer schien wie eine grüne Rauhfasertapete, die bis zum Horizont reichte. Die Brandung schlug zischend an die Felsen der Kaimauer.

An meiner Autonummer *TUR 0437* konnte man schon von weitem erkennen, daß es ein Mietwagen war. Das *TUR* stand für *turismo*. Einige Autostopper traten zurück, sobald ich näherkam. Das waren die, die zur Arbeit mußten und nicht damit rechneten, von einem Fremden mitgenommen zu werden. Andere sprangen mitten in die Fahrbahn, meistens Mädchen, die mindestens an die Playa wollten. An einem Tag mit derart hohen Wärmegraden wie heute legten sich auch die Einheimischen an den Strand. Sie sind eben das tropische Klima gewöhnt und frieren wie die Schneider noch bei Temperaturen, bei denen wir uns längst ausgezogen haben.

Ich parkte am Straßenrand der *Avenida de las Terrazas*, noch an der Playa el Mégano und weit vor dem Hotel Marazul. Ich nahm meine Schuhe in die Hand, krepelte die Leinenhose auf und stapfte zwischen Palmen und Strandpinien in Richtung Playa Santa María. Die Nadeln der Pinien und zerbrochene Muscheln im Sand wetteiferten mit kleinen Steinen, wer am kräftigsten pickte.

Hier sonnten sich noch keine Ausländer. Touristen wollen nicht so weit vom nächsten Hotel oder Restaurant kampieren. Dieser Teil der Playa wurde von einheimischen Familien bevorzugt, die sich vom protzigen Auftreten der Urlauber abgestoßen fühlten. Kinder bespritzten einander mit Wasser und bewarfen sich gegenseitig mit Sand. Großmütter und arbeitslose Mütter lagen angezogen oder nur mit Unterwäsche bekleidet auf dünnen Handtüchern oder Laken und sahen ihnen zu. Keine tollen Badeanzüge, keine Sonnenschirme, keine Flaschen mit Sonnenöl, keine Kühltaschen mit Getränken, keine Spielsachen. Es waren durchweg Farbige, logisch. Dennoch drängte sich mir der Vergleich mit den trockenen, heißen Sommertagen meiner Kindheit auf. Nach regenlosen Wochen waren mir die damals noch unkultivierten

Donauwiesen mit ihrem spärlichen Grün wie Savannen vorgekommen. Auch wir hatten kein Sonnenöl, keine Getränketaschen. „Mama, kauf mir bitte einen Ball, damit ich trainieren kann“, bettelte ich. Meine Mutter hatte ebensowenig Geld dafür wie die Eltern meiner Freunde. Dann schaute ich Ewigkeiten den Stromwellen zu, freute mich auf die nächste Sportstunde in der Schule und träumte von einer Karriere als Handballer. Ich war überzeugt, ein Handballstar zu werden. Irgendwie würde ich es schaffen. „Dani“, sagte meine Mutter, „es ist gut, daß du den Ehrgeiz hast, es im Leben zu etwas zu bringen und der Beste zu werden. Daß es vielleicht etwas ganz anderes sein wird, als das, wovon du heute träumst, spielt keine Rolle, du wirst sehen.“ Tja, statt Handballstar wurde ich Kriminalist.

Die Grenze zwischen der Playa el Mégano und der Santa María war nicht gezogen. Aber man erkannte sie am Publikum, das plötzlich ein anderes wurde. Hier zeigte sich jetzt die Welt der Touristen: am schrillen Outfit der Menschen und an den Utensilien, die man als Betrachter ein paar hundert Meter weiter vorne vermißt. Dazwischen demonstrierten junge Cubanos beachtlichen Fortschritt im Beach-Volleyball, und junge Frauen, deren Kinder auf der anderen Playa spielten, stellten sich in zu knappen Bikinis zur Schau.

José, der Kubaner aus dem Strandhaus, der so fürchterlichen Dialekt sprach, sichtete mich, bevor mich eines der Mädchen registriert hatte. Die blaue Baseballmütze hatte er heute mit dem Schild nach vorn auf dem Schädel sitzen, und er erkannte mich gleich wieder. „¡Hola!“ grüßte er von weitem. Auch sein Grinsen hatte er aufgesetzt. „¿Qué tal?“

„*Gracias*, ganz gut.“ Wie es mir tatsächlich ging, interessierte ihn nicht sehr. Er drehte mir sofort wieder den Rücken zu. Er war damit beschäftigt, Liegestühle von der Kette loszumachen. Menschen in grellbunten Strandklamotten und mit riesigen Sonnenbrillen, mit schwammigen Armen und unförmigen Füßen, aber

mit schon gefährlich geröteter Haut standen ungeduldig daneben. Die Mädchen der Palmenbar, überraschend dezent bekleidet und Geldtaschen um den Bauch gebunden, hielten sich diskret im Hintergrund und warteten, um den Urlaubern Mojitos für drei Dollar und zu klein geratene Langusten für 12 Dollar zu verkaufen. Ein Musiker einer Strandcombo erzeugte, indem er seine Gitarre stimmte, miauende Töne, ein anderer schlug mit langen, knöchigen Fingern auf Congas einen Rhythmus.

Ich stapfte weiter. Ich lehnte mich an eine Palme und betrachtete den Strand, das Badehaus, die Menschen. Was konnte hier versteckt sein? Was konnte es sein, das Doris immer wieder hierher gezogen hatte – und was die Polizei nicht längst gefunden hätte?

Die Polizei suchte offenbar noch immer etwas. Was könnte es sein, das nach der Flucht von Odalys' Freund die Polizei noch interessierte? Der Mann hatte sich mit Frau und Kindern verabschiedet. Suchte sie also Spuren von Fluchthelfern? Im Sand wohl kaum. Ein Windstoß, ein Regenguß, und der Strand war glatt wie vor der Erschaffung des ersten Touristen. Also im Haus. Das hatten sie aber sicher auf den Kopf gestellt, das konnte ich ebenfalls vergessen. Es mußte etwas anderes sein.

Und García Marín? Der suchte doch auch etwas. Aber was? Odalys' Liebhaber war vor sechseinhalb Wochen geflüchtet, Doris vor drei Tagen ermordet worden. Wo war der rote Faden, der die beiden Ereignisse verband? Oder hatte Doris Odalys doch nur zufällig hier getroffen? Zufällig. Ich glaubte nicht an Zufälle. Nicht nach dem Mord an Doris und wie versucht wurde, ihn zu vertuschen. Nicht, nachdem man mich zusammengeschlagen hatte. Und nicht seit dem heutigen Attentatsversuch. Dabei war ich mir immer noch nicht sicher, wem der Anschlag gegolten hatte. Wieso konnte ich in dieser verdammten Geschichte nicht endlich das Wesentliche erkennen?

Ich wurde auch das Gefühl nicht los, daß alles irgendwie mit dem Papst zusammenhing, obwohl der nicht einmal einen Schritt

in die Nähe der Playa gesetzt hatte. Die Stationen des Pontifex waren Havanna gewesen, Santa Clara, Santiago de Cuba und wieder Havanna, und nirgendwo schien es einen Berührungspunkt mit dem Fall Doris Donhauser sechs Wochen später zu geben. Und doch gab es einen, da hätte ich darauf wetten können. Nur welchen?

Ich sah José zu, wie er einem dickbäuchigen kanadischen Touristen einen Liegestuhl aufstellte. Mann, Dickerchen, du solltest lieber Fitnessübungen machen, statt im Liegestuhl zu faulenzen.

Plötzlich begann mein Herz wie wild zu klopfen. Der Fettwanst hatte das gleiche orangefarbene Plastikband am Handgelenk wie Robert Rocket und die blonde Kanadierin. Ich sah mich um. Das kleine Mädchen, das zu dem Dicken „Daddy“ sagte, hatte auch so ein Band. Die Frau mit dem enormen Strohhut, dessen Größe sich umgekehrt proportional zur Größe ihres Bikinis verhielt, ebenso.

Mir dämmerte etwas. Hatte die blonde Kanadierin nicht gesagt, da gäbe es wohl mehrere davon? Und ich hatte das für eine dumme Ausrede gehalten.

Ich ging zurück zum Auto. Ich rollte meine Hose hinunter, zog die Schuhe an und schüttelte den Sand von meinem Körper. Dann marschierte ich ins Hotel Marazul.

An der Rezeption stand eine blonde Kubanerin. „Sir?“ sagte sie und sah mich fragend an.

„Ich wollte eigentlich nur fragen, ob ich hier ein Zimmer mieten kann.“ Ich sprach Englisch.

„Tut mir leid, Sir“, sagte die Blonde. Sie sprach ebenfalls Englisch. „Wir haben hier nur Vorausbuchungen von Reisebüros.“

„Und nur aus Kanada? Ich komme nämlich aus Europa.“

„Ja, Sir. Unser Hotel ist von einem kanadischen Reiseveranstalter gepachtet.“

„Kann ich wenigstens in der Bar etwas zu trinken bekommen?“

„Tut mir leid, Sir, aber es werden nur Hausgäste bedient.“

„Tja. Kennst du denn alle Hausgäste persönlich?“

Die Kubanerin lächelte. „Das nicht, Sir, aber unsere Hausgäste tragen die orangefarbene Schleife am Handgelenk, die sie bei der Ankunft erhalten. Damit wissen die Hotelangestellten und der Strandmeister, wer Hotelgast ist.“

„Das habe ich befürchtet“, sagte ich. Strandmeister. José, der überarbeitete Kubaner vom Strandhaus, war also ein Strandmeister. Junge, Junge, so einen Titel kriegst du dein ganzes Leben nicht wieder. „Wohnt eigentlich ein Robert Rocket hier im Haus?“

„Einen Moment, Sir“, sagte sie und blätterte in einer Liste. „Ja, der wohnt bei uns.“ Nach einem Blick auf die Schlüsselfächer: „Er ist aber nicht da.“

„Dann komme ich ein andermal“, sagte ich und drehte mich um.

„Darf ich etwas ausrichten, Sir?“

„Nicht notwendig“, sagte ich. „Da kommt er.“ Er kam tatsächlich zur Tür herein. Ich erkannte ihn trotz der Ray-Ban-Sonnenbrille, die er sich ins Gesicht gesteckt hatte. Ich hatte ihn erst einmal gesehen, aber diese Figur mit diesem Narbengesicht vergißt man nicht. Viel in der Sonne dürfte er nicht gewesen sein. Er war noch genauso blaß wie vor vier Tagen im Colina. Vielleicht vertrug er die Sonne nicht. Oder er hatte eine Nacharbeit.

Auch er erkannte mich sofort. „Okay, okay, bin ja schon da“, rief er. „Das freut mich, dich gesund und munter zu sehen.“ Die Spuren von der Schlägerei und die Wunde von heute früh sah er wohl nicht. Oder überging sie. Sehr rücksichtsvoll.

Da ich der ausgestreckten Hand nicht ausweichen konnte, nahm ich sie. „Warum sollte ich nicht gesund und munter sein?“

„Na, hör’ einmal“, sagte er. „Nach deinem Auftritt im Hotel Colina? Ich dachte, die hätten dich mindestens für zwei Jahre eingelocht.“ Und leiser, vertraulich: „Was ist mit der Pistole?“

„Welche Pistole?“

„Na die, die du dem Kubaner abgenommen hast.“

„Ach die. Die habe ich der Polizei übergeben. Da kamen doch tatsächlich zwei Polizisten. Ich weiß gar nicht, wer die gerufen hat.

Denen habe ich die ganze Geschichte erzählt und ihnen auch gleich die Pistole gegeben. Damit war die Sache erledigt.“

„Da hast du aber Glück gehabt“, sagte er. „Sonst geht das nicht so glimpflich ab.“ Und noch leiser: „Und was ist mit der Österreicherin, der Blondine? Hast du? Ich meine, triffst du sie?“

„Leider nein“, sagte ich. „Ich habe sie seit damals nicht mehr gesehen. Es ist, als wäre sie plötzlich gestorben.“

„Macht nichts“, sagte er, wieder laut, aufdringlich. „Es gibt genug Frauen hier in Kuba. Kommst du mit auf ein Bier? Ich lade dich ein, okay? Du würdest hier nämlich nicht bedient werden.“ Dabei deutete er auf das orangefarbene Band an seinem Handgelenk.

Ich nahm dankend an. Lieber wäre mir gewesen, ihm eine kurze Gerade auf die Nase zu geben. Vielleicht ergab sich später noch eine Gelegenheit dazu.

Wir gingen ans Foyerbufett. Er bestellte zwei Bier. Dann fragte er: „Was machst du so die ganze Zeit? Gehst du an die Playa?“

„Ich treibe mich meistens in Havanna herum“, sagte ich beiläufig. „Ist ja noch immer eine tolle Stadt.“

„Und wie toll! Girls! Chicas! Einfach hinreißend!“ Er schwärmte von den Mädchen und bediente sich dabei einer Sprache, die sogar mich noch rot werden ließ. Bei manchen Details schürzte er die Lippen, als wollte er etwas verkosten. Er war einfach widerlich. Seine kleinen grauen Augen aber blieben bei aller Schwärmerei emotionslos und unbewegt. „Und Koks, okay?“ flüsterte er. „Wenn du Kokain brauchst, kann ich dir welches beschaffen. Besseren Stoff als den, den sie dir auf dem Prado andrehen wollen.“

Ich schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich schnupfe nicht.“

„Ich meinte ja nur“, bagatellierte er sein Angebot und setzte gleich fort: „Ich habe einen tollen Witz gehört. Weißt du, warum so viele Kubaner Perez heißen?“

Ich schüttelte den Kopf. Ich wußte es nicht, und mir war auch nicht nach seinen Witzen. Er war aber nicht zu stoppen.

„Also“, begann er, „der liebe Gott war dabei, den Menschen

Familiennamen zu geben, den Amis, den Russen, den Italienern und so weiter, Johnson, Douglas, Popow, Minelli und wie sie alle heißen. Da wurden die Kubaner ungeduldig, aber jedesmal, wenn sich einer vordrängte, sagte der liebe Gott: ‚*Espere!*‘, also ‚Warte!‘. Die Kubaner aber dachten, er sagte ‚*es Perez!*‘, ‚er ist Perez‘, und deshalb heißen so viele Perez.“ Rocket bog sich vor Lachen. Seine Augen schienen den Witz aber nicht verstanden zu haben, denn sie blieben dieselben regungslosen Punkte wie zuvor.

Ich verzog das Gesicht zu einer Schmerzgrimasse.

Als er sich beruhigt hatte, meinte er: „Ich weiß, es gibt bessere.“ Und gleich darauf: „Wie lange bleibst du noch in Kuba?“

„Ich habe nicht fix gebucht“, sagte ich. Ich erinnerte mich, Doris dasselbe gesagt zu haben. Wenn er Deutsch verstand und es gehört hatte, durfte ich jetzt nichts anderes sagen. „Und du?“ fragte ich. „Du arbeitest für die Regierung an einer Fernsehreportage? Seit wann läßt Fidel Castro bei Kanadiern arbeiten?“

Rocket nahm einen Schluck vom Bier und grinste. „Ich arbeite für unsere Regierung. Castro hat nur die Erlaubnis dazu gegeben. Du weißt doch, Kanada ist eines der Länder, die sich um das amerikanische Embargo nichts scheißen, okay? Darum sind unsere Beziehungen zu den USA so schlecht.“ Er lachte hämisch, wobei sich die Augen zu Schlitzeln verengten, was seinem Gesicht einen böartigen Ausdruck verlieh. Er zündete sich eine Marlboro Lights an.

„Und was machst du dabei?“

„Ich suche die Drehorte aus. Das Kamerateam kommt später nach.“

„Und? Hast du schon welche gefunden?“ Mich interessierte das einen feuchten Staub. Aber irgend etwas mußte ich ja reden.

„Ich möchte hier drehen in *Santa María del Mar*.“

„Und warum gerade hier?“ Jetzt interessierte es mich doch.

Er grinste. „Weil es schön hier ist. Der sanfte Strand, die schwachen Gezeiten, die Palmen. Das hätte Hollywood nicht erfinden

können. Das Strandhaus hat es mir besonders angetan. Ich brauche nur noch die Erlaubnis, die Hütte für ein paar Tage zu mieten.“

„Bekommst du sie?“ Ich fragte mich, warum er mir das so ausführlich schilderte. Der Mann redet einfach gern, sagte ich mir.

„Bestimmt. Spätestens in einer Woche“, versicherte er.

„Weißt du, daß Kubaner hier von der Playa Santa María aus nach Miami geflüchtet sein sollen?“

„Ja, das ...“, er machte plötzlich einen tiefen Lungenzug, der die halbe Zigarette aufsaugte, „... habe ich auch gehört.“ Er pustete den Rauch durch Mund und Nase hinaus und sah mich durch die Wolke an. „Aber das sind Märchen, okay? Das sind Erfindungen, die die Exilkubaner verbreiten. Ich habe Freunde ganz oben, die wissen Bescheid. Die Fluchtgeschichten sollen beim Volk Unruhe stiften. Ich meine, die Leute hier sind ja echt angeschissen, aber solche Stories machen alles nur schlimmer. Sie sind einfach nicht wahr.“ Er zuckte die Achseln und trank das Glas Bier in einem Zug leer. Etwas hatte ihn aus der Fassung gebracht.

„Tja“, machte ich. „Dann werde ich wohl wieder nach Havanna zurückfahren und mir ein schönes Mädchen suchen. Eine Frage noch: Waren deine Vorfahren Norddeutsche, Dänen oder Schweden?“

Er grinste wieder. „Da kommst du nie drauf. Mein Großvater, der nach Kanada ausgewandert ist, war Österreicher. Aus Wien.“

Das war die letzte Gelegenheit, ihm eine auf die Nase zu geben. Ich ließ sie verstreichen. Immerhin konnte ich jetzt annehmen, daß er Deutsch verstand. Ich bedankte mich fürs Bier, verabschiedete mich und fuhr nach Havanna zurück.

Hatte der Besuch an der Playa etwas gebracht? Nicht das, was ich erwartet hatte. Quatsch, was hatte ich denn erwartet? Daß ich plötzlich Doris' Geheimnis entdeckte? Celina hatte schon recht gehabt, als sie am Sinn meines heutigen Unternehmens zweifelte.

Und die Geschichte mit den orangefarbenen Bändern sollte ich so schnell wie möglich vergessen.

Im Hotel Nacional erwarteten mich zwei Überraschungen. Die erste bereitete mir mein Mann im gestreiften Hemd. Es hatte eine andere Farbe, aber es war auch gestreift. Wir nickten einander freundlich zu. Mich beruhigte, ihn wieder da zu wissen.

Die zweite Überraschung besorgte mir das Mädchen vom Empfang. „*Señor*, Sie möchten die diplomatische Vertretung von Nicaragua anrufen. *Señor Gómez*, bittet um Ihren Anruf.“ Dabei schob es mir einen Zettel mit einer Telefonnummer herüber.

Vom Zimmer aus rief ich den Geschäftsträger an.

„Das ist aber sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich anrufen, *señor profesor doctor Gregor*“, begrüßte er mich.

„Es ist mir ein Vergnügen, *excelencia*“, gab ich das Kompliment zurück. „Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Lassen wir die Titel weg. Sagen Sie Greg zu mir. Das ist zwar eine amerikanische Sitte, aber so weit geht das Embargo nun auch wieder nicht.“

„Hervorragend, Greg. Ich heiße Arroyo Gómez. Sagen Sie Arroyo.“

„Mache ich gern.“ Das war ein schlechter Tausch. Gómez wäre kürzer gewesen. „Und womit kann ich dienen, Arroyo?“

„Hätten Sie morgen am späteren Nachmittag Zeit? Ich möchte mich mit Ihnen über einen interessanten Fall unterhalten, von dem ich erfahren habe. Ich möchte Ihre Meinung dazu hören, ob meine Überlegungen richtig sind. Ein kriminologisches Fachgespräch, Greg.“

„Gern, Arroyo. Wann und wo?“

„Sagen wir um 5 Uhr? Bei mir in der Residenz?“

„Das paßt mir sehr gut.“

„*Marina Hemingway 17*. Sie biegen rechts ab zum Hafen, und nach dem italienischen Restaurant gleich links.“

„Ich werde es bestimmt finden“, sagte ich.

Der Hafen an der Seeküste von Barlovento im Westen Havannas, benannt nach Ernest Hemingway, gab seinen Namen auch gleich dem ganzen Stadtteil. Vor der Revolution wohnten hier kubanische Großgrundbesitzer, amerikanische Dollar-millionäre, die Mafia-Bosse aus den USA. Sie frequentierten den Yachthafen und brachten das Geld mit, das sie dann im Casino von Batistas Bruder Pepe verspielten. Nach jahrelangem Verfall nach der Revolution hatte sich der Hafen wieder gemausert. Kubanische und ausländische Yachten ankerten wieder in den fünf Kanälen, viele sogar mit dem Sternenbanner – trotz des US-Embargos. Neue Läden und Vergnügungsfahrten lockten Touristen an, Chicas lagen auf der Lauer. Wie es aussah, machten sich auch wieder, wie einst unter Batista und seinen Vorgängern, Ganoven aus aller Welt breit. Für die Kubaner aber bedeutete die Gegend immer noch den Inbegriff von Reichtum.

„Und nehmen Sie sich morgen auch für den Abend nichts vor, Greg“, sagte er. „Ich möchte Sie zu einer Party mitnehmen. Fast nur junge Leute. Xeomara Marchandy kommt auch. Sie haben sie ja bei dem ‘Wiener Nachmittag’ kennengelernt.“

Ich erinnerte mich an Javier Marchandy Lupo, den früheren Gesundheitsminister und jetzigen starken Mann im Politbüro. „Xeomara? Ist das die Ehefrau oder die Tochter?“ fragte ich.

„Die Tochter“, sagte er. „Sie freut sich, Sie wiederzusehen.“

„Die Freude ist auf meiner Seite. *Buenos días*.“ Unwillkürlich griff ich mir an die Nase. Mir fiel ein, was Celina gestern abend im Restaurant über Marchandys Tochter gesagt hatte.

„*Buenos días, Greg. Hasta mañana*.“ Bis morgen.

Ich atmete tief durch. Diese Höflichkeitsfloskeln zerrten an meinen Nerven. Aber es schien etwas in Bewegung gekommen zu sein.

Daß ich Xeomara Marchandy treffen sollte, störte mich nicht. Ich rief Celina an. Sie war aber nicht zu Hause. Irgendwann mußte sie ja wohl auch wieder arbeiten.

In der Hotelhalle vermißte ich meinen gestreiften Mann. Ich war geradezu enttäuscht. Vielleicht machte er Mittagspause.

Ich wollte zum Habana Libre. Nach wenigen Schritten bemerkte ich die junge Frau, die mir folgte. Auf der La Rampa blieb ich stehen, um sie an mir vorbeizulassen. Sie zögerte, ging dann aber weiter. Als ein paar Leute zwischen ihr und mir waren, zog ich den Kopf ein und marschierte flugs zurück bis zur nächsten Ecke und über die Calle N und die 25 zum Habana Libre hinauf. Abgehängt. Was sollten diese Mätzchen?

Keine Spur von Odalys. Auch im Hotel Colina hatte sie seit dem letzten Donnerstag keiner mehr gesehen. Robert Rocket hatte sich seither gleichfalls vom Colina ferngehalten. Das berichtete mir alles das Mädchen, das wohl nur einen, den gelben, Body besaß. Es war mir wegen Odalys auch nicht mehr böse. Nein, die blonde Österreicherin sei ebenfalls schon ewig nicht hier gewesen. Wie wahr!

Ich ging zurück ins Nacional. Niemand folgte mir. Mein gestreifter Schatten saß noch immer nicht in der Lobby.

Aber Celina konnte ich jetzt am Telefon erreichen. „*Querido*“, sagte sie und war etwas außer Atem, „ich bin eben nach Hause gekommen. Ich habe eine ganze Menge erfahren. Kannst du zu mir kommen? Ich möchte nicht am Telefon reden. Ich warte auf dich.“

Celina hatte noch nicht einmal die Tür hinter mir zugemacht, als sie herausplatzte: „Greg, Jesús hat eine Vorstrafe. Er ist wegen Handels mit Kokain vorbestraft.“

Ich beherrschte mich, was die Nachricht betraf. Ich zog Celina an mich. Den Schock von heute früh hatte sie offenbar überwunden.

„Machst du mir einen großen Rum auf Eis?“ bat ich. „Und dann erzähl bitte der Reihe nach, ganz langsam zum Mitschreiben.“

Sie sah mich verwundert an. Sie schüttelte den Kopf. Dann lachte sie. „Du bist der bewundernswerteste Mann auf der Welt.“

„Du kennst mich eben nicht“, sagte ich.

Sie holte ein Glas mit Eiswürfeln aus der Küche und füllte es zur Hälfte mit Rum.

Inzwischen sah ich mich um. Die Gartentür bestand nur noch aus dem Holzrahmen. Celina hatte die restlichen Glasstücke entfernt. Der Boden und auch die Couch und der Tisch waren sauber. Das mußte ein schönes Stück Arbeit gewesen sein. Niemand hätte vermuten können, wie es hier vor ein paar Stunden ausgesehen hatte.

Vor allem aber waren die Möbel umgestellt. Die Couch stand nun links an der Wand, die ans Schlafzimmer grenzte, davor der Glastisch, daneben der eine der beiden Lehnssessel. Wenn jetzt jemand einen von uns hier drinnen ins Visier nehmen wollte, mußte er schon verdammt nahe an die Gartentür herankommen.

Da fiel mir etwas auf, worauf ich bisher nicht geachtet hatte, weil ich es ja auch von zu Hause nicht gewöhnt bin. Es gab keine Klimaanlage, nicht einmal einen Ventilator. Im ganzen Haus nicht. Heute nacht hatte ich so fest geschlafen, daß mich die Hitze nicht störte. Jetzt mußte es mir auffallen, weil ich durch die zerbrochene Gartentür den warmen Wind spürte.

Noch etwas fiel mir auf: Die Kugel lag nicht mehr da, die ich auf dem Tisch zurückgelassen hatte.

Ich setzte mich auf die Couch. Celina stellte das Glas Rum vor mich auf den Tisch und setzte sich in den Fauteuil. Aber sie sah, daß mich etwas beschäftigte. Sie faltete die Hände und wartete.

„War García Marín hier?“ fragte ich.

Sie zögerte nicht mit der Antwort. „Ja, *querido*.“

„Hat er dir gesagt, du sollst die Möbel so umstellen?“

„Ja. Er hat mir auch geholfen. Er meinte, wenn noch einmal ...“

Ich unterbrach sie: „Er meinte wohl, ich werde noch öfter bei dir frühstücken. Sehr aufmerksam von ihm.“ Das war zynisch, ich wußte es. „Oder sorgt er sich etwa um dich?“

Celina schaute mich nur an. Als ich merkte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen, nahm ich ihre Hände. „Entschuldige, ...“

Da unterbrach sie mich. „Greg. Du bist so eifersüchtig. Kannst du denn nicht glauben, daß ich dich liebe? Du hast keinen Grund, eifersüchtig zu sein.“

Es war nicht Eifersucht, die mich beschäftigte. Aber das sagte ich nicht. „Hat er die Kugel mitgenommen?“ fragte ich.

Sie nickte. „Er will sie von Ballistikern untersuchen lassen.“

„Die werden zwar nichts Entscheidendes finden, aber wahrscheinlich ist es gut so. Und jetzt erzähle. Jesús ist vorbestraft?“

Celina schüttelte den traurigen Blick aus dem Gesicht. Sie wurde wieder lebhaft. „Ja. Er saß zwei Jahre im Gefängnis, weil er Kokain verkauft hat. Und er war selbst süchtig. Er mußte eine Entziehungskur machen. Er heißt mit vollem Namen *Jesús María Otero* und ist nur auf Bewährung frei. Er sollte in einem Zuckerkombinat arbeiten, aber irgendwer hat erreicht, daß er das nicht muß. Wer, das wußten sie nicht. Und die Polizei sucht ihn, weil er wieder mit Kokain handelt. Jemand hat ihn angezeigt.“

„Wer?“

„Das wußten sie auch nicht.“

Die Geschichte machte Sinn. Aber nur, wenn man nicht genau hinhörte. „Sind deine Freunde kleine Beamte oder hohe Tiere?“

„Die sind ziemlich weit oben. Die wissen fast alles.“

Jesús hatte also in irgendeinem Ministerium einen Freund. Das könnte derselbe Politiker sein, der mit Doris Donhauser geschlafen hat. Damit könnte erklärt sein, wie Jesús eine Kanone tragen konnte, ohne angehalten zu werden. Wieso aber wußten Celinas Informanten, wenn sie so hohe Posten bekleideten, nichts von dieser Protektion? Warum hatte der Politiker nicht längst eine Begnadigung erwirkt und die Suche nach ihm einstellen lassen? Oder hatte sich das alles seit Doris' Tod geändert? War mit Doris' Tod auch ihr Leibwächter zum Abschluß freigegeben worden?

Ein süchtiger und auf Bewährung freigelassener Koksdealer als

Leibwächter im Auftrag eines Politikers? Ich meine, man konnte mir ja eine Menge erzählen. Aber das nicht. Oder hatten die Leute im Innenministerium Celina bewußt eine falsche Geschichte erzählt?

Ich ließ mir meine Skepsis nicht anmerken.

Celina redete aufgeregt weiter: „Du hast mir doch die Geschichte von Odalys und dem Vater ihres Babys erzählt. *Querido*, die Geschichte ist wahr. Der Mann ist mit seiner Frau, seinen zwei Kindern und einem Salvavidas geflüchtet. Der Rettungsschwimmer hat Proviant und Trinkwasser besorgt, im Strandhaus versteckt und das Boot startklar gemacht. Er selbst ist auch mitgeflohen. Die Flucht muß fast auf die Minute geplant gewesen sein, wegen der Gezeitenströmung und wegen der Kontrollgänge der *Seguridad acuática*, das ist so eine Art Strandwache. Odalys hat nicht gelogen.“

Ich hatte Celina aufmerksam zugehört. Restlos war ich ja nicht überzeugt gewesen, daß Odalys' Geschichte stimmte. Sie schien mir zwar glaubwürdig, aber was hatte ich nicht schon alles geglaubt? Doch jetzt, da mir Celina auch noch Details berichtete, konnte ich die letzten Zweifel ablegen.

„Ich bin noch nicht fertig“, sagte sie. „Es müssen noch zwei Personen von der Flucht gewußt haben, hat man mir gesagt. Nämlich die Person, die zwei oder drei Tage vorher den genauen Zeitpunkt der Flucht übermittelt hat, ohne Verdacht zu erwecken, also der Mittelsmann zwischen dem Salvavidas an der Playa und Odalys' Freund oder Geliebten in der Stadt. Und die zweite Person, die nach der Flucht alles der Polizei verraten hat.“

„Kann das nicht ein und dieselbe Person gewesen sein?“

„Kann schon, aber das wäre unlogisch, haben sie gesagt.“

„Haben sie dir auch gesagt, wann sie geflüchtet sind?“

„Ja, am 22. Januar. Am nächsten Morgen hat es die Polizei bereits gewußt.“

Ich nickte nachdenklich. Auch das stimmte mit dem überein,

was mir Odalys erzählt hatte: 22. Januar, einen Tag nach der Ankunft des Papstes. Von Dezember bis Anfang März, in Mitteleuropa tiefer Winter, herrschen in der Karibik die günstigsten Wetterbedingungen. Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftströmungen bleiben erträglich und weitgehend vorhersehbar. Wahrscheinlich hatte der Papst, immerhin schon 77 und mit angegriffener Gesundheit, deshalb diese Jahreszeit für seine Kubareise gewählt. Nun war der Vater von Odalys' Baby das Klima sicher gewohnt, aber auch draußen auf dem Meer steigt die Quecksilbersäule im Januar nicht annähernd so hoch wie im Sommer, bei einer Flucht übers Wasser von enormer Bedeutung. Die Passatwinde bringen zusätzliche Abkühlung. Leider können sie manchmal auch sehr heftig werden, entwickeln sich aber meist nicht so gefährlich wie die *tormentas* im September und Oktober. Mit *el Niño* hatte sowieso keiner rechnen können.

Odalys' heimlicher Freund mit Frau und Kindern hatte also auch noch einen Salvavidas als Helfer, der die richtige Zeit wußte, die richtige Strömung. Für die Flucht paßte alles zusammen. Nur Doris paßte nicht hinein. Noch nicht.

„Warst du auch im Habana Libre?“ fragte ich Celina. „Ich kann mir zwar kaum vorstellen, daß die wissen, warum Doris ins Colina umgezogen ist. Sie war ja niemandem Rechenschaft schuldig. Aber das Datum konnten sie doch nachschlagen.“

Celina nickte. Ich merkte an der Art, wie sie sich nervös im Fauteuil bewegte, daß ihr etwas auf den Lippen brannte. Jetzt platzte sie heraus: „Haben sie, *querido*. Doris ist am 26. Januar umgezogen, vier Tage nach der Flucht von Odalys' Liebhaber.“

Ich lehnte mich auf der Couch weit zurück. Vier Tage nach der Flucht, und einen Tag, nachdem Doris Odalys kennengelernt hatte. Verdammte, ich hatte es gewußt. Ich hatte es gewußt, daß Doris etwas mit der Flucht zu tun hatte. Sie hatte den Vater von Odalys' Baby gekannt. Verdammte noch einmal, die beiden hatten einander gekannt, nur Odalys wußte nichts davon.

Ich atmete tief durch. Je klarer ich sah, desto schneller begann in meinem Kopf ein Entschluß Formen anzunehmen.

„Und woher weißt du das alles?“ fragte ich.

Celina sah mich lange an, bevor sie antwortete. „Ich habe dir gesagt, *querido*, ich habe Freunde im Innenministerium.“

Ich nickte. Das Innenministerium. Ich überlegte.

Celina sah mich an. In ihren Augen stand etwas, das ich nicht ergründen wollte. Nein, ich wollte nicht. Ich wollte nicht an das denken, was mich die längste Zeit beschäftigte. Nicht jetzt. Wenn man an etwas ganz Bestimmtes nicht denken will, an etwas oder an jemanden, weil es schmerzt oder weil man sonst keinen klaren Entschluß mehr fassen kann, dann schafft man das auch. Man kann bestimmte Gedanken aussperren. Man muß es allerdings üben. Leider hatte ich Gelegenheit, es sehr intensiv zu üben, damals, als ich die Sache mit Kathrin erfuhr. Ich wollte jetzt auch nicht an meine Zeit als Handballer denken, nein, nicht jetzt! Mein Entschluß stand fest.

„Ich höre auf“, sagte ich. Ich sagte es ganz ruhig. Ein Pokerspieler, der mehr verloren hat, als er sich leisten konnte, würde es vielleicht auch so gesagt haben.

Celina riß die Augen auf. „Bist du – entschuldige, *querido*, aber warum? Warum willst du aufhören?“ Sie schüttelte den Kopf.

Ich blieb ganz ruhig, als ich es ihr erklärte. „Dein Freund García Marín hat gesagt, ich soll mich nicht in die inneren Angelegenheiten Kubas einmischen. Jetzt erst verstehe ich, was er gemeint hat. Ich bin mitten in eure Politik geraten. Das wollte ich nicht, und das will ich auch jetzt nicht. Ich wollte Doris zurückholen nach Österreich. Da wurde sie ermordet, und ich fühlte mich betroffen, weil ich sie gern hatte. Dann wollte ich Doris’ Mörder finden. Doris’ Tod hat aber mit der Flucht des Vaters von Odalys’ Baby zu tun. Das habe ich gehant, seit man mir das Foto abgenommen hat. Jetzt bin ich überzeugt davon. Damit aber bin ich bei euren Dissidenten und den Exilkubanern. Und ich bin

ebenso sicher, daß es mit dem Besuch des Papstes zusammenhängt, obwohl mir der Zusammenhang nicht klar ist. Du weißt, ich glaube nicht an Zufälle. In Kuba gibt es keine Zufälle. Also steige ich aus. Wo meine Sympathien liegen, steht nicht zur Debatte. Ich bin Kriminalist und wollte einen Kriminalfall lösen. Aber ich werde den Teufel tun, mich in eure Politik oder gar in die des Vatikans einzumischen. Es tut mir leid wegen Doris, aber sie würde mich verstehen.“

Celina hatte mit aufgerissenen Augen zugehört. Sie hatte den Mund geöffnet, den Kopf geschüttelt, die Hände gehoben. Sie wollte mich unterbrechen, tat es aber nicht. „Greg! Wieso glaubst du, daß das mit Politik zu tun hat? Nur weil Doris vier Tage nach dieser Flucht das Hotel gewechselt hat? Oder weil ihr Freund ein Politiker sein soll? Politiker sind Menschen, und wenn einer mit Kokain zu tun hat, dann ist er kriminell. Es bleibt ein Kriminalfall.“

„Liebes“, sagte ich, „warst du nicht diejenige, die mir gesagt hat, ich soll heimfahren? Hast du mir nicht schon am ersten Tag gesagt, du willst nicht, daß ich Schwierigkeiten bekomme? Hast du mir nicht gestanden, du hättest Angst, daß man auch mich tötet? Weißt du das nicht mehr?“

„Doch, ich weiß es. Aber ich hatte nie gedacht, daß du wirklich aufhören würdest.“

Das klang nach tiefer Niedergeschlagenheit. Ich konnte Celina nicht mehr in die Augen schauen. „García Marín“, sagte ich mit gesenktem Kopf, „wollte zuerst, daß ich heimfahre. Jetzt will er, daß ich hierbleibe. Warum?“

„Vielleicht glaubt er, daß du besser bist als unsere Polizei. Er würde das nie zugeben, aber vielleicht denkt er so.“

„Und nicht etwa, weil er glaubt, Doris habe mir etwas erzählt, das auch er wissen möchte?“

Celina atmete schwer.

Da sah ich ihr wieder in die Augen. Es fiel mir schwer, das zu

sagen, was ich sagen mußte. „Liebes, und noch etwas hat mit diesem Entschluß zu tun: Du hast gesagt, du warst heute im Hotel Habana Libre, im Innenministerium und in der Klinik. Das hat überall Zeit gekostet, ganz zu schweigen von den Wegstrecken, die du ohne Auto zurücklegen mußtest. García Marín war auch hier. Du hast hier aufgeräumt, alles sauber gemacht und auch noch die Möbel umgestellt. Kannst du mir sagen, wie du das geschafft hast?“

Jetzt senkte Celina den Kopf. Sie schwieg.

Ich hatte es gewußt, befürchtet. Seit langem. „García Marín?“

Sie nickte. Dann sah sie mich an und sagte: „Ja, ich war in der Klinik, das ist wahr. Und ich war im Habana Libre. Das Datum von Doris' Umzug habe ich von dort. Alles andere habe ich von ihm.“

„Und woher hat er es?“

„Er hat Verbindungen, die ich nicht habe, gar nicht haben kann. Und er möchte, daß du weitermachst. Er braucht dich.“

„*Maravilloso*“, sagte ich. „Du hast ihm also alles erzählt?“

Sie nickte. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nicht alles. Nur daß du glaubst, Jesús war eine Art Leibwächter. Und die Geschichte von Odalys.“ Sie war verlegen. Sie hielt meinem Blick aber stand.

„Wunderbar“, wiederholte ich. „Und warum braucht er mich? Er ist doch Geschäftsmann, Staatsfirma hin oder her, bei euch gibt's ja keine anderen. Was hat er für ein Interesse an der Sache?“

Celina sah mich wieder bittend an. „Querido, er ist außer dir der einzige Mensch, dem ich vertrauen kann. Aber er sagt mir nicht alles. Ich weiß nur, daß er dich braucht. Und daß er dein Freund ist und du keine Angst zu haben brauchst. Er paßt auf, daß dir nichts passiert. Es wäre schrecklich für mich, wenn ich um dich Angst haben müßte. Denn ich liebe dich, wie ich noch nie jemanden geliebt habe. Du weißt, wie schwer es mir fällt, das zu sagen. Ich kann nicht über meine Gefühle sprechen, das habe ich noch nie gekonnt. Aber bei dir ist es anders. Dir kann ich es sagen: Ich liebe dich. Greg, bitte, bleib hier. Bleib bei mir.“

Ich war betroffen. Das klang nicht nach einer Liebesbeteuerung. Das war der Aufschrei einer verzweifelten Frau.

Celina wurde für mich zum Problem. García Marín war ihr langjähriger Freund, da machte ich mir gar keine Illusionen. Vor mir gab es nur ihn, doch jetzt liebte sie mich, und ich fühlte das gleiche für sie. Aber wie lange kannte sie mich denn? Sie war im Zwiespalt gewesen, und er war der letzte, der so etwas nicht auszunutzen versuchte. Davon war ich überzeugt.

García Marín paßte auf mich auf. *Maravilloso*. Wenn er solche Leute hatte wie den Mann im gestreiften Hemd und die Junglady, die mich heute beschatten wollte, paßte ich besser selbst auf mich auf. Abgesehen davon, glaubte ich nicht, daß er auf mich achtete. Er wollte eher über jeden meiner Schritte Bescheid wissen.

Ich brauchte sehr lange, bis ich mich zu einem neuen Entschluß durchgerungen hatte: „Wenn ich hierbleibe, muß ich weitermachen. In Kuba bleiben und den Mord nicht aufklären, statt dessen vielleicht an der Playa in der Sonne liegen, kann ich nicht. Ich habe geschworen, Doris’ Mörder zu finden. Jeder, der Doris’ Hotelzimmer gesehen hätte, würde genauso handeln. Diesen Schwur zu halten bin ich Doris schuldig, habe ich einmal gesagt. Du weißt, ich war Handballspieler ...“, jetzt dachte ich ja doch wieder an Handball, „... und ein Handballspieler gibt nicht auf, aber ...“ Ich wurde verlegen, blickte zur Seite. Verdammt, was sollte ich denn tun? „Aber in eure Politik werde ich mich nicht einmischen“, führte ich den Satz schwach zu Ende.

Celina sah mich nur flehend an. „Bitte, bleib hier.“

„Da ist noch etwas. Ich weiß bis heute nicht, wer die Leute waren, die sich als Doris’ Eltern ausgegeben haben. Diese Leute haben meinen Flug bezahlt und mir einen Vorschuß gegeben. Es geht nicht darum, daß ich hier reich werden will. Aber ich bin nur ein armer Universitätslektor und muß von etwas leben. Das Hotel und den teuren Mietwagen kann ich mir auf Dauer nicht leisten.“

Celina nickte. „Ich glaube“, sagte sie zögernd, „García Marín wird das irgendwie regeln.“

„Dein Wort in Gottes Gehörgang“, sagte ich auf deutsch.

Sie sah mich erstaunt an.

Ich übersetzte es nicht. Statt dessen sagte ich: „Muß ich ihn dafür mögen?“

Sie lächelte. Ganz leicht schüttelte sie den Kopf.

„Gut, werde ich auch nicht“, sagte ich. „Aber ich werde nicht nur Doris’ Mörder finden. Ich werde auch herausfinden, warum García Marín so brennend daran interessiert ist. Und dann mag er einen sehr guten Grund dafür haben.“

Da stand sie auf und setzte sich neben mich auf die Couch. Sie umarmte mich und legte den Kopf auf meine Schulter. „*Tè quiero*“, sagte sie leise.

„*Tè quiero tambieri*“, sagte ich. Ich liebte sie ja auch, viel zu sehr, um vernünftig zu sein. Vernünftig wäre gewesen, den Koffer zu packen und heimzufliegen. Statt dessen sagte ich: „Du hast Doris’ Notizbuch durchgeblättert. Hast du etwas gefunden?“

Plötzlich wurde sie wieder lebhaft. Aus der Hosentasche zog sie das Büchlein hervor. Sie legte es auf ihre Knie und berichtete aufgeregt: „Ich habe die Adresse von Jesús gefunden. Er hat kein Telefon, aber die Adresse steht da.“ Sie blätterte und zeigte dann auf eine Seite. „María Otero, ohne Jesús. Wir kannten ja nicht seinen vollen Namen, und du hast vielleicht geglaubt, es ist eine Frau. Er heißt Jesús María Otero. Die Adresse ist San Rafael 460, zwischen Campanario und Lealtad, das ist in *Centro Habana*.“

María Otero. Ziemlich raffiniert von Doris. Meine Begeisterung hielt sich trotzdem in Grenzen. Na schön, jetzt wußte ich seine Adresse. Aber die wußte die Polizei sicher lange vor mir. Wenn sie ihn suchte, war sie auch bei ihm zu Hause gewesen. Wetten, er hatte nicht im Bett gelegen und auf sie gewartet?

„Hast du García Marín davon erzählt?“ fragte ich.

„Nein, *querido*. Er weiß nichts von diesem Notizbuch.“

Ich nickte. „Was hast du sonst noch gefunden?“

„Nicht mehr viel. Es steht nicht viel drin. Bei uns haben nicht so viele Leute Telefon. Die meisten Namen und Telefonnummern sind die von Geschäften, Hotels und Restaurants. Die österreichische Botschaft habe ich auch gefunden. Es gibt nur noch eine Nummer, die vielleicht interessant ist.“ Sie blätterte und zeigte darauf. „Bei der Nummer steht nichts dabei. Aber sie ist in Cienfuegos.“

Das elektrisierte mich. „Gibt es eine Möglichkeit, Namen und Adresse dazu herauszufinden? Ich meine, ohne dort anzurufen.“

Sie sah mich zweifelnd an. Dann zuckte sie mit den Achseln.

„Das macht nichts“, sagte ich. „Ich fahre nach Cienfuegos. Und von dort wird mich der Weg nach Trinidad in Doris’ ehemaliges Liebesnest führen. Und weiter zu Doris’ Mörder.“

Sie schüttelte skeptisch den Kopf.

„Würdest du mit mir fahren?“ fragte ich.

„*Querido*, das kann ich nicht. Ich muß doch arbeiten.“

Ich nickte. „Schon recht, Liebes. Es ist wahrscheinlich sowieso besser, wenn ich allein fahre. Es reicht, wenn ich auf mich aufpassen muß.“ Das Notizbuch steckte ich ein.

Dann erzählte ich ihr vom Anruf Arroyo Gómez’ und von der Einladung zu einer Party.

Und plötzlich war sie wieder da, die Angst in Celinas Augen. Es war derselbe Ausdruck, den sie bei der „*Tarde Vienésa*“ hatte. „Was ist los, Liebes?“ fragte ich.

„Mußt du da hingehen?“

„Warum sollte ich nicht? Wovor sollte ich Angst haben? Vor dem dicken Geschäftsträger? Dem stopfe ich seine Zigarre so tief in den Hals, daß er daran erstickt. Außerdem finde ich ihn sympathisch. Jedenfalls sympathischer als García Marín.“ Von Marchandys Tochter Xeomara sagte ich jetzt besser nichts.

„Ich weiß, woher ich ihn kenne“, sagte Celina. „Ich habe nach-

gedacht, und es ist mir eingefallen. Es war nicht mit García Marín, sondern mit Javier Marchandy Lupo. Das war, als Marchandy noch Gesundheitsminister war.“

„Und? Der ist doch ein neuer junger Mann in eurer Politik.“

„Das schon. Aber – ich weiß nicht. Ich mag Gómez nicht. Er war Revolutionär gegen Somoza und ein Mitkämpfer von Ortéga. Er sieht heute nicht mehr danach aus, er war früher schlanker. Aber er ist noch immer ein fanatischer Sandinist.“ Sie zuckte hilflos mit den Schultern.

In meinem Kopf machte es klick. Nicaragua. Die Revolution gegen Diktator Luis Somoza Debayle. Seine Nationalgarde, die mich einsperrte. Die Sandinisten, die mich befreiten. Daniél Ortéga, der spätere Präsident von Nicaragua. In diesem Szenario tauchte plötzlich auch Arroyo Gómez auf. Zumindest sein Name. Und Doris?

Als Kriegsberichterstatter hört und sieht man viel. Wenn man überlebt hat, besäuft man sich und versucht zu vergessen. Und vergißt. Das einzige, was zurückbleibt, ist der Hang zum Alkohol.

Ich ging auf Celinas Einwand nicht ein. Ich wollte nicht mehr. Ich mußte irgendwann einmal abschalten. Die Gartentür ohne Glas erinnerte mich daran, was heute früh passiert war. Ich streckte die Beine aus und schloß die Augen.

„Hast du heute noch etwas vor, *querido*?“ fragte Celina.

Ich schüttelte müde den Kopf. Doch dann nickte ich ganz heftig. Ich sah sie dabei von der Seite an.

Celina mußte lachen. Sie kam zu mir herüber und nahm mich um den Hals. „Gleich? Oder später?“

„Gleich. Und später wieder.“

Wir lachten beide.

Zum Abendessen richtete sie Brötchen. Wir saßen am Tisch. Vom Garten wehte der warme Wind ins Haus. Die Ruhe war angenehm.

„Wieso hast du eigentlich keine Klimaanlage?“ fragte ich. Warum mußte ich immer wieder damit anfangen?

„Ich – wieso? Ja, meine Mutter – wir konnten uns keine leisten. Und ich habe mir keinen Ventilator gekauft, weil ich ohnehin den ganzen Tag in der Klinik bin. In der Nacht brauche ich keinen.“

„Bekommst du eine neue Glastür?“

„Ja, morgen.“

„Und wenn dich heute nacht jemand aus dem Haus trägt?“

„Ich kann die Jalousie herunterlassen. Und wenn ich dich bitte, bei mir zu bleiben und auf mich aufzupassen?“

Sie ließ tatsächlich die Jalousie vor der offenen Gartentür herab, stellte auch noch den Getränkewagen davor. „Wenn da jemand einsteigen will, wird er gehörig Krach machen“, lachte sie.

Später mußten wir uns dazu zwingen, im Bett endlich auch einmal zu schlafen.

Es war ein wolkenloser Morgen, als wir beim Frühstück saßen.

„Soll ich dich in die Klinik bringen, Liebes, bevor ich ins Hotel fahre?“ fragte ich.

„Das ist nicht notwendig, *querido*. Ich fahre mit dem Bus. Und vorher mache ich hier noch etwas sauber.“ Dann aber: „Du bist doch am Nachmittag bei Arroyo Gómez. Und am Abend bei der – bei einer Party.“ Pause. „Mußt du da wirklich hingehen?“

„Mach dir keine Sorgen, Liebes“, sagte ich. „Ich werde auf mich aufpassen. Und vorher schaue ich bei Jesús vorbei. Vielleicht ist er zu Hause und lädt mich zu einem zweiten Kaffee ein.“ Das hätte witzig sein sollen. Kam aber offenbar nicht an.

Ich sah, daß sie mir etwas sagen wollte.

„Was ist?“ fragte ich.

„*Querido. Greg, mi amor*. Kannst du ... ich meine, brauchst du, soll ich ...“ Sie nahm mich mit beiden Händen um den Hals. „Soll ich dir eine Waffe besorgen?“

Ich war verblüfft. Ich hatte mit allem gerechnet. Damit nicht. „Liebes, wie willst du mir denn eine Pistole besorgen? Und wie soll ich die tragen, ohne daß mich die Polizei an der nächsten Ecke festnimmt?“

„Ich ... ich könnte es irgendwie arrangieren.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Ich brauche keine Waffe. Natürlich kann ich damit umgehen, wenn du das meinst. Ich war lange genug Polizist. Aber hier komme ich auch so zurecht.“

Sie drückte mich, preßte mich an sich, wollte mich nicht loslassen. Ich spürte die Angst, die sie um mich hatte.

Selbstverständlich wußte ich, woher sie die Waffe besorgen würde. García Marín. Nein, danke. Da wäre ich mir nie sicher, ob ich nicht plötzlich mit einer Ladehemmung dastünde. Oder ob man mich in Notwehr erschießen würde, von hinten.

Außerdem hatte ich ja eine Waffe. Aber das sagte ich nicht.

„Liebes, ich muß jetzt weg. Ich rufe dich an?“

Sie nickte. „Am Abend.“

Ich küßte sie noch einmal. Dann trennte ich mich von ihr und ging rasch zum Auto.

Unten an der Straße bemerkte ich auf der anderen Straßenseite den alten Dodge mit zwei Männern. Sie folgten mir nicht. Also konnte ich annehmen, daß sie für Celina dastanden. Idioten. Hinter dem Haus solltet ihr stehen, beim Garten, nicht da vorne, wo sowieso nichts passieren kann. Ob sie auch die Nacht über dagewesen waren? Gestern nachmittag hatte ich sie nicht bemerkt.

Im Hotel nahm ich ein Bad und zog mich danach um. Ich holte die Beretta aus dem Fernsehapparat und steckte sie vorne in den Hosenbund. Dann zog ich mein weitestes Hemd an und steckte es so bauchig in die Hose, daß ich aussah wie eine Schwangere im 9. Monat.

Jetzt trug ich also doch wieder eine Pistole. Bei der österreichischen Polizei hatte ich gelernt, trage nie eine Waffe, wenn du nicht bereit bist, sie zu ziehen. Und ziehe sie nie, wenn du nicht bereit

bist, sie zu benutzen. Die Amerikaner haben diesen verdammt weisen Spruch ergänzt: Benutze nie eine Waffe, wenn du nicht auch bereit bist, damit zu töten. Und: Im Zweifelsfall ziele auf den Kopf, dann kann der andere keine für dich nachteilige Aussage mehr machen. Ich sagte mir damals, wenn du nicht bereit bist, das alles in Kauf zu nehmen, dann werde Lehrer statt Polizist.

Mein Mann im gestreiften Hemd war immer noch verschollen. Seit gestern Mittag hatte ich ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen. Das beunruhigte mich. Ich hatte mich schon so an ihn gewöhnt.

Während der Fahrt nach Centro Habana fiel mir kein Auto auf, das mich verfolgte. Das beunruhigte mich ebenso. Die hatten wohl eine subtilere Art gefunden, mir auf den Fersen zu bleiben. Auf dem Platz vor dem Denkmal Máximo Gómez spielten Jungen Baseball. Vielleicht träumten auch sie, wie ich einst von einer Handballerkarriere, davon, so gut wie Ted Williams zu werden, die amerikanische Baseball-Legende.

Ich parkte oben beim Hotel Inglaterra. Dann ging ich die San Rafael hinunter. In dem Stadtviertel am Rande der Altstadt sind zahlreiche Geschäfte konzentriert, von denen aber viele geschlossen hatten, weil es sowieso nichts zu verkaufen gab. Die Bewohner von Zentralhavanna strömten dennoch schon früh am Morgen hinaus aus den Häusern. Es hielt sie nicht mehr in ihren durch Zwischendecken in der Höhe geteilten Altbauräumen.

Die meisten der engen Gassen waren Einbahnstraßen. Zwei Autos wären aneinander nicht vorbeigekommen. Wenn eines parkte, mußte es so knapp zur Häuserwand gestellt werden, daß man sich als Passant nur vorbeizwängen konnte. Fußgänger benutzten aber sowieso die Straßenmitte, weil die Gehsteige an sich schon sehr schmal waren. Auf der Straße wieder mußte man achtgeben, nicht über die aufgerissenen Gräben oder die vom Regen ausgewaschenen Löcher zu stolpern. Auch Kinder spielten mitten auf der Straße. Zwischen ihnen und den Fußgängern schlängelten sich die Radfahrer hindurch. Nichts konnte die

Übervölkerung Havannas deutlicher machen als das Stadtzentrum.

Zwei Querstraßen vor Jesús' Wohnhaus parkte ein Ford Fairlane halb auf dem Gehsteig. Er war mir aufgefallen, weil ein Mann hinter dem Lenkrad saß und den Kopf einzog, als ich vorbeiging.

Als ich die Campanario überquerte, sah ich auch die zwei Typen, die gegenüber dem Haus Nummer 460 standen. Einer war ein Schwarzer, der andere ein Mulatte. Vor dem Haus stand ein Weißer, der mußte ein Polizist sein. Er hatte keine Uniform an, aber Polizisten sehen auch in Zivil wie Polizisten aus.

In der Morgensonne schnitten die Gestalten lange Schatten über die Straße. Das Haus Nummer 460 war gut bestückt. Ich hätte wetten mögen, daß Jesús zu Hause war.

Die zwei Typen gegenüber dem Haus kannte ich. Den Schwarzen identifizierte ich als den großen Dünnen, dem ich beim Überfall in der Calle M den Tritt zwischen die Beine gegeben hatte, den *mulato* als den kleinen Dünnen, der mich von hinten mit dem Stock traktierte. Jetzt kamen sie mir erneut in die Quere. In der dunklen Straße hatte ich nur ihre Gestalten wahrnehmen können. Jetzt sah ich auch ihre Visagen. Sie waren nicht besonders ansprechend. Die Herren trugen Pistolen: der Große vorne im Hosensack, das sah ich trotz seiner Jacke, beim anderen steckte sie in der Hosentasche.

Der Zivile vor dem Haus war ebenfalls bewaffnet. Er trug seine Pistole aber offen in einem Schulterhalfter unter einem Blouson, dessen Reißverschluß er in diesem Moment hinunterzog. Er war von uns allen mit Sicherheit der, der seine Kanone am schnellsten in der Hand hatte. Wenn er nicht vorher zum Funkgerät griff, das vorn am Gürtel hing.

High Noon in Havanna? Ganz was Neues. Schade, daß Gary Cooper das nicht mehr erlebte.

Ich hatte Mühe, mir eine Schar Kinder vom Leib zu halten. Sie waren mir von meinem Auto vor dem Hotel Inglaterra bis hierher gefolgt. Kinder im Alter von vier, fünf Jahren bis vielleicht zwölf oder dreizehn. „*¡Chicles! ¡Chicles!*“ bettelten sie. Die älteren versuchten es zwischendurch mit „*¡Un cigarillo!*“ Ich hatte aber weder Kaugummi, noch wollte ich ihnen Zigaretten geben.

War ein Fehler. Mit dem Kinderhaufen im Schlepptau mußte ich auffallen, trotz der vielen Menschen in der San Rafael. An der Campanario wurde ich die Kinder endlich los. Aber da war es schon passiert. Der Mann im Ford Fairlane an der Ecke hatte

mich als erster registriert. Warum sonst hätte er den Kopf einziehen und zweimal hupen sollen? Somit konnte ich annehmen, daß ich angemeldet war. Auch an ihren Gesichtern konnte ich erkennen, daß die drei Gestalten erwartungsvoll meiner harreten.

Der Zivile vor dem Haus gehörte nicht zu den beiden gegenüber. Das konnte man sehen. Nicht an der Hautfarbe, sondern an der Art, wie sie alle dastanden. Da waren offenbar zwei verschiedene Kommandos am Weg. Zu wem der Mann im Auto gehörte, durfte ich raten.

Ich blieb stehen. Ich mußte jetzt schnell etwas tun. Ich wußte nur nicht, was. Da fange ich dann immer zu denken an.

Wartete der Zivile auf Jesús? Nein. Was hätte er tun sollen, wenn Jesús tatsächlich gekommen wäre? Ihn festnehmen? Er allein? Außerdem stellt sich kein Polizist so zur Schau, wenn er auf jemanden wartet, den er festnehmen will. Also bewachte er das Haus. Weshalb? Weil Jesús drinnen war, *claro*. Die Polizei suchte Jesús, haben sie mir erzählt. Quatsch. Sie hatte ihn längst. Und sie schützte ihn. Vor mir? Wohl kaum, das hätte sie einfacher haben können. Also vor den anderen. Die waren aber eindeutig in der Überzahl. Ich schätzte, daß auch der Mann im Auto dazugehörte; die Polizei hatte Funkgeräte, die brauchte keine Autohupen. Und da sollte einer allein Jesús schützen wollen? Nein. Er mußte irgendwo noch Helfer haben. Wo? Natürlich im Haus, wo sonst? *Maravilloso*.

So gescheit wie ich waren aber andere auch. Nicht gerade die zwei Schlägertypen, aber der, der sie dort hingestellt hatte. Das war nicht sehr erfreulich. Denn die beiden warteten nicht auf Jesús, der war sowieso da. Die warteten auf mich. Sie wußten, ich würde irgendwann hier aufkreuzen. Prompt tat ich ihnen den Gefallen.

Umkehren konnte ich nicht mehr. Eine Querstraße hinter mir saß der Typ im Auto und hatte vermutlich eine Kalaschnikow auf dem Schoß. Sollte ich also, in die Luft guckend und fröhlich ein

Liedchen pfeifend, locker am Haus vorbeigehen? Oder sollte ich trotzdem versuchen, ins Haus zu kommen? Die Haustür stand nach innen offen, wie bei den meisten Häusern. Und meine Sehnsucht nach Jesús konnte ich kaum unterdrücken.

Die Entscheidung wurde mir abgenommen. Ich machte nur ein paar zögernde Schritte, als die beiden herüberkamen. Sie benötigten dazu auch nur ein paar Schritte. Die Straße leerte sich schlagartig. Ab und an hörte ich Fensterbalken und Türen zuschlagen. Die Menschen, die eben noch die San Rafael belebten, waren in die Häuser geflüchtet. Sie hatten in vielen Jahren der Unbill ihr Gefühl für drohendes Unheil kultiviert.

Der große dünne Schwarze kam von vorn, der kleine Mulatte von hinten. Das kannte ich schon aus der Calle M. Die hatten wohl ihre Grundschritte einstudiert.

Ich meine auch.

Der Große bekam sofort seinen Tritt zwischen die Beine. Ein Aufschrei, und er krümmte sich vor Schmerz. Junge, lernst du denn nie? Nur schlug ich diesmal nicht nach, sondern drehte mich gleich um. Das war eben der kleine Unterschied. Ich lernte.

Der Kleine hatte eine Hand in der Hosentasche und bekam seine Pistole nicht heraus. Tja, das kommt von den modernen engen Hosen. Ich packte ihn an den Armen und hob ihn hoch. Ich bin bestimmt nicht athletisch gebaut, aber der *mulato* war ein Fliegengewicht. So schleuderte ich ihn gegen den Zivilen, der ziemlich ratlos neben der Haustür stand. Tut mir leid, Junge, ich sagte dir doch, nimm die Pistole, nicht das Funkgerät. Bevor er aber irgend etwas in der Hand hatte, kam ihm schon der Mulatte entgegengefliegen, und er verlor das Gleichgewicht. Jetzt lagen beide am Boden. Es war die Frage, wer schneller wieder auf den Beinen war.

Inzwischen hatte sich der Schwarze erholt. Mit einer Hand hielt er sich die schmerzende Körperstelle zwischen den Beinen, mit der anderen schoß er. Die ganze San Rafael hallte von dem Schuß wider. Der mußte einen Mörser in der Hand haben.

Vermutlich klirrten sogar die Fensterscheiben vom Hotel Inglaterra. Ich wußte aber nicht, worauf er gezielt hatte. Mich traf er jedenfalls nicht. Mit solchen Schmerzen in den Hoden hätte ich auch keine ruhige Hand. Die Kugel schlug neben der offenen Haustür in die Wand. Das Mauerwerk bröckelte.

Es war eine Schande. Die Häuser befanden sich nach dem Einbau der *barbacoas*, der Zwischendecken mit dem sarkastischen Namen „Gartengrill“, in einem Bauzustand, den man nur noch durch Abriß beheben konnte. Die *habaneros* unterteilten nämlich nach der Revolution ihre hohen Räume, um Wohnraum zu schaffen, wodurch die Mauern noch brüchiger wurden. Bei vielen Häusern, die nicht schon beim Umbau oder wegen Überlastung eingestürzt waren, wußte man nicht, ob sie den nächsten Sturm überstehen würden. Und nun kommt da so einer, und schießt ihnen auch noch die Fassaden kaputt.

Ein Sprung beförderte mich ins Haus, wo ich mich sofort an die Wand drückte. Da gab es keinen Millimeter überflüssigen Platz. Von der Haustür weg führte eine enge, steile Treppe nach oben. Die elektrische Leitung eines Lichtschalters lag frei. Rechts an der Wand war eine Schnur gespannt und ersetzte ein Treppengeländer. Auch links hing eine Schnur, die an der Eingangstür festgemacht war. Sie diente als Zugseil, mit dem man die geschlossene Tür von oben aufziehen konnte, wenn draußen jemand läutete.

Mit einem Ruck riß ich die Schnur ab und schlug die Tür hinter mir zu. Das brachte vermutlich nicht viel. Die Tür sah zwar recht massiv aus, konnte aber leicht von außen aufgestoßen werden.

Auf der Straße fiel wieder ein Schuß. Gleich darauf noch einer. Beide kamen, dem Schall nach, aus anderen Waffen als der des Schwarzen, aus schwächeren Kalibern. Keine der Kugeln schlug in die Tür, das hätte ich gehört. Hatte der Mulatte geschossen oder der Zivile? Einen von ihnen gab es vermutlich nicht mehr.

Das größere Problem bescherte mir der Mann, der oben auf der Treppe stand. Der trug nämlich eine Polizeiuniform. Eine grüne.

Er mußte wohl erst durch die Schüsse aufmerksam geworden sein, denn er hatte, als ich zu ihm aufblickte, seine Pistole noch nicht im Anschlag.

„Nicht schießen! Ich bin ein Freund von Jesús!“ rief ich.

Er schoß wirklich nicht. Ich legte meine Hände ins Genick und ging langsam die Stufen hinauf, ihm entgegen.

Im selben Moment wurde unten die Tür aufgestoßen. Ich ließ mich fallen. Zwei Schüsse krachten gleichzeitig, der von oben mit dem hellen Knall einer mittelschweren Automatik, der von unten dröhnte durchs ganze Haus. Den Uniformierten warf es zurück, die Pistole fiel lärmend zu Boden, seine linke Hand krampfte sich gegen die linke Brust. Er ging in die Knie, fiel seitlich um und kollerte die Treppe herunter. Er fiel direkt auf mich und blieb auf mir liegen. Unter seinem Körper raffte ich mit einer Hand mein Hemd aus der Hose, zog die Beretta aus dem Hosenbund, entsicherte sie. Mit der anderen versuchte ich, den Mann wegzuschieben, der auf mir lag. Ich spürte wieder diese starken Schmerzen im Rücken.

Ich wendete den Kopf. In der offenen Tür ging der Schwarze wie in Zeitlupe zu Boden, verzerrte das Gesicht. Sein geblühtes Hemd färbte sich plötzlich rot. Er klammerte sich an seine monströse Kanone. Der Uniformierte und er hatten gleichzeitig geschossen. Der Schwarze hatte aber besser gezielt; er war schwer getroffen, doch der Polizist war tot.

Ich lag auf der Treppe auf dem Bauch und brachte meine Pistole nicht hervor. Der tote Polizist behinderte mich. Ich lag mit nach unten gedrehtem Kopf und mußte zusehen, wie sich der Killer noch einmal aufbäumte, sich mühte, die riesige Waffe zu heben, wie das dicke, schwarze Loch der Mündung unter den weißen, funkelnden Augen auf mich zeigte. Angst und Entsetzen stiegen in mir auf, ich spürte kalten Schweiß, konnte mich nicht bewegen, war gelähmt, mein Körper, mein Geist, kein klarer Gedanke mehr. Geh weg! Geh weg da unten! Ich will dich nicht! Ich schrie etwas, konnte aber meine eigene Stimme nicht wahrnehmen.

Da hörte ich ihn oben auf der Treppe. Ich spürte ihn. Ich wußte, daß er es war. Das löste mich aus meiner Verkrampfung. Ich konnte es fühlen, mein Reaktionsvermögen kehrte zurück. Ich drehte den Kopf noch oben.

Jesús, in Combat-Stellung, breitbeinig, die Knie leicht abgewinkelt, mit beiden Händen eine Pistole auf mich gerichtet, starrte mich an.

„Jesús, ich bin dein Freund!“ rief ich ihm auf deutsch zu. Jesús María, paß doch auf, schau nicht auf mich, schau nach unten! Bruchteile von Sekunden vergingen. Es gelang mir, den toten Polizisten zur Seite zu schieben und die Hand mit der Pistole freizubekommen.

Auch der Schwarze hatte es geschafft. Mit einem Arm am Boden abgestützt, richtete er den Lauf seiner Waffe nach oben. Es mußte ihn schwer erwischt haben, denn er hatte Mühe, die Hand ruhig zu halten. Mühsam krümmte er den Finger am Abzug. Aber er zielte nicht mehr auf mich, er zielte auf den Mann, der oben auf der Treppe stand.

„*Jesús! Atención!*“ rief ich und schoß, ohne einen Atemzug verstreichen zu lassen, drückte ein zweitesmal ab. Der Schwarze warf den Kopf zurück, riß die Augen auf, knallte mit dem Gesicht wieder auf den Boden, schloß die Augen, öffnete sie. Ein Zittern durchfuhr seinen Körper. Dann fiel er zusammen, blieb ausgestreckt liegen. Der Mörser, ein alter russischer Nagan-Revolver, glitt ihm aus der Hand. Die weit aufgerissenen Augen stierten ins Leere.

Auch Jesús hatte geschossen, aber den einen Atemzug zu spät. Ich hatte getroffen, noch bevor Jesús seine Waffe von mir weg und in die Richtung des Killers gedreht hatte.

Wieso kommt es einem nach Todesschüssen immer so still vor?

Dann hörte ich Jesús. „*Gracias*“, sagte er. Ist okay, Junge. Vielleicht hätte dich der Schwarze ohnehin nicht getroffen.

Ich blieb auf der Treppe liegen. Ich wußte nicht, wer draußen auf der Straße übriggeblieben war, und ob nicht der Mann aus dem Auto zu Hilfe kam. Ich hatte noch sechs Schuß.

Da schob sich der Mulatte, gedeckt durch den toten Schwarzen, vorsichtig in die Tür. Der Zivile vor dem Haus war wohl auch tot.

Jetzt schossen Jesús und ich gleichzeitig. Die zwei Explosionen vermischten sich zu einer.

Keiner von uns beiden traf. Ich schoß zu tief, weil mir der tote Polizist auf den Schußarm gerutscht war, Jesús zu hoch, weil er vermeiden wollte, mich zu streifen. Zu tief und zu hoch, da hätte der *mulato* durchschnittlich tot sein müssen. War er aber nicht. Ich hörte ihn weglaufen.

Dann sah ich durch die offene Tür den Ford Fairlane am Haus vorbeischleudern. Dem langen Schleifen nach zu urteilen, brauchte der dringend neue Bremsbeläge. Ich schoß wieder und traf die Luft. Sie klirrte. Vielleicht war's die Autoscheibe. Ich hörte die Tür zuschlagen und das Auto mit aufjammerndem Motor abfahren.

Ich hörte aber auch die Polizeisirenen, mindestens zwei. Ein Auto kam die San Rafael herauf, das andere vom Capitolio herüber. Ich stand jetzt ganz auf. Der tote Polizist kollerte die Treppe hinunter. Deinen Tod wollte ich nicht, ehrlich, und was ich für dich noch tun konnte, habe ich sowieso getan.

Ich sah zu Jesús hinauf. Er hatte die Hände mit der Pistole gesenkt. Er stand aber so, daß er jede Sekunde wieder schießen konnte. „Danke“, sagte er noch einmal, jetzt auf deutsch.

„Ich muß weg hier“, sagte ich.

Er zögerte. Er sah mich an. Dann befahl er: „*¡Ven!*“ Komm!

Ich hastete die restlichen Stufen hinauf. Dieser Teil des Obergeschosses bestand aus einer einzigen großen Vorhalle zu einer Wohnung. Ein Fenster führte hinaus auf die San Rafael, ein anderes auf ein Wellblechdach über einem der Höhe nach halbierten Erdgeschoß. In der Mitte standen ein Tisch und zwei Stühle. Auf dem Tisch lagen Dominosteine. Jesús und der Uniformierte hatten offenbar Domino gespielt, das Lieblingsspiel der Kubaner. Merkwürdige Polizeimethoden, jemanden zu suchen.

Jesús deutete auf das Fenster zum Dach. Ich sah hinunter. Das

waren gut zwei Meter, die waren noch das geringste Problem heute.

Bevor ich sprang, sah ich Jesús noch einmal an. „Wer hat Doris ermordet?“ Ich sprach deutsch.

Er schüttelte nur den Kopf.

„Warst du es? Hast du es tun müssen?“

Er schüttelte wieder den Kopf.

„Verdammt, du verstehst mich doch. Wer hat sie umgebracht? Und warum? Wegen Kokain?“

Wieder Kopfschütteln. Dann aber fauchte er in holprigem Deutsch: „Das ist mein Sach“. Die Augen funkelten wie damals im Colina. Die Streifenwagen der Polizei mußten schon vor dem Haus sein.

Da steckte ich die Beretta in den Hosenbund und sprang. Das Dach vibrierte und schepperte. Ich sah das Fenster gegenüber. Mit dem Ellbogen schlug ich die Scheibe ein und öffnete es von innen. Ich kletterte durch und befand mich in einem finsternen Korridor. Ich ertastete eine kurze Treppe nach unten. Lichtspalten am anderen Ende des Hausflures zeichneten die Umrisse einer Tür. Ich stopfte das Hemd über der Pistole in die Hose und trat ins Tageslicht. Die Sonne lachte mich wieder in der Campanario an. Scheiße. Ich hatte bloß das Eckhaus erwischt.

Ich lief vor bis zur San Martín, der Parallelstraße der San Rafael. Dann ging ich hinauf bis zum Capitolio, vorbei am Theater García Lorca und weiter zum Hotel Inglaterra, wo mein Auto stand. Die Luft hallte vom Gejaule der Polizeisirenen wider. Das mußte eine ganze Armada sein, die da von der *Plaza de la Revolución* und dem Prado angefahren kam. Irgendwo klingelte auch eine *ambulancia*. Der übrige Verkehr stand still. Die Menschen harnten noch immer in ihren Häusern der Dinge, die sie nicht kommen sehen mochten.

Ich setzte mich ins Auto und starrte auf die neoklassizistische Fassade des Hotels. Das Inglaterra ist das älteste Hotel der ganzen Zuckerinsel. Im ehemaligen Louvrecafé und im Arkadengang vor

dem Gebäude diskutierten sich die kubanischen Separatisten des 19. Jahrhunderts die Köpfe heiß, während die loyalen Anhänger Spaniens die Altstadt bevorzugten. Heute schossen die politischen Gegner mit automatischen Waffen aufeinander.

Ich wußte nicht, wie lange ich so verharnte. Nach und nach verebbte das Sirenengeheul. Die Menschen kamen zurück auf die Straße, aus dem Inglaterra, aus den Häusern daneben. Als Kinder wie gewohnt ihre Rotznasen an die Autoscheiben drückten, aufs Blech klopfen und um *chicles* bettelten, fuhr ich zurück ins Nacional.

Ich fuhr einen Umweg und wählte die großen, breiten Straßen. Sie dünkten mir jetzt sicherer, weil ich da mit meinem TUR-Auto nicht auffiel. Das Capitolio schien mit seiner mächtigen Kuppel über der Stadt zu schweben. Die beiden sieben Meter hohen Statuen der Arbeit und der Gerechtigkeit am oberen Ende der breiten Treppe aus Vermontmarmor lächelten mir aufmunternd zu. Vielleicht bildete ich es mir auch nur ein, weil sie nämlich bisher noch nie den Mund verzogen hatten. Aber ich wollte, daß mich jemand aufmunterte.

Nach mehr als einer halben Stunde stellte ich mein Auto vor dem Nacional ab.

Ich sah wohl etwas ramponiert aus. Der Portier dürfte sich aber schon daran gewöhnt haben. Mein Mann im gestreiften Hemd war immer noch nicht da. Es wird ihm doch nichts passiert sein?

Im Zimmer erwarteten mich weder García Maríns Kommissarin noch irgendwelche Killertypen. Auch Celina lag nicht nackt und erwartungsvoll im Bett. Nichts von alledem war der Fall. Das Zimmer gab sich öde und ruhig, und ich war allein. Sehr allein.

Ich verstaute die Pistole wieder im Fernsehapparat und setzte mich in einen der niedrigen Sessel. Ich stützte die Arme auf die Knie und hielt die gefalteten Hände gegen die zusammengepreßten Lippen. Für einen Betrachter hätte ich vermutlich den Eindruck erweckt zu beten, und tatsächlich kam mir dieser Ge-

danke. Doch gleich darauf kamen andere, sprangen, fast automatisch, zu dem, was in den vergangenen zwei Stunden passiert war.

Ich stand auf, wollte die Gedanken verscheuchen. Aber es gelang nicht. Wenn man in einem Wald umherirrt, wenn man vor lauter Bäumen nicht mehr erkennen kann, ich welche Richtung man geht und wo man gerade gewesen ist, dann konnte das etwa die Lage sein, in der ich mich befand. Ich mußte sehr, sehr vorsichtig sein, nicht vollends in die Irre zu laufen.

Ich hatte wieder einen Menschen erschossen. Getötet. Das Wort „töten“ klingt leiser. Der Krach, den eine Pistole macht, ein Maschinengewehr, ein Geschütz oder ein Raketenwerfer, ist laut und spektakulär. Das Sterben eines Menschen, auch mitten im Lärm des Kampfgetümmels, geht still vor sich. Der Tod ist lautlos.

Es gibt Polizisten, die in ihrem ganzen Leben nie gezwungen werden zu töten. Die meisten von ihnen sogar. Andere wieder ziehen es geradezu magisch auf sich. Zu denen, glaube ich, gehörte auch ich. Ich war während meines Polizeidienstes wiederholt in Situationen geraten, in denen ich gezielt schießen mußte. In Wien nie, aber in den Staaten mehrmals. Zweimal endete mein Schußwaffengebrauch, wie das bei uns amtlich heißt, tödlich. Das eine Mal bei der Drogenrazzia in Miami, bei der mein amerikanischer Kollege erschossen wurde und ich einfach schneller abgedrückt hatte, bevor es mich erwischen konnte. Der Dealer starb eine Woche später im Krankenhaus, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob da die Ärzte nicht mitbeteiligt waren. Das zweite Mal in einem brennenden Haus in Chicago. Weiße Rassenfanatiker hatten sich zu dieser Zeit den seltsamen Spaß ausgedacht, Häuser anzuzünden und dann die Feuerwehrleute, in den Staaten meistens Farbige, abzuschießen. Die Feuerwehr rückte daher nur noch unter Polizeischutz aus, und wir stellten wieder einen dieser Irren. Ich holte ihn vom Dach, als er gerade einen Feuerwehrmann von der Leiter knallen wollte. Der Mann stürzte achtzehn Stockwerke auf die Straße,

aber die Untersuchung ergab, daß ich ihn in den Kopf getroffen hatte.

Schlimm sind solche Fälle immer. Nicht die internen Untersuchungen danach, die Rekonstruktion des Tatherganges oder die sich ständig wiederholenden Fragen der Kommission. Es sind die Gedanken, die einen peinigen, die Zweifel, die Selbstvorwürfe. Jetzt war ich gar kein Polizist mehr – und hatte wieder getötet. Gestern war ich dem Tod um Millimeter entgangen. Heute war ich ihm wieder von der Schaufel gesprungen. Und wie's aussah, mußte ich höllisch aufpassen, daß er mich nicht doch noch erwischte. Verdammt, ich habe doch den Polizeidienst quittiert. Krieg gab es auch keinen rundum. Also? Früher hätte ich mich nach einem solchen Tag bis zur Sinnlosigkeit betrunken. Um zu vergessen. Um die Gedanken niederzusaufen. Und die Angst. Die Angst kommt immer erst hinterher. Wenn man Zeit hat nachzudenken.

Tut mir leid, Junge, aber du mußt jetzt trotzdem nachdenken. Ich schenkte mir ein Glas Rum ein, setzte mich wieder und streckte die Beine weit von mir. Als der warme Alkohol die Kehle hinunterrann, spürte ich, wie er die Nerven aufpeitschte.

Jesús war nicht Doris' Mörder. Aber er mußte dabeigewesen sein und hatte es nicht verhindert. Oder nicht verhindern können. Wie sonst hätte er eine Stunde, bevor sie gefunden wurde, von ihrem Tod wissen können? García Marín hatte mir gesagt, die Polizei suchte ihn. Das war gelogen. Jesús wurde sogar geschützt. Oder bewacht? Damit er nicht auf eigene Faust Doris rächte? Es sei seine Sache, sagte er. Wieso gab man ihm dann eine neue Pistole? Wegen der Typen vor seinem Haus? Die wollten doch nicht ihn, sondern mich. Warum mich? Was war so Wichtiges an mir?

Ich konnte es mir vorstellen. Sie glaubten, Doris habe mir ihr Geheimnis verraten. García Marín wollte wissen, was es war. Und die anderen wollten verhindern, daß ich es sagte.

García Marín beschützte oder bewachte Jesús mit Hilfe der Polizei. Die hatte er offensichtlich auf seiner Seite. Die anderen agier-

ten aber ebenfalls mit Hilfe der Polizei. Sonst könnten sie nicht mit Kanonen durch die Gegend laufen und Schießereien inszenieren. Und Polizisten erschießen. Es zog sich also ein Riß quer durch die Polizei. Die hatte in Kuba ebenso viele Facetten wie in anderen Ländern, nur daß für die Kubaner alles unter *policía* lief. Wenn aber eine Abteilung die andere bekämpfte, stand ich mit beiden Beinen in Kubas Innenpolitik. García Marín wußte, daß ich in diesem Fall aufhören würde, mich um Doris' Tod zu kümmern. Daher mußte er mich glauben machen, es sei ein Kriminalfall. Sehr witzig! Von der Idee mit dem Kokain konnte ich mich verabschieden.

Die Lösung des Rätsels lag bei Doris. Die war tot. Oder bei Odalys. Die war weg.

Bei der Schlägerei in der Calle M hatte ich drei Typen gegen mich. Dieselben wie heute. Einen von ihnen gab's nicht mehr. Tut mir leid, Junge, aber so ist das Leben. Blieben immer noch zwei. Und der, der sie befahl. Wenn es nicht sowieso viel mehr waren. Ich hatte aber nur noch vier Schuß. Außerdem ist eine 7.65 zu schwach und nicht mannstoppend. Bei größeren Distanzen fehlt es auch an Zielgenauigkeit. Der einzige Vorteil einer kleinen Pistole besteht darin, daß man sie besser verstecken kann. Etwas wenig für eine Schußwaffe.

Ich rief Celina an. Auf gut Glück. Sie war zu Hause.

„Warum hast du mich belogen?“ fragte ich.

Pause. Dann zögernd: „Ich verstehe dich nicht, *querido*.“

„Auch García Marín hat gelogen. Die Polizei suchte Jesús gar nicht. Der saß die ganze Zeit zu Hause und spielte Domino.“

Celina sagte nichts.

„Hat es dir die Rede verschlagen?“

„*Querido!* Ich – ich weiß nicht – wieso glaubst du, daß ich dich belogen habe? Ich habe doch nur gesagt, was – mir García Marín erzählt hat. Stimmt das nicht? Wieso glaubst du, daß das nicht stimmt?“ Ich sah sie vor mir, wie sie mit den Tränen kämpfte.

„Celina, nichts stimmte von dem, was er dir gesagt hat. Nur die Fluchtgeschichte, und die kannte ich schon von Odalys. Natürlich glaube ich jetzt die Story mit Jesús und dem Kokain auch nicht mehr. Süchtig, Bewährung und der ganze Quatsch. An deiner Stelle würde ich mir einen neuen Hausfreund suchen. Einen ehrlicheren.“

„Ich – ich verstehe überhaupt nichts. Woher weißt du das?“

„Wieso bist du eigentlich nicht in der Klinik?“ überging ich ihre Frage.

„Die Leute bringen die Glastür.“

„Celina, du hast mich gefragt, ob ich eine Waffe brauchte. Ja. Ich brauche eine. Und zwar schnell. Kannst du sie mir besorgen?“

„Aber sicher, *querido*. Das habe ich ja gesagt. Ich werde – du bekommst sie ganz schnell. Sicher.“

„Lieb von dir. Und sag’ ihm, ich brauche ein großes Kaliber. Die Zeit der Fliegenjagd ist vorbei.“ Ich wußte, daß sie die Pistole von García Marín bekam. Und sie wußte, daß ich es wußte.

Sie sagte nichts.

„Ich danke dir“, sagte ich ohne Anteilnahme. „Ihm auch, wenn es sein muß. *Adiós. Hasta luego*.“ Bis bald. Dann legte ich auf.

Es war mir klar, daß ich mich jetzt sehr unfreundlich verhalten hatte, weniger mit Worten als im Ton. Sollte das unsere erste Krise sein? Dann hatte sie uns schnell ereilt. Nein, es war etwas anderes. Und ich wußte, was. Auch deshalb fühlte ich mich beschissen.

Statt mich anzusaufen, machte ich mich fertig für das Treffen mit dem Geschäftsträger von Nicaragua.

Das Haus in *Marina Hemingway* ließ sich leicht finden. Es lag gegenüber dem riesigen Souvenirladen, in dem sie originale Volkskunst der indianischen Bevölkerung Kubas verkauften. Ich fragte mich nur, wie sie das machten. Die Spanier hatten nämlich Kubas Ureinwohner schon im 16. Jahrhundert ausgerottet.

Einer der erbittertsten Kämpfer gegen die Konquistadoren war der Kazike *Hatuey*. Bevor er auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, die übliche Strafe der Inquisition, soll er seine Bekehrung durch einen Mönch mit der Begründung abgelehnt haben, er wolle nicht ins Paradies, wenn er dort wieder auf Spanier träfe. Als Kolumbus kam, lebten etwa 300 000 Indianer auf der Insel, die *Guanajatabeyes* vom Stamm der *Aruak*, die kriegerischen *Kariben* aus dem Orinoco-Gebiet, *Siboney* und *Taino* aus dem Amazonasbecken. Von allen ist seit mehr als 400 Jahren keiner mehr übrig. Selbst die später aus Nordamerika importierten *Apachen* sind in die Ewigen Jagdgründe eingegangen. Die einzigen heute noch auf Kuba lebenden Nachfahren von Indianern sind ein paar Mestizen aus Mischehen mit Indios von der Halbinsel Yucatán. Und das waren Mexikaner.

Um so erstaunlicher daher die vielen guterhaltenen Keramikfiguren, Töpfe und Vasen im Souvenirladen. Die Indianer waren vor allem Jäger und Sammler, später betrieben einige auch Ackerbau und Viehzucht. Aber die Siboney und Taino töpfernten, und ihre Kunstwerke sehen heute noch zum Teil wie neu aus. Da sieht man eben wieder, was Qualitätshandarbeit heißt! Daß die Stempel „made in China“ entfernt wurden, wird von den Verkäufern im Laden dementiert.

Arroyo Gómez begrüßte mich mit offenen Armen. Er stand in der Haustür und füllte den Türrahmen komplett aus. Der Breite nach, nicht der Höhe. „Ich finde es wunderbar, daß Sie sich die Zeit genommen haben, Greg.“

Er führte mich in ein Besucherzimmer, von dem aus man in einen gepflegten Garten sehen konnte. Seit heute früh liebte ich Zimmer mit Gartenaussicht. Als er mir einen der bequemen Lehnstühle anbot, nahm ich den, in dem ich nicht mit dem Rücken zum Garten saß. Einmal am Tag war genug.

„Wie geht es Ihrer Frau?“ fragte ich. „Was soll es denn werden? Ein Bub oder ein Mädchen?“

Er lachte. „Beim ersten Kind ist es uns egal. Übrigens muß ich meine Frau entschuldigen. Sie ist nach Nicaragua zurückgefliegen. In etwa drei Wochen wird es soweit sein, und zu Hause ist sie besser versorgt.“

Bei den Getränken entschied ich mich für Mineralwasser mit Eis, obwohl mich der Rum ansah. Er trank französischen Rosé. Mit Arroyo Gómez konnte ich mir einen amüsanten Nachmittag durchaus vorstellen. Ich mochte sein freundliches Gesicht. Aber ich brauchte einen klaren Kopf.

Wir plauderten über Gott und die Welt. Weniger über Gott, mehr über die Welt. Immerhin aber auch über Gottes derzeitigen Stellvertreter auf Erden, Papst Johannes Paul II., und seine Stippvisite in Kuba. Und über Boxen und Handball, weil Gómez ganz ungeniert fragte, wer mir bei welchem Fight die Nase gebrochen habe. Er verstand weder etwas von Handball noch von Boxen, ich wiederum nichts von Golf, seinem Lieblingssport. Es wurde anstrengend. Er saß mit dem Rücken zur Gartentür, ich ihm gegenüber. Über seine Schultern hinweg konnte ich Büsche und Blumen beobachten. Das beruhigte.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bevor er zur Sache kam. Dann aber tat er es ziemlich direkt. „Ich habe gehört“, sagte er, „daß eine junge Österreicherin, die ich gekannt habe, in Kuba ermordet wurde. Sie hatte allerdings keinen guten Ruf: Sie lebte von der Liebe. Sie war, was ihre – wenn Sie so wollen – Kunden betraf, nicht wählerisch. Betrunkene Touristen und Farbige. Verstehen Sie mich nicht falsch: Farbige – und eine Österreicherin?“

Seine Miene drückte Abscheu und Mitleid zugleich aus. Er nahm einen Schluck von seinem Wein. Ich nahm einen Schluck Mineralwasser und schluckte zweimal. Erst der zweite war das Mineralwasser. Was mir Gómez da berichtete, kannte ich schon. Odalys hatte mir etwas anderes erzählt.

Doch Gómez setzte fort: „Dieses Gewerbe, wenn ich das so sagen darf, war aber auch eine Tarnung. Die Frau war nämlich politisch

aktiv gewesen. Sie stellte Kontakte her zwischen den Dissidenten in Kuba und Exilkubanern. Sie verhalf auch Dissidenten zur Flucht nach Miami. Nennen wir es beim Namen: Sie war eine Konterrevolutionärin. Weil sie aber einen prominenten Politiker erpressen wollte, wurde sie umgebracht. Die Polizei tut nun alles, diesen Mord zu vertuschen – im Auftrag des DSE.“

Er hatte das alles ruhig erzählt, emotionslos, fast dozierend. Ich hatte ihn reden lassen. Doris eine Mata Hari? *Maravilloso!* Merkwürdig, daß weder der österreichische Botschafter noch Odalys eine Andeutung gemacht hatten. Meine Verwunderung konnte ich zumindest aus meinem Tonfall heraushalten, als ich fragte: „Was ist das DSE? Die politische Polizei?“

„Eigentlich ja“, erläuterte er freimütig. „Das DSE, *Departamento Seguridad del Estado*, ist politisch, Kubas CIA, wenn Sie so wollen. Dieser Staatssicherheitsdienst ist ein Geheimdienst der Polizei und untersteht, wie der gesamte Polizeiapparat, dem Innenminister. In Kuba gibt es aber drei Geheimdienste, nämlich auch noch den der Armee, eine Art militärischer Abschirmdienst, und einen der Partei. Obwohl sie alle letztlich dem Politbüro verantwortlich sind, herrscht zwischen den Diensten, logischerweise, eine starke Rivalität. Zwischen dem DSE und vor allem der militärischen Abwehr, deren oberster Chef Verteidigungsminister Raúl Castro ist, kommt es immer wieder zu Spannungen. Sie kennen doch den leitenden Direktor der Abwehr, Marchandy Lupo, den früheren Gesundheitsminister. Sie haben ihn bei der *‘Tarde Vienésa’* kennengelernt. Sie haben übrigens grossen Eindruck auf ihn gemacht. Señor Marchandy, eigentlich ist er Generaloberst, würde Sie gern näher kennenlernen, obwohl er es natürlich nicht mag, daß sein Rang und seine Position groß publik werden. Aber der könnte Ihnen einiges über das DSE erzählen.“

Davon war ich überzeugt. Ich trank das Mineralwasser und zündete eine Zigarette an. Noch einer, der mich kennenlernen wollte. Und gleich ein Generaloberst. Ich war tief beeindruckt.

Die Chefs der Geheimdienste sind ja im allgemeinen bekannt, wie auch in Österreich und sogar in den USA, sofern man sich für Politik interessierte; unbekannt sind nur die Leute, die für sie arbeiten. Aber Celina hatte sicher keine Ahnung von der Karriere ihres ehemaligen Gesundheitsministers.

Das also war der politische Hintergrund, den mir García Marín verschwiegen hatte. Ich hatte den Auftrag, eine aufmüpfige Tochter ihren Eltern zurückzubringen. Jetzt hatte ich eine erpresserische Hure, die auch noch Konterrevolutionärin war. Und tot. Daß Doris möglicherweise eine Erpresserin war, hatte ich schon einmal befürchtet. Das hatte mir aber nicht geschmeckt. Es schmeckte mir noch immer nicht.

Da gab es aber noch etwas, das mir nicht schmeckte. Gómez fütterte mich mit Informationen, um die ich ihn nicht gebeten hatte. Vom kriminologischen Fachgespräch keine Spur. Statt dessen drückte er mir eine Geschichte über Doris Donhauser aufs Auge. Das verstärkte mein Mißtrauen gegenüber seiner Geschichte.

„Von wem haben Sie gehört, daß sie ermordet wurde?“ fragte ich.

„Ich habe gute Freunde in der Partei. Die wußten, daß ich Doris Donhauser gekannt habe.“

„Aha. Und wo liegt nun Ihr kriminologisches Problem?“

Er sah mich mit seinem breiten Lächeln an und hielt mir eine Kiste „Montecristo“ hin. Als ich ablehnte, indem ich auf meine brennende Zigarette wies, schnipselte er mit einer Schere eine Zigarre für sich ab und zündete sie mit einem Streichholz an. Seine Finger bewegten sich geschickt und flink. Zigarrenschere und Streichhölzer lagen auf einem Rauchertischchen. Er lehnte sich im Fauteuil zurück. Der Sessel ächzte, brach aber nicht ein. „Ich habe gehört, daß Sie sich mit dem Fall beschäftigen. Warum?“ Er machte gar nicht den Versuch, so zu tun, als wüßte er nicht Bescheid. Warum arbeitete er sich dann so umständlich an mich heran?

„Kam die Einladung zur *‘Tarde Vienésa’* von Ihnen?“ fragte ich.

Er nickte und lächelte breit.

„Warum so kompliziert? Sie hätten mich anrufen können.“

„Es war doch ein netter Musiknachmittag, Greg. Hat er Ihnen und Ihrer charmanten Begleitung nicht gefallen?“

Hatte er denn gewußt, daß ich Celina mitnehmen würde? Nein, das konnte er nicht gewußt haben. Ich hatte es ja selbst nicht gewußt. Also mußte es einen anderen Grund gegeben haben. Plötzlich blitzte es: Xeomara Marchandy. Aber warum die?

„Doch. Das Konzert hat uns sehr gut gefallen“, sagte ich.

„Haben Sie auch nicht zu viel Zeit verloren? Warum interessiert Sie der Fall so sehr, Greg? Mir können Sie es doch sagen.“

Mann, das war naiv. Aber er ließ einfach nicht locker. Nur: Wenn du meine Fragen nicht beantwortest, beantworte ich deine auch nicht. „Obwohl Sie Diplomat eines fremden Landes sind, Arroyo, wissen Sie erstaunlich gut Bescheid. Woher?“

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Freunde in der Kommunistischen Partei Kubas habe. Wir in Nicaragua haben doch ähnliche Probleme. Die Gegner unserer Revolution, die von den Amerikanern mit Waffen unterstützten Contras, waren Kriminelle, gegen die man nur mit Härte vorgehen konnte. Meine Sympathien sind bei denen, die das sandinistische System wieder errichten wollen, nicht bei den sogenannten Reformern, die in Wahrheit unsere Länder zu Vasallen der USA machen möchten – mit Hilfe des Papstes, der extra nach Kuba gekommen ist und vor zwei Jahren auch in Nicaragua war. Die katholische Kirche hat immer schon die Kolonialherren und Diktatoren wie Somoza und Batista unterstützt. Und was in Polen passiert ist, läßt sich nicht auf Kuba übertragen, denn das Oberhaupt der Katholiken hat keine Macht mehr. Der Niedergang des Kommunismus in Osteuropa war ohnehin mehr Gorbatschow zuzuschreiben als dem Papst. Das ist, wenn Sie so wollen, inzwischen egal, aber hier geht es um die Errungenschaften der Revolution und den Erhalt dieses Gesellschaftssystems.“ Es klang, als verkündete er ein Parteiprogramm. Mit der Zigarre im Mund.

Ich spürte den Ärger in mir hochsteigen. „Glauben Sie denn, daß es den Kubanern in diesem System besonders gut geht?“ Ich drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

Er schüttelte leicht verächtlich den Kopf. „Das ist die Schuld der USA, die durch das Embargo ein Volk in die Knie zwingen wollen. Wie Fidel Castro richtig beim Empfang des Papstes gesagt hat: Die USA machen sich des Völkermordes schuldig, weil sie versuchen, Kuba auszuhungern. Die Kubaner sind arm, aber keiner hungert. Alle Kinder gehen zur Schule, und die Kriminalität ist gering. Das war früher nicht so. Es gab die reichen ausländischen Konzerne, aber das Volk hungerte. Die Kriminalität blühte, und Mädchen verkauften sich für ein Stück Brot. Kuba galt als das Bordell der Yankees, kennen Sie diesen Spruch nicht? Gäbe es in Kuba nicht eine starke Hand, hätten wir dazu morgen auch noch einen Rassenkampf, gegen den Watts 1965 eine Spielerei im Kindersandkasten war.“

Jetzt wurde ich wütend. „Sind Sie denn blind? Pro Person gibt es im Monat nur ein Kilo Kartoffeln, Milch nur für Kleinkinder, pro Tag einen Liter. Mütter würden sich anstellen, um Butter oder Käse zu ergattern, aber es gibt keine Milchprodukte. Kein Fleisch. Und wenn etwas da ist, bekommen sie es nur für Dollars, die sie nicht haben. Familienväter betteln Ausländer an, damit sie ihnen ein Stück Seife aus einem Laden holen, in den sie entweder nicht hineindürfen, oder in dem sie nichts bekommen, weil sie keine Dollars haben. Ein ganzes Volk steht gedemütigt vor der Tür. Und die Chicas verkaufen sich schon für ein Gespräch mit jemand, der aus einer Welt kommt, in die sie nicht reisen dürfen. Sicher, was die Amerikaner tun, ist das Resultat ihrer politischen Naivität – wenn Sie so wollen“, äffte ich ihn nach, aber er merkte es nicht, „darüber brauchen wir nicht zu streiten. Aber alles können Sie nicht aufs Embargo schieben. Es ist das verrottete System, an dem ein paar Sturköpfe festhalten. Die Kriminalität ist so niedrig, weil die Menschen Angst haben vor der Polizei, vor ihren Methoden

und ihren Spitzeln. Angst ist ein zu hoher Preis. Und der Rassenkampf wird so oder so ausbrechen, weil dagegen nichts getan wird. Watts ist nur ein Stadtteil von Los Angeles, in Kuba entwickeln sich aber ganze Städte zu Negerghettos, Havanna als erstes. Fidel Castro hat gesagt, alle Kubaner seien Mischlinge. Für den Sohn eines spanischen Einwanderers und späteren Plantagenbesitzers, der auf einem Jesuitenkolleg aufgezogen wurde, ist das toll. Für die Kubaner ist solch eine lahmarschige Erklärung aber zu wenig.“

Kubas Rassenprobleme entsprangen der Ironie der Geschichte: Der spanische Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas war über die Behandlung der Indianer so entsetzt, daß er für die schwere Sklavenarbeit in den Silber- und Kupferminen die Einfuhr der körperlich robusteren Neger empfahl. Schon 1522 trafen erste Schiffsladungen ein, durchweg aus Westafrika: *Ararás* aus Dahomey, *Lucumís* und *Carabalís* aus Nigeria, *Congos* aus Kamerun, Kongo und Angola. Bemühungen, die Sklaverei abzuschaffen, scheiterten an der Furcht der Spanier und Kreolen vor blutigen Unruhen und der Ermordung der Weißen wie 1795 auf der Nachbarinsel Hispaniola, dem heutigen Haiti. Derzeit sind nur wenig mehr als die Hälfte der elf Millionen Kubaner Weiße, die andere Hälfte Mischlinge, Neger und Asiaten, wobei derartige Volkszählungen durch die Definition „Mischling“ problematisch werden.

Ich war so verärgert, daß ich tief Luft holen mußte, bevor ich weiterdonnerte: „Ihre Sympathien, Arroyo, liegen bei denen, die dieses System erhalten wollen? Es ist nicht zu halten. Haben Sie das nicht am Ostblock gesehen? Es ist irrelevant, wer mehr dazu beigetragen hat, der Papst oder Gorbatschow, da haben Sie recht. Bei einem Gebäude, das auf so brüchigen Grundmauern steht, genügt der geringste Anstoß, um es zu Fall zu bringen. Aber wenn das System hier in Kuba nicht bald geändert wird, kommt es zu anderen Konsequenzen, nämlich zu einer neuen Revolution und zu einem Blutbad. Ich bin, bei Gott, kein großer Anhänger der

Kirche, weder der katholischen noch einer anderen, und die geschichtliche Rolle der Kirche in Südamerika steht außer Diskussion. Doch wenn der Papst mit seinem Besuch in Kuba nichts anderes erreicht hat, als den Reformern den Rücken zu stärken, hat er wenigstens dazu beigetragen, vielleicht gerade noch rechtzeitig, das Chaos zu verhindern, das sonst unvermeidlich über Kuba hereinbrechen würde.“

Der Geschäftsträger machte ein betroffenes Gesicht, aber er blieb freundlich. Die Zigarre hatte er während meiner Tirade aus dem Mund genommen und in den Aschenbecher gelegt. „Ich sehe, wir haben, wenn Sie so wollen, verschiedene Ansichten.“

„Das sehe ich auch“, sagte ich. „Aber ich wollte Sie nicht angreifen.“ Ich ärgerte mich, daß ich mich hatte hinreißen lassen.

„Entschuldigen Sie, Greg“, sagte er, „es ist meine Schuld. Aber der Mord an der Señorita hat nun einmal politische Hintergründe.“

„Wirklich?“ schoß ich ins Blaue. „Wie Sie wissen, lernte ich Doris Donhauser erst am Abend vor ihrem Tod kennen. Zufällig. Es war eine sehr nette Unterhaltung. Aber aus einigen Bemerkungen schloß ich, daß die Señorita etwas mit Kokain zu tun hatte.“

Gómez beugte sich so weit zu mir, wie es der Tisch und sein Bauch zuließen. Streng vertraulich teilte er mir mit: „Greg, mit Kokain hat das überhaupt nichts zu tun. Glauben Sie mir, es ist so, wie ich gesagt habe.“

Ich machte eine besänftigende Handbewegung. „Und warum vertuscht das DSE dann den Mord? Wegen des Erpressungsversuchs?“

„Nein, sondern weil im DSE Dissidenten sitzen. Ich darf mich als ausländischer Diplomat dazu nicht äußern. Ich kenne die Namen, darf sie aber nicht nennen. Man könnte jederzeit meine Abberufung verlangen. Der Vorteil eines Diplomaten ist, daß er viel erfährt. Aber er muß schweigen über Dinge, die nicht sein Land betreffen.“

„Dann sagen Sie mir, warum Sie mir das alles erzählt haben.“

Er lehnte sich wieder zurück und steckte sich die bereits erloschene Zigarre ins Gesicht. „Ich habe große Hochachtung vor Ihnen, Señor Gregor. Als Kriminologe. Aber Politik ist nicht Ihr Fach. Da können Sie leicht in einen tiefen Abgrund stürzen.“

Maravilloso. Ein wahrer Menschenfreund. Und noch einer, der mir Schwierigkeiten ankündigte. Da mußte irgendwo ein Nest sein. Ich sah ihn skeptisch an.

Er stand auf und keuchte danach etwas. „Ich sehe, Sie sind nicht überzeugt von dem, was ich Ihnen gesagt habe. Ich werde es Ihnen beweisen. Ich bin zufällig im Besitz einer Kopie eines Dokumentes, das die politischen Aktivitäten der jungen Österreicherin beweist.“

O Gott, schon wieder ein Zufall. Wenn das zur Gewohnheit wird?

Er nahm aus der Lade einer kleinen Kommode ein Papier und legte es vor mir auf den Tisch. „Sie hat vor nicht ganz zwei Monaten einem Dissidenten und seiner Familie zur Flucht verholfen“, sagte er. „Diese Kopie eines Zettels beweist es.“

Jetzt hielt ich den Atem an. Doris und Odalys' Liebhaber mit seiner Familie. Das also war es.

Ich warf einen Blick auf das Papier. Es war Doris' Schrift, ich kannte sie aus ihrem Notizbuch. Ich las: *Playa Santa María, Donnerstag, 22. Januar, 22.45 Uhr, unter dem Strandhaus 50 Schritte rechts.* Der Text war deutsch geschrieben. Ich sah Gómez an. „Und?“

Er nahm das Papier an sich. „An diesem Tag“, sagte er, „ist ein Dissident mit seiner Frau und zwei Kindern nach Miami geflüchtet, zusammen mit einem an der Playa Santa María beschäftigten Salvavidas, der das Boot besorgte, Vorräte beschaffte und den Zeitplan festlegte. Es mußte eine Nacht sein, in der er über die Kontrollgänge der *Seguridad acuatica* Bescheid wußte, in der die Meeresströmung stimmte und das Wetter gut war. Einen solchen Zeitpunkt kann man nur kurzfristig bestimmen. Sie brauchten also jemanden, der unmittelbar vorher den exakten Zeitpunkt der

Flucht übermittelte. Eine Ausländerin kann das, ohne Verdacht zu erwecken.“

Das meiste kannte ich schon von Celina. Die hatte es von García Marín, und der vermutlich von der Polizei. „Von wem haben Sie die Geschichte?“

„Von meinem Freund in der Partei. Der hat sie von der Polizei.“

Eine mitteilsame Polizei. „Warum hat die Polizei die Flucht nicht verhindert?“

„Weil sie erst nachher davon erfahren hat.“

„Und wie kommen Sie zu der Kopie?“

„Von meinem Freund. Er hat mir den Originalzettel kopiert. Ich wußte, Sie würden mir sonst nicht glauben.“

„Wie ist die Polizei in den Besitz dieser Notiz gekommen? Ich nehme an, Doris Donhauser hat das für sich notiert, damit sie nichts Falsches übermittelt. Ist das aber nicht ein Armutszeugnis für eine Konterrevolutionärin? Sie schreibt alles auf, und danach verschluckt oder verbrennt sie den Zettel nicht einmal? Arroyo! Ich dachte, Konterrevolutionäre seien Profis.“

Gómez nahm kurzzeitig eine Leidensmiene an. „Greg, ich weiß auch nur, was mir mein Freund gesagt hat. Der Zettel wurde in einer Handtasche gefunden, die die Frau des Flüchtlings zurückgelassen hat. Weil die Frau öfter am Strand mit Señorita Donhauser gesehen wurde, hat die Polizei auch die Señorita verhört.“

Gómez hatte sich nicht wieder hingesetzt.

Ich stand jetzt auch auf.

„Arroyo“, versuchte ich ein Letztes, „warum wurde dann Doris Donhauser nicht vor ein Revolutionsgericht gestellt, eingesperrt oder wenigstens ausgewiesen?“

„Man hat sie beobachtet. Vielleicht hat sie die Polizei zu anderen Dissidenten geführt?“ Er warf die Zigarre endgültig in den Aschenbecher. Er seufzte. Er wußte nichts mehr. „Wie auch immer, ich hoffe, Sie haben den Nachmittag ein wenig genossen.“

„Jede Minute“, sagte ich. „Bleibt es bei der Party am Abend?“

„Selbstverständlich. Ich habe gesagt, daß wir so gegen neun kommen. Darf ich Sie in der Zwischenzeit zum Essen einladen?“

„Das ist sehr freundlich“, sagte ich, „aber ich möchte vorher noch ins Hotel. Kann ich nicht allein kommen?“

„Aber sicher. Ich schreibe Ihnen die Adresse auf.“

„Ich kann sie mir merken“, sagte ich. „Vielleicht, weil ich kein Konterrevolutionär bin.“ Das sollte ein Witz sein.

Er lachte nicht. „Es ist die Consulado, die zweite Querstraße vom Prado rechts, wenn Sie vom Malecón kommen. Nummer 9, zweites Haus auf der linken Seite. 4. Stock. Das Haustor steht offen.“

„Gut. Ich habe da nur noch eine Frage“, sagte ich. Ich neigte mich leicht zu ihm, um die Vertraulichkeit zu unterstreichen. „Sie haben doch gewußt, daß ich im Hotel Nacional wohne. Woher?“

Da lachte er wieder. „Greg! Seine Exzellenz, Ihr Herr Botschafter, hat es mir gesagt. Ich habe ihn gefragt, als er mir von Ihnen erzählte. Es war ja auch nichts Geheimnisvolles daran.“

Ich war schwer enttäuscht. Während er mich, die Hände auf dem Rücken verschränkt, zur Tür begleitete, ohne daß das Haus unter seinem Gewicht erzitterte, fragte ich: „Woher kannten Sie eigentlich Doris Donhauser? Sie sagten, Sie haben sie gekannt.“

Da blieb er im Flur stehen und überlegte. Dann meinte er: „Es muß 1979 gewesen sein. In Nicaragua. Ich glaube, es war in León. Waren Sie schon einmal in Nicaragua?“

Ich nickte. Ich gab ihm zum Abschied die Hand, aber ich sagte nichts mehr. Ich hörte noch, wie er mir nachrief, ich möchte nicht zu spät kommen, vernahm es aber nur undeutlich und verhallt wie aus einem tiefen Keller. Ich stieg ins Auto und fuhr ins Nacional zurück, ferngelenkt, von einem Computer gesteuert, den jemand anderer in meinem Kopf bediente.

Ich war wie benommen. Ich wußte plötzlich, woher ich Doris kannte. Sie war keine Edelnutte gewesen und keine Chica, keine Dissidentin und schon gar keine Konterrevolutionärin. Sie war

vielleicht die Geliebte eines verheirateten Politikers, aber ganz sicher keine Erpresserin. Doris war Journalistin.

Sie hielt sich zur gleichen Zeit in Nicaragua auf wie ich. Sie war damals eine junge Reporterin und arbeitete für irgendwelche deutsche Zeitungen. Ich erinnerte mich an ihren naiv ungestümen Einsatzwillen. An die Spontaneität, mit der sie an die Kampflinien vorging und damit sich und die Kollegen gefährdete. Und an die Augen, die fassungsloses Entsetzen ausdrückten. Es war ihr erster Einsatz als Kriegsberichterstatteerin. Ihre Augen sagten damals schon etwas anderes, als ihre Körpersprache auszudrücken schien.

Ich wunderte mich, daß man eine so junge, unerfahrene Journalistin in den Krieg schickte. Gleich in einen Bürgerkrieg, in dem man nie weiß, wer vor einem und wer hinter einem ist. Aber sie sagte, sie sei freiwillig hier und alt genug, die Verantwortung zu tragen. Im übrigen müsse man ja irgendwo zu lernen beginnen.

Ich hatte sie in León getroffen, einer Provinzhauptstadt, etwa 90 Kilometer nördlich der Hauptstadt Managua. León war von den Sandinisten bereits eingenommen, und Somozas Armee deckte die Stadt mit einem Raketenhagel zu. Die Stadt brannte.

Wir hatten nicht gewußt, wohin. Sie hatte kein Fahrzeug mehr. Der Motor ihres Mietautos hatte etwas abbekommen. Ich nahm sie in meinem Wagen mit. Es waren noch zwei französische Korrespondenten da und ein Fernsteam aus den Staaten. Die wollten zurück nach Managua, ich weiter nach Osten. Fotos aus León hatten wir genug. Auch die brennende Kathedrale und jede Menge Haus-zu-Haus-Kämpfe. Aber in der Nacht weiterfahren, das wollten wir nicht. In der Dunkelheit hätte niemand das Presseschild am Auto gesehen. Somozas Nationalgarde war in Panik und schoß auf alles, was sich bewegte. Wir fanden dann Unterschlupf bei Leuten, deren Haus noch einigermaßen intakt war.

„Werdet ihr von der *Guardia nacional* gesucht?“ fragte die Frau.

„Nein“, sagte ich. „Wir sind Reporter aus Europa, Österreich.“

Wir wollen nur die Nacht über bleiben, wo uns Somozas Raketen nicht direkt auf den Kopf fallen.“

„Es ist gut“, sagte die Frau. „Wenn man euch gesucht hätte, würde ich euch nicht im Haus verstecken, sondern draußen vor dem Haus, zwischen den alten Holzbrettern. Dort suchen sie nie. Wenn sie Leute suchen oder nach Waffen der Sandinisten, suchen sie immer im Haus, von oben bis unten, die hintersten Zimmer und die letzten Winkel. Draußen nie.“

Sie legte uns dann Matratzen ganz hinten in einem Zimmer auf. Sie meinte, da wären wir geschützter, wenn der Raketenbeschuß von neuem begann.

Doris war damals auch blond gewesen, aber dunkler. Die Haare hatte sie ganz kurz geschnitten. Und sie war schlanker gewesen. Jung. Wir hatten unsere Namen gesagt und wieder vergessen.

Wir hatten viel geredet in dieser Nacht. Reden hilft, Angst zu überwinden. Doris war erst seit zwei Tagen im Land, hatte zum erstenmal gesehen, wie Menschen töten können, von Raketen zerfetzt werden, in ihren Häusern verbrennen. Es wurde noch immer geschossen. Jedesmal, wenn eine Rakete in der Nähe einschlug, zuckte sie zusammen. Die Angst brach bei ihr erst jetzt durch. So ist es immer. Beim Einsatz denkt man nur an sich und an die Arbeit, die man zu tun hat. Die Angst kommt erst, wenn man Zeit dazu hat. Als Polizist ging es mir nicht anders.

Doris zitterte noch, als sie neben mir lag. Ihr Verlangen nach Körperwärme war ein Suchen nach Schutz. Die Wärme des Körpers des anderen beruhigte uns beide. Wenn man mitten in einem Krieg so etwas wie Geborgenheit finden kann, gibt man sich ihr bedingungslos hin. Wir hatten danach sogar ein paar Stunden geschlafen.

Doris war dann mit den zwei Franzosen noch in León geblieben. Ich wollte nach Matagalpa weiter, kam aber nicht weit. Die Nationalgarde stoppte mich und sperrte mich ein, grundlos, einfach so. Ich durfte nicht telefonieren, niemanden verständigen,

mit keinem reden. Nach zwei Wochen holten mich die Sandinisten heraus. Danach hörte ich auch den Namen Arroyo Gómez als einen von denen, die bei den Revolutionären das Sagen hatten.

Daß man Gómez als Geschäftsträger nach Kuba abgeschoben hatte, lag wohl daran, daß auch in Nicaragua die Zeit der Revolutionäre vorbei zu sein schien. Violeta Chamorro, Nicaraguas erste frei gewählte Präsidentin nach der Wahlniederlage der sandinistischen Regierung 1990 wollte Weltpolitik nicht mit Revolutionären machen. Ihr Nachfolger, der deutschstämmige Arnaldo Alemán Lacayo, sicher auch nicht.

Von Doris hatte ich nichts mehr gehört. Ich suchte sie, aber sie blieb verschollen. Ich wußte nicht einmal, ob sie aus Nicaragua herausgekommen war. Ich kannte ja ihren Namen nicht. Mit der Zeit verblaßte die Erinnerung. Nicht an die Nacht in León, aber an sie als Person. Und nun traf ich sie nach so vielen Jahren wieder. Mit einemmal wurde mir ihr Verhalten an dem Abend in der Bar klar. Was ich für Prostitution hielt, war alte Vertrautheit. Sie hatte mich sofort wiedererkannt. Ich sie nicht. Und jetzt war sie tot.

Plötzlich war es mir egal, ob sie mit Politik zu tun hatte oder nicht. Ich wollte ihren Mörder finden und stellen. Ich wollte beweisen, daß sie keine Hure war und keine Dealerin und auch keine Erpresserin. Jetzt war ich es auch unserer Nacht in León schuldig.

Ich stürmte ins Hotel Nacional und überfiel das Mädchen an der Rezeption. „Buchen Sie den nächsten Flug nach Wien, egal ob über München, Frankfurt oder Honolulu. Wenn's geht, direkt. Mir ist ein Linienflug genau so recht wie ein Platz in irgendeiner Charter. Und einen Rückflug drei Tage später. Das Zimmer behalte ich. Ich zahle im voraus.“ Drei Tage mußten reichen, um herauszufinden, wer Doris' angebliche Eltern waren.

„*Sí, señor.* Es wurde ein Paket für Sie abgegeben.“

Es war ein verklebter Karton, doppelt so groß wie eine Videokassette. Als ich das Gewicht spürte, wußte ich, was drinnen war.

Im Zimmer schlitze ich mit der Nagelfeile die Klebestreifen auf. Was täte ich ohne meine Nagelfeile? Der Karton beinhaltete eine saubere 9 mm Tschechow-Pistole und eine Schachtel mit 30 Patronen. Das waren zwei volle Magazine. Eine Maschinenpistole Typ MP 2 UZI wäre mir zwar lieber gewesen, aber man soll nicht unbescheiden sein. Ein Schulterhalfter lag auch dabei. Das fand ich besonders aufmerksam.

Neun Millimeter stellen ein vernünftiges Kaliber dar. Sie sind durchschlagkräftiger und vor allem mannstoppend. Für den Laien heißt das, die Kugel bleibt nicht in einer etwas dickeren Brieftasche stecken, sondern schlägt durch. Und wenn einer getroffen ist, läuft er nicht noch eine halbe Stunde Amok, sondern fällt um. Die Tschechow wurde der deutschen Walther P 38 nachentwickelt, allerdings mit kürzerem Lauf, was der Zielgenauigkeit abgeht, und mit kleinerem Magazin. Sie ist überhaupt ein bißchen klobig und nicht zu vergleichen mit der österreichischen Polizeipistole Glock Parabellum, aber auf jeden Fall besser als eine 7.65 Beretta. Ich nehme an, die Kubaner waren froh, daß ihnen der europäische Ostblock überhaupt Waffen geliefert hat.

Unter der Pistole lag ein Ausweis, der mich berechtigte, eine Schußwaffe zu tragen. Sogar mit Lichtbild. Woher die bloß das Foto hatten? Es mußte aus größerer Entfernung aufgenommen worden sein. Der Ausweis trug einen Stempel des Innenministeriums und eine unleserliche Unterschrift. Alle Achtung, Mann, das war eine gediegene Leistung. García Marín hatte sich wohl sehr angestrengt.

Ich nahm die Tschechow in die Hand. Ich seufzte. Wenn ich sie im Schulterhalfter trug, mußte ich ein Sakko anziehen. Oder ich trug sie im Hosenbund auf der nackten Haut unter dem Hemd und lief herum wie eine Hochschwangere.

Ich lud sie. 15 Schuß im Magazin plus einen im Lauf. Dann sah

ich mich im Zimmer um. Ich suchte einen Platz, wo ich sie verstecken konnte. Verstecken mußte ich sie ja nicht mehr.

Da sah ich den Fernsehapparat. Er stand nicht so exakt schräg, wie ich ihn hingestellt hatte. Das könnte das Zimmermädchen beim Staubwischen gewesen sein. Ich glaubte es nicht.

Ich schraubte die Verkleidung ab. Die Beretta war nicht da. Jemand hatte sie geholt, während ich bei Gómez war. Es waren noch vier Schuß drinnen. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß ich mit dieser Pistole heute einen Menschen erschossen hatte. Und daß auf der Waffe meine Fingerabdrücke waren.

Ich rief unten in der Rezeption an. „Wer hat heute mein Zimmer betreten?“ bellte ich.

„Ich verstehe nicht ...“, begann das Mädchen verschreckt.

„Ich möchte wissen, wer heute in meinem Zimmer war. Ist das so schwer zu verstehen?“

„*Señor*, das Zimmermädchen – ich weiß nicht ...“

„Hat jemand meinen Zimmerschlüssel geholt?“

„Nein, *señor*. Das wäre unmöglich. Warum? Ist etwas ...“

„Vergiß es“, sagte ich und legte auf.

Ich wußte selbst, wie leicht man in ein Hotelzimmer gelangen konnte. Und wenn es die Polizei war, würde das Mädchen bis zum Tod lügen, aus Angst. Mich wunderte nur, daß das Zimmer sonst in Ordnung war. Vielleicht waren es dieselben, die das Zimmer durchsucht hatten, während mich die Teniente unten in der Cafeteria verhörte. Sie suchten einfach nur noch an den Stellen, die sie das letztemal ausgelassen hatten. Oder sie hatten inzwischen Mickey Spillane gelesen und dachten, ich würde mich auf ihn verlassen.

Wegen der vier Schuß machte ich mir keine Sorgen; nicht wegen der Menge. Die besaßen ein ganzes Waffenarsenal. Es kam darauf an, wo diese vier Schuß landeten. Unbestreitbar hatte ich heute jemanden damit erschossen, und wenn Jesús nicht unfair war, würde er bezeugen, daß ich in Notwehr schoß. Aber es stand

auch fest, daß sich die Waffe in meinem Besitz befand. Das bedeutete, jeder weitere Tote könnte ebenfalls mir angelastet werden. Und? Sollte ich vielleicht zur Polizei gehen und melden, bitte, man hat mir meine Pistole aus dem Fernsehkasten gestohlen?

Ich verstaute das Pistolenhalfter und die restlichen Patronen im Schrank. Die Tschechow schob ich unter das Kopfkissen. Dann legte ich mich aufs Bett. Ich hatte noch Zeit. Doris war die Journalistin aus León gewesen. Ich erinnerte mich, was sie, als wir uns im Colina verabschiedeten, gesagt hatte: „Schade. Ich habe geglaubt, ich bin dir besser in Erinnerung geblieben.“ Tja. Schade, Mädchen. Wäre es nicht besser gewesen, du hättest mir gleich gesagt, wer du bist? Und was mit dir los ist? Ich hätte dich nicht alleingelassen. Wer weiß auch, was passiert wäre, hätten wir einander damals nicht aus den Augen verloren. Vielleicht wäre alles anders gekommen.

Bei mir hatte es erst geklickt, als Arroyo Gómez León erwähnte. Tat er das mit Absicht? Wußte er, daß ich als Journalist über die Revolution in Nicaragua berichtet habe? Immerhin wußte er, daß Doris Journalistin war. Dann wußte er das andere auch. Vermutlich. Und alle anderen wissen es längst ebenso. Sicher sogar.

Die Geschichte bekam plötzlich ein neues Gesicht. Ich konnte es nicht glauben, daß sich eine ambitionierte Jungreporterin zu einer Hure und Erpresserin entwickelt hatte. Kann man so tief sinken? Natürlich kann man. Unter gewissen Umständen. Trotzdem wollte ich viel lieber das glauben, was mir Odalys erzählt hatte: daß *la rubia* ein absichtlich in die Welt gesetztes Gerücht war. Aber warum, um alles in der Welt, hatte sich Doris nicht gewehrt? Sie war doch nicht der Typ, der resignierte.

Die Doris Donhauser im Colina mußte unter ungeheurem Druck gestanden haben, enorm eingeschüchtert gewesen sein. Denn sie hatte unübersehbar Angst. Der Analytiker und Gerichtspsychiater Friedrich Hacker, der nicht wie Kierkegaard und Heidegger groß zwischen Angst und Furcht unterscheidet, definiert in seinem

Standardwerk „Aggression“: *Angst ist die Wahrnehmung von innerer und äußerer, tatsächlicher, vermeintlicher und vorweggenommener Gefahr. Das Angstsignal mobilisiert und setzt den Organismus zur Flucht, zur Abwehr wie zum Angriff in Bereitschaft.* Genauso hatte Doris reagiert, als ich sie in der Bar ansprach. Ihr erster Blick, den sie mir zuwarf, der fast panische Griff nach Jesús' Arm, der Versuch, eine drohende Gefahr irgendwo im Raum auszumachen, das war die fast klassische Manifestation von Angst.

Wer oder was konnte Doris so weit gebracht haben? Sicher, sie war sensibel, zu feinfühlig für einen Reporter, der über Tod und Grauen berichtet. Sie besaß aber auch die Stärke, es dennoch zu tun. Und sie war eine Reporterin aus Überzeugung und Leidenschaft, so etwas verliert man nicht. Das Mordmotiv mußte also mit ihrer Tätigkeit als Journalistin zu tun haben. Und mit der Nacht, in der Odalys' Freund flüchtete. Das ließ ich mir nicht mehr nehmen.

Hatte es auch mit Johannes Paul II. zu tun? Es war der erste Tag nach seiner Ankunft. Der Papst hatte in Santa Clara seine erste Messe auf kubanischem Boden gelesen und sich am Abend im Revolutionspalast mit Fidel Castro zusammengesetzt, erstmals unter vier Augen seit jenem 19. November 1996 im Vatikan. Hätte Doris dieses Ereignis für eine Zeitung covern sollen – und kam die verdammte Flucht irgendwie dazwischen? Aber Doris beehrte die Insel doch schon mehrere Wochen davor mit ihrer Anwesenheit, und wie's zunächst ausgesehen hatte, rein privat.

Auf jeden Fall sollte Doris auch noch politisch belastet werden. *La rubia de Austria* genügte nicht, um zu verhindern, daß ihr Tod recherchiert wurde. Wenn eine Journalistin ermordet wird, noch dazu nur wenige Wochen nach dem Besuch des Papstes, sind sofort die 3000 Kollegen wieder da, die schon im Sog des *Pontifex maximus* angefliegen kamen. Bei einer toten Konterrevolutionärin keiner. Warum aber hatte mir Odalys davon nichts erzählt? Oder gab es diese Geschichte da noch gar nicht? Hatte sie Gómez

soeben erst erfunden? Welche Rolle spielte der eigentlich? Sicher nicht die eigene. Sollte wirklich Xeomara Marchandy dahinterstecken? Die kannte mich doch gar nicht. Nein, die war's nicht. Javier Marchandy Lupo, der Geheimdienstchef des Militärs, der war es! Die Einladung hatte mir Gómez zukommen lassen, kennenlernen aber wollte mich Marchandy. Beim Konzert hatte er Gelegenheit, mich zu beobachten, danach war er zwanglos hinzugekommen. Da er aber vor den anderen nicht reden wollte, schickte er seine Tochter ins Rennen. Ich könnte wetten, daß mich Xeomara heute abend nett finden und ins Elternhaus einladen würde. Und ich würde annehmen. Unauffälliger ging's nicht.

Und worüber, bitte, wollte Javier Marchandy Lupo mit mir reden? Als ehemaliger Gesundheitsminister hatte er sicher noch Drähte zur Gerichtsmedizin. Also wußte er über alles Bescheid. Wollte er darüber mit mir reden? Es waren genug, die Bescheid wußten. Deshalb war nicht ersichtlich, warum das DSE den Mord vertuschen wollte. Vielleicht waren es andere, die ihn vertuschen wollten? Oder sollten es nur gewisse Personen nicht erfahren? Vielleicht im Vatikan? Oder hier im Politbüro? Wetten, die wußten es sowieso schon?

Man konnte wirklich niemandem mehr trauen. Ein Jammer.

Das Telefon läutete. Es war das Mädchen vom Empfang. „*Señor*, die *Señorita* ist hier, die Sie – als Sie den Unfall hatten – ich meine, die – die schon einmal bei Ihnen war.“

„Soll ich hinunterkommen?“

Ich hörte, wie die Rezeptionistin mit jemandem redete. Dann sagte sie wieder ins Telefon: „Sie möchte zu Ihnen hinaufkommen, *Señor*.“

„Darf sie denn das?“

„In diesem Fall schon, *Señor*.“

„*Maravilloso. Espero*.“ Ich warte.

Celina. Was war in sie gefahren, zu mir ins Hotel zu kommen? Sie wußte doch, daß ich zu einer Party eingeladen war.

Es klopfte ganz leicht an der Tür. Ich machte auf und ließ Celina herein. Sie trug ihre Spitalskleidung.

„*Hola*“, sagte sie. Sie schien gedrückt. Ich umarmte und küßte sie. Sie ließ es geschehen, aber sie erwiderte den Kuß nicht.

Ich ließ sie los. „Was ist passiert?“ fragte ich. „Bist du mir böse, weil ich nachmittags so unfreundlich war?“

„Nein, *querido*. Ich erzähle es dir später. Hast du überhaupt Zeit für mich? Du gehst doch zu einer Party.“

Ich nickte. „In einer Stunde. Es ist nicht weit von hier. Magst du etwas trinken? Soll ich eine kleine Flasche Sekt bestellen? Oder einen Cuba libre? Eine Piña colada?“

Sie schüttelte nur den Kopf. Dann stellte sie ihre Handtasche auf den Tisch, setzte sich aufs Bett. „Wie war es beim Geschäftsträger von Nicaragua?“ fragte sie.

Ich setzte mich in den Korbsessel daneben. Ich zündete eine Zigarette an und wollte sie ihr in den Mund stecken. Sie schüttelte wieder den Kopf, preßte plötzlich die Faust gegen die Zähne.

„Was ist los?“ fragte ich noch einmal. „Magst du nicht reden?“

Sie sah mich an. Sie biß auf einem Fingerknöchel herum, ihre Augen wurden immer größer. Dann merkte ich, wie sie mit den Tränen kämpfte. Ich setzte mich neben sie aufs Bett. „Was ist passiert?“ Ich legte den Arm um ihre Schulter.

Da umfaßte sie mich mit beiden Armen, drückte mich an sich und weinte. „*Querido*. Bitte, bleib’ bei mir. Ich brauche dich. Bitte, sei mir nicht böse. Verlaß’ mich jetzt nicht. Bitte.“

Ich wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte. Dann schob ich sie ganz sanft weg und sah ihr in die Augen. „Was ist los?“

„García Marín hat mich belogen. Die ganze Zeit. Er hat mich dazu benutzt, dir falsche Sachen zu erzählen. Er war bei mir, als die Arbeiter das Glas für die Gartentür brachten. Ich habe ihm gesagt, was du gesagt hast, daß das mit Jesús und dem Kokain alles nicht stimmt, und er hat es sofort zugegeben. Er hat mich vom ersten Tag an belogen. Auch die Geschichte mit dem Laboranten

und dem Kanadier, weißt du noch? Er hat es so erzählt, als hätte er es von jemandem aus der Klinik, und ich habe dir gesagt, es war eine Freundin von mir. Ich wollte vor dir gut dastehen. Ich bin doch nur eine Krankenschwester, sonst gar nichts.“

Ich war weniger überrascht, als Celina vermutlich befürchtet hatte. „Und warum hat er das gemacht? Was hat er für ein Interesse daran? Er ist gar kein Manager in einer Staatsfirma, stimmt’s? Er gehört zur Polizei. Oder zum Geheimdienst? Oder ist er selbst Politiker?“

Celina nickte. „Er ist ein hoher Parteifunktionär. Er ist auch im Innenministerium. Darum hat er so gute Verbindungen.“

Ich ließ Celina los. „Weiß er, daß du jetzt bei mir bist? Weiß er, daß du mir das sagen würdest?“

Sie sah mich an. Sie hatte sich die Tränen nicht aus den Augen gewischt. Langsam hob sie fragend die Schultern. „Ich weiß nicht. Vielleicht denkt er es.“

Ich senkte den Kopf. Dann, nachdem ich ein Stück von ihr abgerückt war, sagte ich ihr, was ich gehofft hatte, nie sagen zu müssen. Ich sprach leise, langsam, eindringlich, wie man einem Kind erklärt, daß es den Weihnachtsmann mit dem langen, weissen Bart gar nicht gibt. „Ich habe es gewußt. Nein, nicht gewußt, aber geahnt. Irgendwie hatte ich sogar damit gerechnet. Darum bin ich immer vorsichtig gewesen bei dem, was ich dir gesagt habe. Auch bei dem, was du mir erzählt hast. Aber ich habe gewartet, daß du eines Tages kommst und mir alles sagst. Erinnerst du dich, wie du bei mir hier am Bett gesessen hast und ich dir gesagt habe, ich vertraue dir, aber tu mir bitte nicht weh? Es hätte mir wehgetan, wenn du nicht gekommen wärest.“

Sie sah mich an, mit einem großen, erleichterten Blick. Da nahm ich sie wieder in den Arm und küßte sie. Jetzt erwiderte sie meinen Kuß, zögernd.

„Wirst du jetzt nach Hause fahren, *querido*?“ fragte sie leise, während ihr Kopf noch auf meiner Schulter lehnte.

„Nein, Liebes. Ich werde den Fall zu Ende bringen. Ich weiß jetzt, wer Doris Donhauser war und woher ich sie kannte. Deshalb werde ich bleiben und ihren Mörder finden.“ Dann erzählte ich ihr, wie ich Doris in Nicaragua kennengelernt hatte, daß sie damals ganz anders aussah, auch weil sie noch viel jünger war, und wie ich sie verloren hatte, weil wir voneinander nicht einmal die Namen wußten.

Celina hörte mit erstaunten Augen zu. Ihre Hände lagen währenddessen ganz ruhig in ihrem Schoß. Als ich geendet hatte, sagte sie: „Erinnerst du dich, querido, als ich dich im Auto gefragt habe, ob du sie geliebt hast? Du hast gesagt, du weißt es nicht. Aber jetzt weißt du, daß du sie geliebt hast, ja?“

„Nein, ich weiß es nicht. In solchen Situationen spielen ganz andere Dinge eine Rolle. Vielleicht wäre Liebe daraus geworden, wären wir länger zusammengeblieben. Aber hätte Arroyo Gómez nicht die Stadt León erwähnt, wüßte ich wahrscheinlich noch immer nicht, wer Doris war.“

Ich schilderte ihr, wie Gómez mich überzeugen wollte, Doris sei eine Konterrevolutionärin gewesen, und von der Kopie des Zettels mit Tag und Uhrzeit der Flucht.

Celina schüttelte ein paarmal skeptisch den Kopf. Aber als ich Gómez' Meinung zur Lage in Kuba wiedergab, unterbrach sie mich angewidert: „Als Diplomat hat er es leicht. Er braucht sich um Milch und Brot nicht anzustellen. Mit Dollars kann er sich alles leisten. Glaube mir, *querido*, wir setzen so große Hoffnungen in unsere jungen, neuen Politiker. Alle Welt glaubt, wir seien die letzten Kommunisten, weil sich keiner die Mühe macht, unseren *socialismo tropical* zu verstehen. Keiner will sehen, was bei uns wirklich vor sich geht. Die beleidigten Amerikaner waren es doch, die uns in die Arme der Sowjets getrieben haben, denn die haben uns wenigstens unseren Zucker abgekauft, obwohl sie uns dabei schlimmer übers Ohr gehauen haben als vorher die Amerikaner.“ Sie stand auf und begann, während sie weiterredete, ihre Worte

mit den Händen zu kommentieren. „Als es nach Glasnost und Perestroika bei uns keine Revolution gegeben hat, waren wir sofort als die letzten Marxisten verschrien. Aber wir sind keine Marxisten. Unsere Revolution war keine kommunistische, sondern eine nationalistische, geprägt vom Gedankengut des José Martí. Und wir wollen auch keine neue Revolution. Wir wissen, daß unser System nicht von heute auf morgen geändert werden kann. Wir wissen aber auch, daß sich etwas ändern muß, bevor eine neue Revolution ausbricht. Ich bin Atheistin, ich glaube nicht an Gott, wie viele von uns. Trotzdem haben wir alle gehofft, daß sich nach dem Besuch von Juan Pablo II. etwas ändern wird. Und wir hoffen noch immer.“

Ich hatte Celina noch nie so viel auf einmal sagen gehört. Ich war überrascht über diesen Ausbruch.

Wir hatten bisher kaum über Politik gesprochen. Auch nicht über den Papstbesuch. Ich hatte es immer vermieden. Aber hier redete keine Krankenschwester, sondern eine Frau mit einer politischen Überzeugung. Dabei war es noch keine zwei Stunden her, daß ich mich selbst zu einer Grundsatzerklärung hatte hinreißen lassen. O Gott, ich war mitten in Kubas Innenpolitik! „Und was hat das alles mit mir zu tun?“ fragte ich.

Ich sagte es laut, aber innerlich schrie ich es mir zu.

„Nichts, *querido*.“ Jetzt setzte sie sich in den Korbsessel. Ich merkte, wie sie Abstand gewinnen wollte. „Nichts“, wiederholte sie. Und tief ausatmend noch einmal: „Nichts!“

Da wußte ich, daß es eine verdammte Menge mit mir zu tun hatte.

Aber ich ging darauf nicht ein. Ich wollte stattdessen die Spannung lockern und erzählte, daß es tatsächlich Gómez war, der die Einladung zur *‘Tarde Vienesá’* im Hotel für mich hatte abgeben lassen. „Er war unser Mann im Havanna.“

Diesmal lachte Celina über meinen Abstecher zu Graham Greene. Sie hatte sich wieder im Griff. Über meine Schlußfolgerung konnte sie aber nicht lachen. „Javier Marchandy Lupo?“

fragte sie. „Warum sollte der an dir interessiert sein?“ Xeomara Marchandy hatte ich überhaupt nicht erwähnt.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er mit der Flucht etwas zu tun gehabt. Wußtest du übrigens, daß er inzwischen leitender Direktor des militärischen Abschirmdienstes geworden ist?“

Celina schüttelte erstaunt den Kopf. „Nein. Es hat bestimmt in ‚*Granma*‘ gestanden, aber mich hat das nicht interessiert.“

„Marchandy sitzt auch im Politbüro“, setzte ich fort. „Und wenn durch mich bekannt wird, daß er mit der Flucht zu tun hatte, wäre das peinlich.“

„Odalys hat erzählt“, warf Celina ein, „der Vater ihres Babys wollte sie mitnehmen. Die Polizei hat den Zettel aber in einer Handtasche der Frau gefunden. Dann müßte die Frau die Fluchtplanerin gewesen sein. Was hat denn genau auf dem Zettel gestanden?“

Ich wiederholte: „*Playa Santa María, Donnerstag, 22. Januar, 22.45 Uhr, unter dem Strandhaus 50 Schritte rechts.* Es ist deutsch geschrieben. 22.45 Uhr heißt Viertel vor elf Uhr nachts. Das ist vor Einsetzen der Ebbe. Damit brauchten sie nicht gegen die Flut zu rudern. Würde nicht alles so gut zusammenpassen, könnte man annehmen, daß es sich um eine vergessene Liebesbotschaft einer untreuen Ehefrau handelt.“

Celina sprang auf. „Doris war mit der Frau des Flüchtlings gesehen worden, hat Gómez gesagt. Die beiden waren also befreundet. *Querido ...*“, sie kam zu mir und drückte meinen Arm, „... Doris hat die Frau gekannt, nicht den Mann. Doris wollte ihr einen Gefallen tun und wirklich eine Liebesbotschaft überbringen. Sie hat gar nicht gewußt, wofür sie benutzt wurde. Sie hatte keine Ahnung, daß sie den Zeitpunkt für eine Flucht übermittelte.“

Celinas Intelligenz hatte mich früher schon in Erstaunen versetzt. Aber ihre Kombinationsgabe war geradezu bewundernswürdig. So konnte nur eine Frau denken. Vielleicht, weil sie selbst als Botschafterin benutzt worden war?

Wieder einmal erriet sie meine Gedanken. „Nein, *querido*. Es ist einfach der Text, der mich darauf gebracht hat.“

Ich nahm Celinas Hand. „Du hast recht. Erst danach hat Doris erfahren, wie man ihr mitgespielt hat. Da ging sie zur Polizei und beichtete. Nicht in böser Absicht. Die Leute waren ja sowieso weg. Sie wollte nur als Journalistin ihr Visum nicht verlieren.“

„Nicht unbedingt, *querido*. Das kann auch die enttäuschte Odalys gewesen sein. Jedenfalls hat Doris Odalys an der Playa kennengelernt, und Odalys schüttete ihr Herz aus. Da erst wußte Doris, welches Schicksal sie mitbestimmt hatte. Sie bekam ein schlechtes Gewissen und kümmerte sich von nun an um die sitzengelassene Frau und ihr Baby. Doris hat ihr aber nie gestanden, daß sie, unbeabsichtigt, zur Flucht beigetragen hat. Das hat sie nicht übers Herz gebracht. Aus der Bekanntschaft wurde dann Freundschaft.“

Ich nickte. „Das könnte auch das Geheimnis gewesen sein, das Doris mit der Playa Santa María verband. Und das sie so bedrückte. Sensibel genug war sie.“

„Aber wer hat sie dann in Kuba festgehalten?“ fragte Celina. „Odalys hat dir gesagt, Doris wollte nach Österreich zurück, aber sie hat Angst gehabt. Irgend etwas oder irgend jemand hat sie nicht losgelassen. Kann es der gewesen sein, den sie so liebte?“

„Doris war Journalistin“, überlegte ich laut. „Vielleicht ist sie selbst auch an der Playa gewesen. Vielleicht war sie mißtrauisch geworden und wollte sehen, ob sich die Frau wirklich nur mit einem Mann trifft. Klar, so war es!“ wurde ich euphorisch. „Doris lag auf der Lauer und hat den gesehen, der der Polizei die Flucht verraten hat.“

„Der hat das aber herausgekriegt“, fuhr Celina fort, „und setzte sie unter Druck. Wenn das ein wichtiger Mann bei uns ist, konnte er ganz leicht verhindern, daß sie ausreist.“

Ich hielt inne, dachte nach, korrigierte mich: „Nein, sie hat keinen Verräter gesehen. Was sollte denn noch verraten werden? Daß

die Leute weg waren? Das hätte man von allein gemerkt. Oder damit ihnen die Polizei nachwinkt? Wohl kaum. Sie hat nicht den Verräter gesehen, sondern einen Fluchthelfer. Vielleicht ...“, ich hielt wieder inne, „... vielleicht war es jemand aus der Begleitung des Papstes, ein Bischof oder so, ein kubanischer Priester.“

„Jemand, der noch in Kuba ist und viel Macht hat“, setzte Celina fort. „Das kann dann aber kein Kirchenmann gewesen sein.“ Sie nickte dazu.

„Möchtest du etwas Komisches hören?“

„Was denn, *querido*?“

„Sie hat deinen Generaloberst Marchandy gesehen. Der schafft klammheimlich alle Dissidenten außer Landes.“

Celina konnte nicht lachen. „Sie muß aber etwas gesehen haben, das wichtig war. Vielleicht jemand, der zunächst auch flüchten wollte und es sich im letzten Moment anders überlegt hat.“

„Marchandy!“

„Ach, *querido*, hör auf damit! Das ist nicht lustig.“

Ich war ja auch Celinas Ansicht. „Vielleicht war’s wirklich ein hoher Politiker. Oder einer, der von einem hohen Politiker gedeckt wird.“

„Oder jemand vom Hotel Marazul.“

„Robert Rocket.“ Jetzt verging mir plötzlich das Lachen. „Der war dabei. Ich weiß nicht, was er dabei zu suchen hatte, aber er war dabei. Und – jetzt meine ich es ernst – das Kokain ist noch nicht aus dem Wettbewerb. Auch wenn die Geschichten, die du mir so brav weiterberichtet hast, Erfindung waren. Wieso kam García Marín gleich von Anfang an auf Kokain und einen Kanadier? Er wollte mich auf eine bestimmte Spur lenken.“

„War Jesús Doris’ Leibwächter?“ fragte sie.

„Nicht nur. Er könnte auch darauf geachtet haben, daß sie nicht abhaut. Oder daß sie den Beweis nicht wegschafft.“

„Was für einen Beweis? Du hast gesagt, García Marín will, daß du ihm einen Beweis herbeibringst. Was kann das sein?“

„Ein Film. Ich dachte an so etwas, weil Doris eine Kamera hatte. Seit ich weiß, daß sie Journalistin war, bin ich überzeugt.“

Celina schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. „Wieso bin ich nicht darauf gekommen?“

„Weil du nie Journalistin warst.“

„Und wenn es ein Film ist, liegt er dann an der Playa Santa María? Ist das das Geheimnis, von dem Odalys erzählt hat?“

„Ich fürchte, es ist so.“ Gleichzeitig sah ich mich, Strohhut, entblößter Oberkörper und eine Flasche Bier im Schatten einer Palme, die Playa Santa María umgraben, während Urlauber und Einheimische nach jedem neuen Kubikmeter Sand applaudierten. „Wenn die Polizei erst durch den Zettel in der Handtasche der Frau auf Doris’ Spur kam, hatte sie Zeit, den Film zu entwickeln. Aber warum versteckte sie ihn ausgerechnet an der Playa? Gab es kein besseres Versteck?“ An einen Fernsehapparat dachte ich nicht.

„Warum hat Doris den Film nicht hergegeben?“

„Sie war sehr eigensinnig. Und ein guter Journalist gibt sein Material nicht heraus. Vielleicht war das ihr Problem.“

„Odalys hat dich nicht angelogen, *querido*. Was ist, wenn nun auch die Geschichte mit dem hohen Politiker nicht gelogen war?“

„Dann hatte Doris noch ein zweites Problem. Mein Problem aber ist, daß alle glauben, Doris habe mir entweder den Film gegeben oder gesagt, wo er ist. Es gibt zwei Seiten in diesem Scheißspiel. Die eine will den Film haben. Das ist García Marín. Die andere will, daß der Film verschollen bleibt, oder daß ich ihn nicht finde und der anderen Seite gebe. Oder was weiß denn ich. Mit diesen beiden Seiten hat auch Doris zu kämpfen gehabt.“

Celina schaute auf die Uhr und fragte unvermittelt: „Hast du die Waffe bekommen?“

„Ja. Ist sie von ihm?“

Sie nickte und blickte scheu um sich.

„Nein, ich habe sie nicht hier herumliegen.“

Da wandte sie sich zur Tür. „Du mußt dich jetzt fertigmachen. Du kommst sonst zu spät zur Party.“

Ich stand auf. Mich wunderte, daß sie mich nicht fragte, woher ich wußte, daß García Marín gelogen hatte und daß Jesús von der Polizei gar nicht gesucht wurde.

Da sie nicht fragte, sagte ich auch nichts von der Schießerei heute morgen und von der Beretta, die mir jemand aus meinem Fernsehkasten entwendet hat. „Bist du jetzt zerstritten mit García Marín?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Nur traurig. Er war mein bester Freund. Aber er wird mir nichts mehr erzählen. Ich werde ihm auch nichts mehr erzählen.“ Sie trat ganz dicht heran, sah mir fest in die Augen. „*Querido*. Wenn du wieder heimfliegst nach Österreich, nimmst du mich mit? Für immer? Ich möchte fort von hier.“

Ich nahm sie ganz fest in die Arme. Dann sagte ich es ihr: „Liebes. Ich muß nach Wien zurück.“

Sie riß die Augen auf. Ihre Hände krallten sich in meine Arme.

„Was – wieso mußt du ...“ Sie brachte den Satz nicht zu Ende.

„Nein, Liebes“, versuchte ich sie zu beruhigen. „Ich bin in drei Tagen wieder zurück. Der Flug dauert leider so beschissen lang. Ich behalte mein Zimmer, auch das Auto. Aber ein paar Dinge, die Pistole zum Beispiel, möchte ich hier lassen. Darf ich?“

„Wann fliegst du?“ brachte sie endlich hervor. Dann erst nickte sie. Ganz stark, wie um es sich selbst zu bestätigen.

„Ich hoffe, schon morgen. Je früher ich fliege, desto eher bin ich zurück. Ich muß in Wien etwas erledigen.“

„Sehen wir uns vorher noch?“ fragte sie leise.

„Sicher. Ich gehe jetzt zur Party. Ich rufe dich heute nacht noch an, wenn ich im Hotel bin.“

Sie nickte und ging zur Tür. Sie versuchte ganz tapfer zu sein. Da drehte sie sich noch einmal um. „*Querido*. Nimmst du zur Party – solltest du – bitte, nimm die Waffe mit.“

„Warum, Liebes?“

„Bitte!“

Ich nahm sie noch einmal in die Arme. Ich küßte sie. Sie drehte sich schnell aus meiner Umarmung und öffnete die Tür. „*Adiós. Te quiero. Hasta luego*.“ Sie ging.

Ich sah ihr nach, bis sie in den Lift eingestiegen war.

Nachdem ich geduscht hatte und angezogen war, legte ich mir das Riemenzeug um, zurrte es fest. Ich kontrollierte die Tschechow und stieß sie ins Halfter. Darüber zog ich das einzige Leinensakko an, das ich besaß.

Dann machte ich mich auf den Weg. Zu einer Party?

Die Musik plärrte aus offenen Fenstern. Ich hörte sie, noch bevor ich meinen fahrbaren Untersatz verlassen hatte. Obwohl auch in anderen Wohnungen Radios und Recorder auf Totenerwecken gestellt waren, bei geöffneten Fenstern, versteht sich, wußte ich, in welcher man mich erwartete. Musik bei offenem Fenster ist eine Art Trauma von mir. „Dani, mach das Fenster zu“, hatte mich meine Mutter immer wieder aufgefordert, wenn ich Musik erzeugte. Ich war damals sechs oder sieben, und meine Musik bestand aus Kratzen mit dem Fidelbogen auf einer Dreiviertel-Violine. Ich war keineswegs unmusikalisch, und mein Geigenlehrer versuchte mir einzureden, in fünf Jahren spielte ich Paganini. Aber für mich waren die Etüden nicht Musik, sondern Strafe, und wenn ich den Namen Paganini hörte, bestand ich auf Spaghetti. Ich haßte meine Violinübungen. Insgeheim hoffte ich, Nachbarn würden sich beschweren, weshalb ich auch jedesmal alle Fenster aufriß. „Mama, ich krieg’ sonst keine Luft“, argumentierte ich. Meistens einigten wir uns dann auf halb geöffnete Fenster. Und ich kratzte doppelt so laut. Ein paar Jahre später konnten wir uns den Geigenunterricht nicht mehr leisten, womit sich das Problem von selbst erledigte. Heute weiß ich, daß ich damals begonnen habe, Konsensfähigkeit zu erlernen. Aber ich stellte mich darin noch widerborstiger an als beim Geigenspiel. Im übrigen bereute ich später, nicht fleißiger geübt zu haben. Ein Paganini wäre ich sicher nicht geworden, aber vielleicht ein Joe Venuti. Oder so ähnlich. Ich mag Musik.

Die Party mußte bereits in vollem Gange sein, denn ich hörte auch jede Menge Stimmen aus dem Fenster. Die meisten Gäste waren offenbar zu Fuß gekommen. Die Consulado entlang park-

ten nur ein alter Mercedes 280 Diesel und ein Wolga. Der Mercedes hatte eine Diplomatennummer.

Ich stieg aus und wartete ein paar Minuten neben meinem Auto. Aber es kam kein anderes nach. „Tja, dann eben nicht.“ Wenn mir eines gefolgt war, konnte es genausogut um die Ecke auf dem Prado abgestellt worden sein. Der Boulevard mit der terrassenähnlichen Mittelpromenade, für Autos zu beiden Seiten jeweils als Einbahnstraße beschildert, ist im unteren Teil kaum beleuchtet und recht verlassen ohne Geschäftslokale und Hotels. Da konnten sie einen ganzen Wagenpark abstellen, ohne daß es jemandem auffiel.

Ich seufzte und schloß den Wagen ab.

Das größere Problem, Verfolger abzuhängen, würde ich morgen haben. Das Mädchen im Nacional hatte meinen Flug für morgen 18.45 Uhr gebucht. Ein Platz in einem der Touristenbomber, Havanna-Wien direkt; Urlauber aus Varadero karren sie mit Bussen heran. Das war besser, als ich zu hoffen gewagt hatte. Wahrscheinlich saßen die Passagiere übereinander, aber mir war's egal, solange ich mitkam.

Das Haustor stand offen. Es gab sogar einen Lift. Nachdem ich aber das Gitter und die Holztür geschlossen hatte, brauchte ich mein Feuerzeug, um den richtigen Knopf für den *cuarto piso* zu finden. Langsam rumpelte der Fahrstuhl dem Lärm und der Tanzmusik entgegen, die, je höher er kletterte, desto intensiver wurden.

In der 4. Etage erwartete mich auch etwas Licht. Die Mischung aus Musik und Stimmengewirr dröhnte penetrant in meinen Ohren. Im Hausflur vor der offenen Wohnungstür stand Arroyo Gómez in einem hellgrauen Anzug und mit bunter Krawatte. Neben ihm hatte sich ein junger, in Jeans und grünes Militärhemd gekleideter Kubaner plazierte; Schlitzaugen und eine seltsam gelbstichige Bräune verrieten zumindest einen chinesischen Vorfahren in der Familie.

Jeder der Männer hielt ein Glas in der Hand. Als ich des wohl-

beleibten Geschäftsträgers von Nicaragua ansichtig wurde, revidierte ich sofort meine Meinung über die angeblich so schlechte Bausubstanz der Wohngebäude in Havanna: Das Haus hielt seinem Gewicht stand.

„Ich habe vom Balkon aus Ihr Auto gesehen, Greg“, strahlte er mich an. Weil er sehr laut sprechen und dazu den Mund weiter als normal aufmachen mußte, hatte er Schwierigkeiten, seine Zigarre zwischen den Zähnen zu halten. Er streckte mir die Linke entgegen, weil seine Rechte mit dem Glas besetzt war. „*Buenas noches, Greg.*“

Ich nahm sie mit der rechten Hand, irgendwie von hinten, leicht verdreht. „*Buenas noches, Arroyo.*“

Gómez deutete in weitem Bogen auf den jungen Kubaner. „Darf ich Ihnen gleich unseren Gastgeber vorstellen? Nikita Rodríguez, er ist auch Blockwart der Komitees zur Verteidigung der Revolution.“ Und zum Hausherrn gewandt: „*Ello es señor ...*“

„*Greg es bastante*“, fiel ich ihm ins Wort. Ich war wieder sehr beeindruckt. „*Mucho gusto*“, und diesmal ein korrekter Händedruck.

„Was wollen Sie trinken, Greg?“ Gómez zog mich am Arm an dem Kubaner vorbei in die Wohnung. Er besaß hier offenbar Hausrecht.

„Ein Bier wäre mir angenehm“, brüllte ich. Der Kassettenrecorder stand auf einem Stuhl mitten im Flur. Aus zwei hinteren Räumen drang ebenfalls Musik zu mir, Rumba, Mambo, Chachachá.

Gómez nickte und eilte davon.

Das Etablissement, kahle Wände, gefliester Boden, bestand aus einer Flucht von Zimmern, stellte ich nach ein paar Schritten fest. Das erste gleich rechts, ein Salon von geschätzten vierzig Quadratmetern, hatte einen Balkon zur Straße, wie ich trotz der im Raum tanzenden Leute erkennen konnte. Links und rechts und um die Ecke gab's weitere Räumlichkeiten. Gefüllte Wassereimer

wiesen auf ein Badezimmer hin; auch ein Blockwart mußte die Wassersperrzeiten ertragen. Mit Licht wurde überall gespart.

„Mach's dir bequem“, schlug Nikita vor. „Magst du nicht das Sakko ausziehen?“

Ich schüttelte den Kopf und blieb im Flur stehen. „Danke, ist schon okay so.“ Nur das Pistolenhalfter unter der Achsel drückte.

Nach meinem ersten Eindruck waren etwa zwei Dutzend Personen in der Wohnung, von denen etwa die Hälfte im Balkonzimmer tanzte. Einige unterhielten sich lautstark an einem grossen, runden Tisch gegenüber. Durchschnittsalter 25, mehr Frauen als Männer. Zwei Ventilatoren, einer im Tanzsaal, einer in dem Raum mit dem Tisch, gaben sich Mühe, die Temperatur in der Wohnung nach unten zu drehen. Draußen schwitzte man für vier bis fünf Grad mehr.

Jetzt hatte mich eines der Mädchen gesichtet, eine extrem dunkle *mulata*. Sie war mit einem Gürtel aus grünem Plüsch bekleidet, der von den Brustspitzen bis zu den Oberschenkeln reichte. Sie hatte ein hübsches Gesicht, aber als Kind keine Zahnregulierung getragen. „Ich heiße Olga“, fletschte sie und machte Anstalten, mich um die Hüfte zu fassen.

„Nein, wirklich? Ich bin Boris“, wehrte ich den Angriff ab. Was soll's? Nikita, Olga, diese Namen kennzeichneten die Generation nach dem US-Embargo. Die wird es auch noch geben, wenn sich kaum einer noch an das sowjetisch-kubanische Bündnis erinnert.

Aus der Tiefe der Dunkelheit tauchte Gómez als Retter in letzter Not auf. Mit einer Hand balancierte er ein Glas Bier, mit der anderen zog er Xeomara Marchandy hinter sich her. Zuerst befreite er mich von der Mulattin, indem er sie mit dem Ellbogen beiseite schob, dann drückte er mir das Bierglas in die Hand. Schließlich nahm er Xeomara von hinten bei den Armen und stellte sie vor mich hin. „Sie möchten sich bestimmt allein mit Señorita Marchandy unterhalten, Greg“, sagte er laut, drehte sich um und entschwand.

„*Hola*“, rief mir die Politikertochter zu. Sie machte ein ernstes Gesicht. Sie stand da, baumelte mit den Armen, als würde sie marschieren, sah zu mir herauf und wartete.

Ich stand da, hielt mein Bierglas in der Hand, sah zu ihr hinunter und sagte auch nichts.

„Bist du wegen Arroyo gekommen oder meinetwegen?“

„Deinetwegen.“ Das Gespräch begann tiefschürfend.

„Das freut mich“, strahlte sie plötzlich. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und gab mir einen Kuß auf den Mund.

Sie war zwei Kopf kleiner als ich und beneidenswert schlank, schon fast dünn. „Kriegst du nichts zu essen?“ hätte meine Mutter sie in ihrer charmanten Art gefragt. Xeomaras Körper umspannte ein trägerloser, weißer Einteiler aus Stretch, so eng, daß er ihre Formen makellos nachzeichnete. Ich meine, sie besaß noch genügend Formen, die es wert waren, nachgezeichnet zu werden. BH trug sie keinen, wie ich feststellte, beim Slip war ich mir nicht sicher.

Xeomara sah ihrem Vater stark ähnlich. Die schmalen, etwas schräg gestellten Augen, der breite, geschwungene Mund, die leicht gebogene Nase und das kleine Kinn, das schien wie dem Vater aus dem Gesicht geschnitten. Ihre Haut lechzte allerdings nach Farbe. Mädchen, du solltest ab und zu in die Sonne gehen, ihr habt ja genug davon. Die tizianroten Haare kräuselten sich zu Korkenzieherlocken. Am linken Fußgelenk trug sie eine goldene Freundschaftskette.

„Komm tanzen“, sagte sie. Sie zog mich so heftig am Arm in das Balkonzimmer, daß das Bier in meinem Glas überschwappte.

Dabei hatte ich noch nicht einmal getrunken. „Darf ich mir vorher wenigstens einen Schluck von meinem Bier genehmigen?“ widersetzte ich mich. Als ich den Arm wegziehen wollte, verschüttete ich noch mehr.

„Dann gehen wir wenigstens auf den Balkon hinaus“, sagte sie, ohne meinen Arm loszulassen. Sie zog mich zwischen den Tanzenden quer durchs Zimmer zur offenen Tür an der gegenüberlie-

genden Front. Ihre Schritte paßte sie dem Rhythmus an, wobei sie ihre Hüften im Takt wippen ließ. Von allen Seiten schwirrten mir Begrüßungsrufe entgegen. Bevor wir draußen waren, hatte ich viermal auf spanisch „*Hola*“ und zweimal auf englisch „*Hello*“ gesagt. Und einmal auf deutsch „Oh Gott, laß’ es Abend werden.“ Es war aber ohnehin schon fast zehn und stockfinster. Als wir die Balkonbrüstung endlich erreichten, war mein Glas halbleer.

Der Balkon maß nicht mehr als einen Meter in der Breite, reichte aber links und rechts bis zum jeweils nächsten Fenster. Die gemauerte Brüstung, auch nicht höher als einen Meter, genügte, um kleine Tische und Stühle vor dem Absturz zu sichern. Diese *balcones colgadizos*, überdachte Außenbalkone, waren typisch für das Straßenbild Zentral- und Althavannas. Die Bewohner benutzten sie meist nur dazu, größere Pflanzen hinauszustellen, weil die Luft in Havanna Menschen nicht zum längeren Verweilen auf einem Balkon animierte. Nikita Rodríguez benutzte ihn offenbar für gar nichts.

Im Freien, zwei Schritte von der Balkontür entfernt, sank die Musik auf erträgliche Lautstärke. Ich beruhigte mich und meine Augen zunächst einmal mit einem Blick vorbei an dem neuen, von Schweden gebauten Hochhaus rechts an der Ecke zum Prado. Ich genoß die ungehinderte Aussicht auf das Meer, in dem sich das Mondlicht widerspiegelte. In den meisten Wohnungen in den Häusern gegenüber brannte Licht. Die Consulado unter mir war ziemlich finster, aber belebt. Laternen in Wohnvierteln gehörten angesichts des Energiemangels zu einem Luxus, auf den die Stadt verzichtete.

Xeomara hatte mich um die Mitte genommen und zog mich fest an sich. Ihre Hüften zuckten im Takt der Musik. Ich nahm das Bierglas in die andere Hand, bevor ich auch noch den Rest verschüttete.

„Ich freue mich, daß du gekommen bist“, sagte sie.

„Warum?“

„Weil ich dich mag.“ Dabei hielt sie einen Moment still.

Ich nutzte die Gelegenheit, um endlich zu trinken. „Du kennst mich doch gar nicht“, sagte ich, während ich mir mit dem Handrücken den Mund abwischte.

„Doch. Ich habe dich bei der *‘Tarde Vienésa’* gesehen. Und du bist sehr nett.“

Das Wort „nett“ könnte ich mir auch öfter ausleihen. Es ist praktisch und bedeutet nichts. „Du bist auch nett“, sagte ich.

„Die Frau, die du zur *‘Tarde Vienésa’* mitgebracht hast, weißt du noch?“

Ich nickte. „Was ist mit ihr?“

„War das deine Braut? Sie ist schön.“ Verächtlich nachgesetzt: „Aber sie ist eine *mulata*.“

„Sie ist nicht meine Braut, sie ist eine liebe Freundin. Ob sie eine Mulattin ist oder eine Weiße hat für mich keine Bedeutung.“

„Hast du mit ihr geschlafen?“

Diese Frage stellten alle. „Ja, ich habe mit ihr geschlafen.“

Da preßte mich Xeomara wieder an sich und sagte trotzig: „Ich möchte auch mit dir schlafen.“

„Und was würde dein Freund dazu sagen?“

„Ich habe keinen Freund“, sagte sie, ohne den Kopf von meiner Seite zu nehmen.

„Und die Goldkette an deinem Fuß?“

„Ach die. Die ist nicht wichtig.“

Mit der Treue kam ich nicht weiter in diesem Land. Aber ich wollte das Spiel sowieso abkürzen. „Was würde denn dein Vater dazu sagen?“ Ich durfte annehmen, daß er sowieso seine helle Freude am Töchterchen hatte.

Da ließ sie mich abrupt los. „Bist du verrückt? Das darf er nie erfahren. Weißt du überhaupt, wer mein Vater ist?“

„Ja.“ Die Theorie von der „konzertierten Aktion“ begann einzustürzen. „Weiß dein Vater, daß du auf dieser Party bist?“

„Du bist doch verrückt“, schüttelte sie den Kopf. In Situationen

wie dieser wollte ich, ich wäre es. Xeomara lachte wieder. Im nächsten Moment hatte sie meinen Kopf zu sich heruntergezogen und küßte mich. Dabei bewegte sie ihren Körper wieder im Rhythmus der Musik. Ich konnte mich befreien, bevor sie mit der Zunge meinen Mund geöffnet hatte. Es war unglaublich, welches Temperament in diesem zarten Persönchen steckte.

„Xeomara“, sagte ich, „solltest du nicht besser aufpassen? Was ist, wenn Arroyo Gómez deinem Vater erzählt, was du hier machst?“

„Der? Der sagt nichts. Der hat doch das alles hier für mich arrangiert. Der ist mit meinem Vater nicht befreundet. Sie haben nur politisch miteinander zu tun, irgendwie, ich weiß das nicht so genau. Ich kenne Arroyo viel besser, als mein Vater ihn kennt.“

„Hast du mit ihm geschlafen?“

„Mit Arroyo?“ lachte sie. Gleich darauf hielt sie sich eine Hand vor den Mund. Leiser sagte sie: „Der denkt doch nur an seine Frau. Sie kriegt ein Baby. Hast du das nicht gesehen? Ich gehe mit ihm manchmal essen, aber das darf mein Vater auch nicht wissen.“

Xeomara war also nicht mein Lockvogel. Meine Theorie war dahin. Ich stellte das Bierglas auf die Brüstung. Ich wollte es nicht mehr.

Xeomara hatte mich von hinten wieder um die Hüften genommen und drückte mich. Plötzlich ließ sie los. „Ich komme gleich.“

Sie war ein Temperamentbündel. Und im Grunde nichts anderes als eine Chica. Auch Töchter von Politikern waren Glücksjägerinnen.

Ich sah vom Balkon hinunter. Ich konnte Menschen erkennen, die in Gruppen beisammenstanden. Sie redeten laut, lachten, diskutierten. Nichts ging hier ohne Lärm. Als ich kam, hatten vorn an der Ecke bei der Tankstelle Jugendliche mit Fahrrädern gestanden, Reifen aufpumpen. In den meisten Wohnungen gegenüber saßen die Leute vor den Fernsehapparaten. Ich dachte, andere Völker würden sich abends anders beschäftigen. Eine Serienheldin schluchzte so laut, daß die Straße vor Rührung bebte.

Da kam Xeomara zurück. In jeder Hand hatte sie ein Glas mit Eis und Rum. Unter der Nase und an den Rändern der Nasenflügel war sie weiß. Ich nahm ihr ein Glas aus der Hand.

„*Salud*“, sagte sie, prostete mir zu und trank.

Ich hob nur das Glas, ohne zu trinken. Dann nahm ich mein Taschentuch und wischte ihr damit die Nase ab. Sie ließ es geschehen. Sie wartete, bis ich das Tuch wieder eingesteckt hatte. Dann kam sie ganz dicht heran, drückte ihre Schenkel gegen meine und begann, im Takt der Musik zu wippen. „Ich möchte tanzen.“

„Bitte, wenn du unbedingt willst. Mir ist aber zu heiß. Habt ihr irgendwo einen Stuhl, auf den ich mein Sakko hängen kann?“

„Warte“, sagte sie und ging.

Ich wußte nun, woher das Temperament kam. Zumindest zu einem Teil. Xeomara stand bis zu den Haarwurzeln unter Kokain. Als sie den Rum holte, hatte sie eine neue „Straße“ geschnupft.

Jetzt zog sie, ihre Schritte im Tanzrhythmus wiegend, einen Stuhl hinter sich her auf den Balkon heraus. Sie erinnerte mich an Fred Astair, wie er mit dem Kleiderständer tanzte.

„Danke“, sagte ich. Ich drehte mich so, daß sie nicht genau sehen konnte, wie ich das Sakko auszog. Ich öffnete die Verschlüsse des Halfters, zog das Sakko aus und streifte gleichzeitig die Riemen ab. Das Halfter mit der Pistole hing ich, verdeckt vom Sakko, über die Stuhllehne. Dann stellte ich den Stuhl neben der Balkontür so ins Zimmer, daß er niemanden beim Tanzen behinderte, ich ihn aber ständig im Blickfeld haben konnte.

Xeomara war schon mitten unter den anderen und tanzte, allein, für sich. Afrocubanische Musik. Melodien weißer Einwanderer und Kreolen, die Rhythmen schwarzer Sklaven. Blasinstrumente und Gitarren, Klanghölzer, Bongós und Congas. Xeomara winkte mich zu sich. Sie nahm meine Hände, hielt sie fest, zog mich an sich, ließ die Hände wieder los, drehte sich. Sie bewegte sich ungemein grazil, weich, fließend. Sie drückte die Hüften sanft nach links und rechts, vor und zurück. Es waren

wiegende, geschmeidige Bewegungen. Eindeutige. Die Füße glitten im Takt über den Boden und kamen immer wieder auf dieselbe Stelle zurück. Kopf und Schultern schienen stillzustehen, während sie den Unterkörper kreisen ließ. Dann ging sie langsam in die Knie, tanzte näher zu mir. Das Kleid spannte und schob sich bis zu den Hüften hinauf. Es war zwar nicht das brennendste Problem des Abends, aber ich bemerkte es trotzdem: Einen Slip hatte sie an.

Ich folgte der Musik und Xeomaras Bewegungen. Als sie mich berührte, tanzte auch ich langsam in die Hocke. Sie nahm meinen Schenkel zwischen ihre Schenkel, preßte ihn, setzte sich darauf. Während sie die Hüften kreisen ließ, rieb sie sich an mir. Plötzlich richtete sie sich auf, drehte sich um und faßte mit den Händen nach hinten, zog mich wieder an sich. Meine Hüften machten die kreisenden Bewegungen mit. Sie drehte sich wieder zu mir. Die Augen strahlten, den Mund hatte sie halb geöffnet, die Zunge strich über die Lippen.

Mir fiel ein, was der österreichische Botschafter gesagt hatte. „Die Menschen hier haben eine andere Einstellung zum Sex, zum Körper überhaupt.“ Das hatten sie wohl. Sie waren viel offener als wir Europäer, sonst hätten sie nie so tanzen können, freizügig, aufgeschlossen; hemmungslos wäre das falsche Wort. Die Musik, der Rhythmus, die Freizügigkeit gehörten zu ihrem Leben. Sie hatten nicht viel anderes. Die meisten Europäer und Nordamerikaner haben diese Mentalität nie verstanden. Daraus war auch ein politisches Problem geworden.

Nach ein paar Tänzen war mein Hemd naß und mein Rücken begann zu schmerzen. Die anderen rundum hatten uns immer wieder mit Zurufen angefeuert. Sie freuten sich, daß ich als Europäer ihre Musik mochte. Der Schweiß brannte in meinen Augen. Junge, du brauchst eine bessere Kondition. Das hier war ein schärferes Training als zwei Stunden Handball. Aber reizvoller. Aufreizender auch.

Den Stuhl mit meinem Sakko hatte ich trotzdem nicht aus den Augen gelassen. Arroyo Gómez blieb meinen Blicken jedoch ver-

borgen. Ich wollte ihn jetzt nicht suchen. Dazu hätte ich entweder den Stuhl mitschleppen oder das Sakko anziehen müssen.

Ich trat wieder auf den Balkon hinaus und atmete etwas bessere Luft. Drinnen stand der Zigarrenrauch bis zur Decke. Wie's aussah, hatte tatsächlich Xeomara hinter der Einladung zu dieser Party gesteckt. Ich wußte nur nicht, was ich Celina erzählen sollte.

Xeomara war mir auf den Balkon gefolgt. Sie sah nicht einen Augenblick erschöpft aus. Das würde aber schnell kommen, sobald die Wirkung des Kokains nachließ.

Sie sagte nichts. Sie nahm meine Hände und sah mich an. Plötzlich fiel sie mir um den Hals, zog mich zu sich und küßte mich.

Jetzt konnte ich nicht mehr widerstehen. Ich erwiderte den Kuß. Sie preßte ihren Körper gegen meinen. Mit einer Hand hielt sie mich fest, mit der anderen führte sie meine Hand von oben in das Stretchkleid. Ich fühlte ihren warmen Körper. Als ich die Hand zurückziehen wollte, nahm sie sie selbst aus dem Kleid, drückte sie aber nach unten und zwischen ihre Oberschenkel.

Mädchen, das reicht jetzt. Ich löste mich von ihr und sagte: „Mädchen, das reicht jetzt. Wir sind nicht allein.“

„Ich will mit dir schlafen.“

„Nicht hier. Nicht jetzt.“

„Wann? Darf ich dich anrufen? Morgen?“

Ich nickte. Ich wurde aber plötzlich abgelenkt. Morgen?

Nein, meine Gedanken beschäftigten sich nicht mit meinem Flug nach Wien. Es war etwas anderes. Hier war auf einmal etwas anders.

Dann wußte ich es: Unten auf der Straße war es plötzlich still geworden. Ich hatte es im Unterbewußtsein registriert, obwohl der Kassettenrecorder im Flur noch immer lärmte. In den meisten Wohnungen gegenüber hatten sie bereits die Lichter abgeschaltet. In einigen liefen noch die Fernsehgeräte, man konnte sie hören, laut genug. Das alles war normal. Aber von der Straße drang kein Laut mehr herauf. Das war nicht normal.

Ich sah über die Balkonbrüstung auf die Consulada hinunter. In der dunklen Straße konnte ich nichts Ungewöhnliches erkennen. Zwei Autos standen unten, meines und der Wolga. Der Mercedes mit der Diplomatennummer war weg. Mir fiel nur auf, daß sich keine Leute mehr auf der Straße aufhielten.

Xeomara drückte sich wieder von hinten an mich. „¿*Qué pasa?*“ fragte sie ungeduldig.

„Das möchte ich selbst gerne wissen. Ist der Wolga da unten dein Auto?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube, er gehört Nikita.“

„Ist Arroyo Gómez gegangen?“ Bei der lauten Musik hatte ich kein Auto wegfahren gehört, beim Tanzen im Zimmer und den Zurufen der Partygäste schon gar nicht.

„Schon lange.“

Ich drehte mich zu ihr. „Weiß er, daß du Kokain schnupfst?“

„*Claro*“, lachte sie. „Von dem hab ich es ja.“

„Woher hat er es?“

„Weiß ich nicht. Ist mir auch egal. Er hat Mengen davon.“

„Und dein Vater?“

Xeomara machte ein böses Gesicht. „Spielverderber.“ Im nächsten Moment lachte sie wieder und begann zu tanzen. Aufreizend, herausfordernd. Sie ließ im Takt die Hüften kreisen, ging in die Hocke, schob die Knie weit auseinander. Sie lachte lautlos. Der Kassettenrecorder lief immer noch, obwohl im Zimmer niemand mehr tanzte.

Mädchen, wenn du so weitermachst, hat dich das Kokain in einem Jahr ruiniert. Oder etwas anderes. „Laß das, Xeomara. Für heute reicht es. Ich fahre jetzt ins Hotel. Bleibst du noch hier?“

„Ich bleibe hier und tanze mit dem Mond. Ich bin überhaupt nicht müde“, sagte sie und ließ ihren Körper weiter kreisen. Das kommt schon noch, Mädchen. Und dazu die Depression.

Ich hätte ihr noch gern einen Abschiedskuß gegeben, wollte aber kein Risiko mehr eingehen, welcher Art auch immer. Ich

nahm das Sakko vom Stuhl und legte das Schulterhalfter an. Ich gab mir keine Mühe mehr, die Pistole zu verbergen. Xeomara war so weggetreten, daß es ihr gar nicht auffiel. Und wenn schon, morgen würde sie es nicht mehr wissen.

Als ich durch die Wohnung ging, saßen noch ein paar Leute im Raum gegenüber. Olga sah ich nicht. Nikita rief mir ein „*Buenas noches*“ nach und winkte. Andere wollten mich mit „*My friend*“ und „*Amigo*“ zum Bleiben überreden. Ich ignorierte sie. Ich stahl mich aus dem Zigarrendunst und trat in die muffige Kühle des Stiegenhauses. Ich nahm nicht den Lift, sondern tastete mich die enge, finstere Treppe hinunter. Ich wußte, im Haus würde nichts passieren. Zu viele Zeugen. Sie warteten draußen.

Das Haustor stand offen. Ich nahm die Pistole in beide Hände. Mit der Schulter voran schnellte ich aus dem Tor und drückte mich an die Mauer. Nichts. Dann mit einem Hechtsprung auf die Straße, in die Hocke, die Pistole im Anschlag Richtung Tankstelle. Nichts. Eine schnelle Drehung nach der anderen Seite. Nichts. Die Consulado war wie ausgestorben.

Ich richtete mich auf. Ich senkte die Pistole, hielt sie aber weiter mit beiden Händen. Junge, heute nerven sie dich.

Da sah ich zu meinem Wagen. Blitzschnell ging ich wieder in die Knie und riß mit beiden Händen die Pistole hoch. Nichts. Aber bei mir im Auto saß einer. Er saß hinten im Fond und sah vorne zur Windschutzscheibe hinaus.

Ich wußte, daß ich den Wagen abgesperrt hatte. Das machte ich immer. Also mußte jemand einen zweiten Schlüssel haben. Die Leihfirma, *claro*. Mit der Tschechow im Anschlag ging ich langsam auf das Auto zu. Dann nahm ich die Pistole in die rechte Hand. Ich zielte auf seinen Kopf und öffnete vorsichtig die Tür. Er wird doch nicht von innen verriegelt haben.

Hatte er auch nicht. Hätte er vermutlich gar nicht können. Er war nämlich tot.

Er war mein Mann im gestreiften Hemd. Er saß da und starrte

mit aufgerissenen Augen nach vorn, sein Blick glasig, ausdruckslos. Sobald man nahe genug kam, konnte man den Einschuß an der Schläfe sehen: aufgesetzt. Kleinkalibrige Kontaktwunden, verursacht durch Schüsse mit unmittelbarer Mündungsberührung, weisen noch deutlich sichtbare Verbrennungen und Pulverrückstände am Hautgewebe auf.

Und wieder hätte ich wetten können, zehn zu eins, daß sowohl vorne an der Ecke als auch unten am Prado Streifenwagen der Polizei standen und warteten, daß ich mit der Leiche vorbeikam. Und hundert zu eins, daß der Schuß aus meiner Beretta abgefeuert wurde. Warum keiner hier eine Wette von mir entgegennahm?

Ich hätte auch noch einiges anderes wetten können. Zum Beispiel, daß die Party nur arrangiert worden war, um mir eine Leiche ins Auto zu legen. Echt? Hätte es da nicht weniger umständliche Gelegenheiten gegeben? Sicher, aber Gómez machte alles kompliziert. Ich fragte mich, wie wohl die Sandinisten mit solch umständlichen Typen je die Revolution in Nicaragua gewinnen konnten.

Tja, es wettete sowieso keiner mit mir.

Den Mann im gestreiften Hemd hatten sie schon länger. Er ging mir doch bereits seit gestern mittag ab. Um ihn tat es mir leid. Er hatte sich solche Mühe gegeben. Warum sie gerade ihn ausgesucht hatten, um mir einen Mord anzuhängen? Das sollte aber vermutlich auch gleichzeitig eine Warnung an jemand anderen sein. An wen wohl? Aber der Mord selbst, der sollte an mir hängen bleiben. Die Polizei würde mich überführen, der Oberstaatsanwalt würde mich vor Gericht stellen, das würde mich „wegen Mordes aus niedrigen Beweggründen“ zum Tode verurteilen – und dann würde einer kommen und mir ein Geschäft vorschlagen. Wahrscheinlich, daß ich ihm etwas geben sollte, was ich gar nicht hatte.

Wer wußte denn überhaupt, daß ich hier war? Alle. Gómez, klar. Javier Marchandy Lupo auch? Eher nicht. Die sexgeile Xoomara hatte mir ja meine schöne Theorie kaputtgemacht. Also

doch nicht alle. García Marín? Der wußte immer alles. Celina wußte es auch.

Das half mir aber im Moment nicht weiter. Zuerst mußte ich die Leiche loswerden. Dann mußte ich die Polizisten loswerden.

Vorne an der Ecke standen sie. Ich wußte aber nicht, ob rechts oder links von der Consulado. Standen sie rechts, hatte ich keine andere Wahl, als links zu fahren und mich damit noch weiter nach Centro Habana hinein zu verirren. Scheiße. Die Straßen dort waren so eng, daß man mich mit Mülleimern hätte stoppen können. Warteten sie jedoch links oder am oberen Ende der Consulado, konnte ich zum Malecón hinunter. Sie standen dann aber in meiner Fahrtrichtung und hatten bestimmt die schnelleren Autos. Auch Scheiße.

Also zurück zum Prado. Da war das Problem die gut zehn Meter breite Mittelpromenade. Um auf die andere Straßenseite zu kommen, hätte ich über jede Menge Stufen rattern müssen. Das können sie nur im Film. Wieder Scheiße. Außerdem parkte ich verkehrt zum Prado und hätte erst wenden müssen. Warum geht das Schicksal so unfein mit mir um?

Ich handelte jetzt schnell und zunächst fast geräuschlos. Ich faßte den Toten unter dem Arm und hob ihn heraus. Vorsichtig legte ich ihn neben dem Auto auf den Gehsteig. Tut mir leid, Junge, das war wirklich nicht meine Absicht. Wenn mich jemand von einer der Ecken beobachtete, zeigte er sich jedenfalls nicht.

Dann stieg ich ein, startete, schaltete das Licht ein, blendete sofort auf, gab Vollgas und schleuderte an Nikitas Wolga rechts vorbei und die Straße hinauf.

An der Ecke fuhr ein Polizeiwagen vor, blieb stehen und blockierte die Straße. Damit hatte ich gerechnet. Wenn die mir jetzt entgegenfahren wollten, mußten sie erst zurückschieben, bevor sie zu mir einschlagen konnten. Außerdem blendete ich sie mit meinen Scheinwerfern. Sie wollten aber vermutlich sowieso nur die Straße sperren.

Nun kam es darauf an, wie schnell die hinter mir waren.

Nicht sehr schnell. Sie hatten ja am Motorgeräusch gehört, daß ich hinauf fuhr, und sie wußten, daß ich oben blockiert war. Der Streifenwagen, der unten am Prado gewartet hatte, kam also eher gemächlich um die Ecke. Er bog bei der Tankstelle ein und fuhr mir langsam nach. Sie hatten mich ja in der Falle.

Dachten sie. Im selben Moment bremste ich scharf ab, warf den Rückwärtsgang hinein, daß die Räder des Getriebes ein paar Zähne verloren, und stieg abermals voll aufs Gas: rückwärts am Wolga vorbei und hart rechts. Die hinter mir waren so geschockt, daß auch sie hart rechts einschlugen. Wollten die mich rammen? Kamikaze.

Ohne mich. Ein scharfer Haken nach links, und im Rückwärtsgang schoß ich an ihnen vorbei auf den Prado hinaus. Unten noch einmal links. Jetzt stand ich zwar gegen die Fahrtrichtung der Einbahnstraße, aber Richtung Malecón.

Lieber Gott, laß kein Auto entgekommen! 1. Gang, 2. Gang, mit durchgedrücktem Gaspedal und total überdrehtem Motor den Prado hinunter. Aber schon an der nächsten Ecke schleuderte ich in die Querstraße und schaltete gleichzeitig das Licht aus. Während ich den Motor abwürgte, sah ich im Rückspiegel zwei Streifenwagen nacheinander an meiner Straße vorbei mit Vollgas den Prado hinunterrasen. Und tschüs! Sie fuhren, zwangsläufig, ebenfalls gegen die Einbahnstraße. Junge, Junge, wenn euch die Polizei erwischt!

Ich ließ meinen Wagen ausrollen und gönnte mir eine Verschnaufpause. Ich stand genau in der nächsten Parallelstraße. In so unmittelbarer Nähe vermuteten die mich nie.

Ich gab den Leerlauf hinein, stieg aus und schob den Wagen über zwei Querstraßen. Das war bei den vielen Schlaglöchern gar nicht so einfach. Und keiner hilft einem, wenn man einmal Hilfe braucht!

Dann stieg ich wieder ein und startete. Das Getriebe meines

Autos war so gut wie im Eimer. Tja, zahlt ohnehin die Versicherung. Ohne Licht fuhr ich quer durch *Centro Habana* und *Vedado*. Die großen Straßen mied ich. Wenn ich eine Polizeisirene hörte, nahm ich die entgegengesetzte Richtung. Irgendwie kam ich nach Miramar. Ein paar Straßen vor Celinas Haus parkte ich und ging zu Fuß weiter. Ich hoffte nur, daß Celina noch wach war. Es war schon zwei Uhr vorbei.

Vor dem Haus sah ich den alten Dodge stehen. Ich turnte über den Zaun des Nachbarhauses, schlich den Sträuchern entlang weiter und kletterte vor Celinas Haus auf die Auffahrt zurück. Jetzt war ich durch die Bäume vor dem Haus gedeckt. Ich klopfte leise.

Celina machte sofort auf und hatte nur einen dünnen Morgenmantel um. Sie sah mich an. In der nächsten Sekunde fiel sie mir um den Hals und weinte. Sie drückte mich, immer wieder. Nur einmal schreckte sie zurück, als sie das Pistolenhalfter spürte.

„Ich bin so froh, daß du da bist.“ Sie sah mich an, zog mich aber gleich wieder zu sich. „Ich hatte Angst um dich, *querido*.“

Ich schüttelte nur den Kopf. Dann ließ ich mich in den Fauteuil rechts von der Tür fallen. Jetzt erst merkte ich, wie erschöpft ich war. Meine Knie zitterten, die Arme fühlten sich schlaff und taub an. Ich wußte nicht, was mich mehr angestrengt hatte: das Tanzen, die Combat-Sprünge vor dem Haus oder das Auto zu schieben. Vermutlich war es die nervliche Belastung. Oder alles zusammen. Celina verriegelte die Tür. Im Raum stand die Hitze stramm, die Kühle der Nacht hatte sich im Haus noch nicht durchgesetzt. Ich zog mein Sakko aus, warf es auf die Couch. Ich nahm auch das Halfter mit der Pistole ab und legte es auf den Tisch.

„Liebes“, sagte ich, „gib mir bitte etwas zu trinken. Hast du schon geschlafen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe auf deinen Anruf gewartet.“

Sie sah mich besorgt an. Dann ging sie in die Küche und holte Eis. Während sie ein Glas Rum auf Eis richtete, erzählte ich ihr die

Geschichte der Beretta 7.65, wie ich Jesús die Pistole im Colina abgenommen hatte, sie im Fernsehapparat versteckte und gestern damit den großen Schwarzen erschoss, und daß sie mir heute gestohlen wurde. Und wie ich den Toten im Auto fand.

Sie hatte mir das Glas in die Hand gegeben und sich in den anderen Sessel gesetzt. Mit gefalteten Händen hatte sie zugehört. Jetzt fragte sie: „Bist du sicher, daß der Mann mit dieser Pistole getötet wurde?“

„Es ist anzunehmen. Und jemand hat die Polizei verständigt.“

„Wer könnte das getan haben?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich bin sicher, daß Arroyo Gómez damit zu tun hat.“ Dann erzählte ich auch von der Party und von Xeomara Marchandy. Auch, daß ich nicht mehr glaubte, Javier Marchandy Lupo habe etwas mit dem Fall zu tun. Daß Xeomara mit mir schlafen wollte, erzählte ich nicht.

Celina schüttelte den Kopf. „Was hat Gómez damit zu tun? Er ist doch Ausländer.“

„Das spielt keine Rolle“, sagte ich. „Er versorgt Xeomara mit Kokain. Ich wüßte gern, woher er es hat. Du hattest doch auch Angst vor ihm. Warum?“

„*Querido*, ich weiß es nicht genau. Ich hatte ein ungutes Gefühl und wollte dich warnen. Ich weiß von – von García Marín, daß Gómez in Diplomatenkreisen als sehr radikal gilt. Von unseren Politikern soll er Kontakt nur zu den alten Kommunisten haben.“

„Gehört Marchandy dazu?“ fragte ich. Müdigkeit überfiel mich.

„Meines Wissens nicht. Das macht mich ja so unsicher. Andererseits können Menschen die absonderlichsten Dinge tun, wenn es um Macht geht. Das weißt du auch, *querido*. Und Macht hat er als Chef der Abwehr. Aber vielleicht hat das nichts zu bedeuten.“

„Vielleicht. Xeomara sagte, Arroyo Gómez sei gar nicht befreundet mit ihrem Vater.“

„Vielleicht kennt Gómez jemand anderen in der Partei. Oder bei der Polizei? Das sagte er doch.“

„Aber daß ich mich mit dem Fall beschäftige, haben bisher nur du und García Marín gewußt“, sagte ich.

„Und Odalys.“

Mir stellte es plötzlich die Haare auf. „Liebes, du hast recht. Odalys habe ich total vergessen. Wenn die sie richtig ausdrücken, wissen sie alles. Die ! Wer sind die? Oder spielt sie falsch?“

Celina hob hilflos die Schultern und stellte fest: „Marchandy leitet einen Geheimdienst. Könnte nicht auch er alles wissen?“

Ich nickte nachdenklich. Da fiel mir etwas ein. „Hast du García Marín gesagt, daß ich nach Wien fliege?“

„Nein.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich erzähle ihm nichts mehr.“

„Wieso hast du mich dann nicht gefragt, wie ich Jesús gefunden habe und woher ich wußte, daß García Marín gelogen hat?“

Fast automatisch wanderte Celinas rechte Hand zum Mund, begann Celina, an einem Fingerknöchel zu kauen. Nach einer schier endlos langen Pause antwortete sie: „*Querido*, du weißt, daß ich nie frage. Was du mir nicht sagen willst, brauchst du nicht zu sagen. Und du sagst es auch nicht. Alles andere erzählst du mir von allein.“ Dabei sah sie mich von der Seite an.

Ich stand auf, stellte das Glas auf den Tisch, beugte mich zu ihr hinunter und küßte sie. Dabei rutschte der Morgenmantel zur Seite. Ich spürte ihre warme Haut. Ich hatte Sehnsucht nach ihrer Körperwärme. Auch nach Ruhe. Mein Kopf befahl mir etwas anderes.

„Liebes“, sagte ich und bemühte mich, alle anderen Gedanken zu vertreiben, „kannst du etwas für mich tun?“

„Natürlich, *querido*. Was soll ich tun?“

„Mir helfen.“ Ich nahm ihr die Hand aus dem Mund und legte sie in ihren Schoß. „Ich kann nicht mehr ins Hotel zurück. Da sitzt vermutlich eine ganze Polizeikompanie und wartet auf mich. Die Teniente ist sowieso nicht meine Freundin. Ich werde nie beweisen können, daß ich den Mann nicht erschossen habe. Und daß ich zwei Polizeisperren überrannt habe, werden sie mir wahr-

scheinlich ganz persönlich übelnehmen. Abgesehen vom Fahren gegen eine Einbahnstraße.“ Ich lachte kurz auf. Mir war nicht nach Lachen zumute.

Auch Celina verzog das Gesicht. War das alles nicht zu grotesk? Sie wurde gleich wieder ernst. „Was soll ich tun?“

„Mich verstecken. Darf ich bis zum Abflug hier bleiben?“

Sie nickte ganz fest. Sie befreite sich von meinen Händen, zog meinen Kopf zu sich hinunter und küßte mich.

„Noch etwas“, sagte ich. „Glaubst du, daß du mir aus dem Hotel ein paar Sachen holen kannst?“

Sie überlegte kurz. „Doch. Ich denke schon. Inzwischen kennen sie mich ja im Hotel.“

„Danke. Aber du mußt mich auch zum Flugplatz bringen. Du mußt für mich das Ticket holen und bezahlen. Es liegt am Schalter von Cubatur, die diesen Touristenflug arrangiert hat. Und du mußt mich die ganze Zeit so abschirmen, daß man mich erst entdeckt, wenn ich bereits in der Luft bin.“ Ich seufzte. Mir fiel mein Auto ein. „Ich habe den Wagen weiter oben in der *séptima* abgestellt. Ich lasse dir den Autoschlüssel da. Kannst du das Fahrzeug für die Zeit, in der ich weg bin, so verstauen, daß es nicht auffällt? Ich nehme an, die Polizei wird das Auto suchen.“

Celina nickte. „Ich stelle es einfach vors Haus. Da ist es von der Straße abgeschirmt. Bei mir wird niemand nachsehen.“

Ganz so sicher war ich mir da nicht. Trotzdem sagte ich: „Gut. Danke. Probleme wird es geben, wenn ich zurückkomme. Ich werde mir kein neues Visum besorgen. Da kann es dann sein, daß sie mich gar nicht mehr einreisen lassen. Oder sie lassen mich herein und nehmen mich gleich fest.“

Celina lächelte. „*Querido*, du kannst mir vertrauen. Wir kriegen das hin. Du kommst heil nach Österreich und wieder zurück. Und wenn du nicht in drei Tagen wieder bei mir bist, komme ich nach und verhafte dich wegen Einbruchs in ein fremdes Herz. Das

ist ein Verbrechen aus niedrigen Motiven. Dafür bekommst du lebenslänglich. Von mir.“

Ich hob sie aus dem Sessel und nahm sie in die Arme. Ich drückte sie so fest, daß sie sich zu sträuben begann. „Wenn ich wüßte“, keuchte sie, „wann du ...“, als das Telefon läutete.

Ich sah auf die Uhr. Es war drei Uhr morgens. Ich sah Celina fragend an. Sie zuckte die Achseln, wand sich aus meinen Armen und hob das Telefon ab.

„¡Hola!“ Sie hörte zu. Gleichzeitig bedeckte sie mit der Hand die Sprechmuschel, drehte den Kopf zu mir und bewegte lautlos die Lippen: „García Marín.“

Ich hatte so etwas geahnt.

Plötzlich ließ sie die Hand mit dem Hörer sinken und sah mich nur an. Nicht fragend, sondern hilflos.

Ich wußte trotzdem, was sie wissen wollte. Ich nickte langsam.

Celina hob den Hörer wieder hoch und sagte: „Ja, er ist bei mir.“ Sie hörte noch einmal zu, dann sagte sie: „Ich werde es ihm sagen.“ Danach legte sie auf.

Ich wartete.

Sie sah mich an. „Er weiß alles.“

„Was alles?“

„Was heute nacht passiert ist. Auch von deinem – der Schieserei gestern vormittag in der San Rafael.“

Daß er die Geschichte mit Jesús wußte, überraschte mich nicht. Das andere schon. Entweder hatte er wirklich so tolle Beziehungen, oder er steckte selbst dahinter.

García Marín und Gómez? Das war eine neue Kombination. Dann wären Xeomara und Javier Marchandy Lupo nur zufällig ins Geschehen gerückt? *Maravilloso*. Wenn es mir nur nicht immer so schwergefallen wäre, an Zufälle zu glauben. „Weiß er auch, daß ich morgen nach Wien fliegen will?“

Celina schüttelte den Kopf. Aber sie sagte nichts. Ich zündete mir eine Zigarette an. Da erst sagte sie: „Er kommt her.“

Ich hätte mir beinahe die Finger am Streichholz verbrannt. Ich machte große Augen. „Wann? Was will er?“

„Jetzt. Er will mit dir reden.“

Ich nahm einen kräftigen Zug von der Zigarette. „Aber ich will nicht mit ihm reden. Ich gehe.“

Celina trat ganz dicht an mich heran. Sie hatte Tränen in den Augen. „*Querido*, bitte bleib’. Du weißt, wie ich jetzt zu ihm stehe. Aber er kann dir trotzdem helfen. Ich weiß es.“

„So wie er mir bisher geholfen hat?“ fragte ich. Es sollte nur zynisch klingen. Es war aber auch scharf, grob, bitter.

„Bitte“, sagte sie. Sie umfaßte mich und lehnte den Kopf an meine Schulter. „Bitte bleib’. Ich will dich nicht verlieren.“

„Verlierst du mich, wenn ich jetzt gehe?“

Sie nickte in meine Schulter hinein. „*Querido*“, sagte sie und sah zu mir herauf. Tränen liefen ihr über die Wangen. „Du bleibst nicht am Leben, wenn du jetzt gehst. Sie sind mehr. Sie sind viele. Sie warten auf dich, überall. Und ich liebe dich.“ Sie vergrub ihr Gesicht wieder an meiner Brust.

Ich strich über ihr Haar. Es fühlte sich weich an, angenehm. Was hatte ich noch zu verlieren? Ich steckte so tief im Schlamassel, daß ich ohne fremde Hilfe sowieso nicht mehr herauskam.

„Na schön, Liebes. Ich bleibe.“ Ich schob Celina sanft von mir, drehte mich um und setzte mich in den Fauteuil, in dem sie zuerst gesessen hatte. Die Zigarette drückte ich im Aschenbecher aus.

Sie sah mich dankbar an. Dann sagte sie: „Ich zieh’ mir nur etwas anderes an. Ich möchte nicht so – ich meine, wenn er kommt, möchte ich angezogen sein.“ Sie ging ins Schlafzimmer.

Kaum hatte sie den Raum verlassen, nahm ich die Tschechow aus dem Halfter und steckte sie hinten in den Hosenbund. Das Lederzeug legte ich auf die Couch und mein Sakko drüber, so daß man es nicht sofort sehen konnte. Dann setzte ich mich wieder in den Sessel, kreuzte die Beine und versuchte, an nichts zu denken.

Nach ein paar Minuten kam Celina wieder, in Jeans und weißer

Bluse. Wir redeten nicht mehr. Sie machte sich in der Küche zu schaffen. Ich zündete eine neue Zigarette an und rauchte in langen Zügen.

Dann schlug leise der Türgong an. Celina öffnete. García Marín kam herein, gefolgt von einem kühlenden Luftzug, der mich trotz der stickigen Hitze frösteln ließ. García Marín sah mitgenommen und müde aus, mit dunklen Ringen unter den Augen. Trotz seines gepflegten Bartes konnte ich die eingefallenen Wangen erkennen. Aber er gab sich überheblich wie immer. Mit der brennenden Zigarre in der Hand pflanzte er sich vor mir auf. Celina übersah er. Das war nicht die Art, wie befreundete Kubaner einander begrüßten. So kam ein Macho heim zu seiner Frau.

García Marín sah mich an. „*Buenas noches, señor Gregor.*“

„*Buenas*“, sagte ich. Ich stand nicht auf.

Er kam sofort zur Sache. „Sie werden wegen zweier Morde gesucht. Wegen des Mannes, den sie gestern in der San Rafael erschossen haben, und wegen des Mannes, den Sie heute mit derselben Pistole erschossen und dann auf die Straße geworfen haben.“

„Sie ermüden mich, Señor“, sagte ich und nahm einen Zug von der Zigarette. „Es ist auch schon spät. Ich habe einen sehr arbeitsreichen Tag hinter mir.“

„Sie werden wegen zweier Morde gesucht“, wiederholte García Marín und zog die linke Augenbraue hoch. „Finden Sie das erheitend?“

„Nein, bei Gott, das finde ich nicht. Ganz im Gegenteil, ich finde es absolut grotesk und irre, daß Menschen umgebracht werden, und ich frage mich noch immer, weshalb. Sie wissen doch genau, was wirklich passiert ist.“ Auch ich war müde, zu müde, um richtig wütend werden zu können. Ich war, um ehrlich zu sein, so ziemlich am Ende. Ich wollte es nur nicht zugeben, es mir auf keinem Fall anmerken lassen. „Den Mann gestern vormittag

habe ich in Notwehr erschossen. Jesús wird das bezeugen. Den Mann heute nacht ...“

„Sie haben eine Schußwaffe besessen, was in Kuba verboten ist“, fiel er mir ins Wort. „Und Sie wissen das. Auf welche Weise ...“

„Ach, kommen Sie“, unterbrach ich ihn jetzt. Ich drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. „Daß ich die Beretta hatte, haben Sie vom Anfang an gewußt. Und zwar von Jesús, den angeblich die Polizei gesucht hat, während er zu Hause saß und Domino spielte. Und weil mir die Beretta gestohlen wurde, haben Sie mich mit einer neuen Pistole versorgt. Das heißt, Sie haben sie mir ja schon vorher angeboten. Vielen Dank übrigens. Ich hatte noch keine Gelegenheit, sie auszuprobieren. Funktioniert sie denn auch?“ Ich mußte mich beherrschen, nicht mit der Hand nach hinten zu fassen.

„Die ist zu Ihrem persönlichen Schutz.“

„*Muchas gracias* Und zu meinem persönlichen Schutz hatte ich auch die Beretta benutzt. Oder hätte ich mich von dem Killertyp abknallen lassen sollen?“

„Die Polizei sieht das anders.“

„Das ist ihr Problem.“

„Sie nehmen die Angelegenheit zu leicht, Señor Gregor. In Ihrem Hotel wartet die Teniente.“

„Ach nein, die wieder? Das ist eine spezielle Freundin von mir. Ich hatte auch schon richtig Sehnsucht nach ihr. Ich dachte, weil sie ja nur eine ...“

„Sie ist eine *teniente coronel*.“

„Dann bin ich beruhigt. Ein stellvertretender Polizeioberst ist meinem Fall wohl angemessen.“

„Sie wartet, um Sie festzunehmen, Señor Gregor.“

„Es wird ihr langweilig werden.“

„Sie verkennen die Situation, Señor Gregor. Den Mann heute in Ihrem Auto haben Sie nicht in Notwehr erschossen.“

Ich stand auf und stellte mich vor García Marín auf. Celina

machte zwei Schritte rückwärts. Sie hatte die ganze Zeit neben ihm gestanden, mit großen erschreckten Augen, die Faust zwischen die Zähne gepreßt. Jetzt sah sie mich an. Ihr Blick flehte mich an, versöhnlicher zu sein.

„Jetzt hören Sie, Señor“, sagte ich. „Ich habe den Mann überhaupt nicht erschossen. Ich weiß, daß er mich beschattet hat. Aber seit Montag mittag habe ich ihn nicht mehr gesehen. Warum hätte ich ihn denn erschießen sollen? Ich hatte ihn sogar gern. Und wenn ich ihn nicht bei mir haben wollte, habe ich ihn auch ohne Pistole abgehängt. War sowieso nicht immer die beste Idee.“ Dabei faßte ich an mein Kinn. Die Prügel und Fußtritte aus der Calle M spürte ich immer noch. „Ist er nicht Ihr Mann gewesen?“

Er ignorierte die Frage. „Für die Polizei sieht es so aus, daß Sie den Mann erschossen haben und mit dem Auto fortbringen wollten. Als Sie merkten, daß die Polizei da war, warfen Sie ihn auf die Straße und durchbrachen die Sperren.“

„Ich habe ihn nicht geworfen. Ich werfe nicht mit Leichen. Und ich habe auch keine Sperren durchbrochen. Ich bin denen einfach davongefahren. Woher hat denn die Polizei überhaupt gewußt, daß ich eine Leiche im Auto habe?“

„Sie hat einen anonymen Hinweis bekommen.“

„Genau so habe ich es mir vorgestellt. Und vermutlich kam der Hinweis von dem, der ihn auch umgebracht hat. Haben Sie denn schon bei den Leuten nachgefragt, die die Party gegeben haben? Es waren auch recht prominente Gäste dabei, zum Beispiel Xeomara, die Tochter von Generaloberst Marchandy Lupo. Die können Sie aber wahrscheinlich erst morgen befragen, heute wird sie noch im Koma liegen. Und der Geschäftsträger von Nicaragua, der hat die Party arrangiert.“

„Señor Gómez ist ausländischer Diplomat und steht unter diplomatischer Immunität.“

„*Maravilloso*. Für einen Paraffintest brauche ich mich gar nicht zur Verfügung zu stellen. Am Vormittag habe ich ja mit der

Beretta geschossen. Und ein Alibi werde ich von den Partygästen auch nicht bekommen. Nehme ich zumindest an. Was soll ich also Ihrer Meinung nach tun? Mir den Weg aus Kuba freischießen? Oder ein Flugzeug nach Miami entführen? Das ist nicht mehr originell.“

García Marín sah mich an. Er überlegte, tatsächlich. Celina hatte die Hand sinken lassen. Jetzt sah sie mich an, dann ihn.

Schließlich sagte er: „Kommen Sie morgen um zehn Uhr in die *Sección de homicidio*. Ich werde dort sein.“

„Treffe ich dort auch die Kommissarin? Ich meine, die *teniente coronel*?“

„Sie wird dort sein.“

„Und Sie werden ihr erzählen, was wirklich passiert ist?“

„Das werde ich.“

„Und warum erzählen Sie mir nicht jetzt, was hier eigentlich gespielt wird? Das meiste weiß ich sowieso schon. Aber ein paar Details fehlen mir noch. Warum lassen Sie mich eigentlich nicht gleich hier festnehmen? Ich bin überzeugt, daß das Haus längst umstellt ist. Es würde zwar einige Tote geben, aber am Ende hätten Sie mich doch. Warum tun Sie das nicht?“

„Wollen Sie es darauf ankommen lassen, Señor Gregor?“ Wieder zog er die Augenbraue in die Höhe und setzte diesen verdammt arroganten Blick auf. Aber da war etwas Neues in seiner Stimme, etwas Drohendes, Beängstigendes. Zum erstenmal nach langer Zeit hörte ich wieder mein Herz schlagen. Ich griff mit der Hand nach hinten an meinen Hosenbund und fühlte die Kälte der Pistole.

Im selben Moment stürzte Celina zu mir. „¡No! ¡No!“ Sie umarmte mich. Sie hängte sich an mich und stellte sich schützend zwischen uns. Sie drehte den Kopf nach hinten zu ihm und schrie ihn an: „Tu es nicht!“ Dann barg sie den Kopf an meiner Brust.

García Marín sah sie an, lange, schweigend.

Verdammt, diesen Blick mochte ich nicht. Ich wußte, was er bedeutete, und deshalb mochte ich ihn nicht.

Ich legte behutsam einen Arm um Celina. Ich sprach sehr eindringlich über ihre Schulter hinweg. „Ich sagte, es würde ein paar Tote geben. Aber Sie würden darunter sein, mein Wort darauf. Ich glaube, früher oder später kommen Sie sowieso dran. Vorher will ich aber den Mord an Doris aufklären. Ich will den Mörder, und ich kriege ihn. Das wissen Sie. Ich will auch wissen, warum man sie ermordet hat. Auch das werde ich herausfinden, das wissen Sie ebenfalls. Deshalb werden Sie mich nicht festnehmen lassen. Im Gegenteil, Sie werden mich so lange schützen, bis ich meine Arbeit getan habe. Hören Sie also auf, den starken Mann zu spielen.“

García Marín hatte mit versteinertem Gesicht zugehört. Er hatte die Zigarre in der Hand gehalten, ohne auch nur einen Zug zu machen. Jetzt sah er sie an. Sie war ausgegangen. Er machte zwei Schritte zum Tisch und legte sie in den Aschenbecher. Dann ging er zur Tür. Er drehte sich noch einmal um. „Ich erwarte Sie morgen in der *Sección*. Celina weiß, wo das ist.“

„Und wenn man mich unterwegs verhaftet? Oder erschießt?“

„Sie werden sich zu helfen wissen“, sagte er. Dann ging er.

Ich drehte Celina zu mir und küßte sie. „Komm, Liebes. Es ist spät. Wir haben einen schweren Tag vor uns.“

Sie sah zu mir herauf. „Fliegst du trotzdem nach Wien?“

Ich nickte. „Ja. García Marín wird warten.“

Wir lagen im Bett, eng umschlungen. Ich fühlte Celinas warmen Körper. Sie hatte den Kopf auf meine Brust gelegt, ich streichelte ihren Rücken. Wir waren beide zu aufgewühlt, um sexuelles Verlangen zu spüren. Die Nähe des anderen war Befriedigung genug.

Als wir aufwachten, war es zehn Uhr vorbei.

Während des Frühstücks redeten wir lange Zeit kein Wort. Ich war es, der begann. „Glaubst du, daß García Marín auf uns gewartet hat?“

Sie sah mich unschlüssig an. „Ich weiß es nicht. Mich wundert, daß er nicht angerufen hat.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich denke, er hat gar nicht damit gerechnet. Ob die Kommissarin immer noch im Nacional sitzt?“

„Welche Kommissarin?“

Ich lachte. „Die Teniente Coronel. Sie sieht aus wie eine russische Kommissarin, obwohl sie eine Farbige ist.“ Dann ernster: „Sie wird dich sicherlich erkennen, wenn sie sich noch immer im Hotel herumtreibt. Sie hat dich doch vernommen, nachdem du Doris gefunden hast.“

„Nicht sie. Das war ein Mann. An ihr komme ich schon vorbei.“

„Willst du es riskieren, mit meinem Auto zu fahren?“

Sie nickte. „Ich fahre nicht bis ganz zum Hotel. Ich parke auf der Calzada und gehe zu Fuß hinunter.“

„Gut, Liebes. Dann fahr jetzt.“ Ich zählte alles auf, was ich aus meinem Hotelzimmer brauchte. Es waren sowieso nur ein paar Sachen, das Wasch- und Rasierzeug, Wäschestücke, der Trenchcoat, denn in Wien würde es kälter sein. Sie sollte alles einfach in den Koffer tun. Das wirklich Wichtige waren die restlichen Patronen.

Nachdem sie gegangen war, setzte ich mich auf die Couch und versuchte nachzudenken. Aber es gelang mir nicht, einen neuen roten Faden zu finden. Die Pistole hatte ich aus dem Schlafzimmer geholt und neben mich gelegt.

Es dauerte nicht einmal eine Stunde, bis Celina wieder eintraf. Sie erschrak, als sie die Tür aufsperrte und hereinkam. Ich hatte die Pistole auf sie gerichtet. „Entschuldige, Liebes“, sagte ich, „aber es hätte auch jemand anderer sein können.“

Sie sah mich strafend an. Dann berichtete sie: „Ich habe alles, was du wolltest. Es gab keine Probleme. Keine Polizei, auch deine Kommissarin war nicht im Hotel. Zumindest habe ich niemand gesehen. Das Mädchen an der Rezeption war ganz freundlich. Ich glaube, im Hotel wissen sie gar nicht, daß du gesucht wirst.“

Ich nahm Celina den Koffer aus der Hand und küßte sie. Jetzt wäre mir danach gewesen, das nachzuholen, was wir beide heute nacht versäumt hatten. Ich sagte es ihr. Da ging sie zur Tür, verriegelte sie und zog mich ins Schlafzimmer.

Um vier machten wir uns fertig zum Abflug. Ich hatte gepackt und auch meinen Trenchcoat im Koffer verstaut. So brauchte ich nur auf ein Gepäckstück zu achten. Die Pistole gab ich Celina, sie sollte sie im Schlafzimmerschrank verstecken. Sie nahm sie zaghaft mit spitzen Fingern. Dabei wäre sie ihr beinahe aus der Hand gerutscht. Die Patronen legte ich selber dazu. Den Autoschlüssel steckte sie in ihre Handtasche. Sie wollte den Wagen nach ihrer Rückkehr vom Flughafen vors Haus stellen.

„Okay, Liebes“, sagte ich. „Du bestellst jetzt ein Taxi, aber nicht vors Haus, sondern in die *Calle 50*. Ich gehe durch den Garten und klettere über den Zaun. Den Koffer nehme ich, bei dir würde er auffallen. Mach hinter mir die Gartentür zu. Dann gehst du zum Taxi und wartest auf mich.“

Ich gab ihr 1500 Dollar. Damit sollte sie am Flughafen mein Ticket holen, und es blieb ihr noch etwas Geld zum Heimfahren. Ich selbst besaß jetzt nicht einmal mehr 100 Dollar. Junge, hoffentlich macht deine Bank zu Hause keine Schwierigkeiten.

Ich nahm Celina noch einmal in die Arme. „Liebes. Ich weiß nicht, ob wir uns noch richtig verabschieden können. Wir tun es jetzt. Du mußt mir einfach vertrauen, daß alles gut werden wird. Ich bin am Samstag zurück. Der Flieger kommt kurz vor Mitternacht an. Wenn es möglich ist, hol mich vom Flughafen ab. Vielleicht brauche ich deine Hilfe. Wenn ich nicht in der Maschine bin, dann ist etwas dazwischengekommen. Du brauchst aber keine Angst zu haben. Dann komme ich mit einer anderen und rufe dich vom Flughafen an. *¿Claro qué sí?*“

Celina lächelte mich tapfer an. Da drückte ich sie fest an mich

und küßte sie. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich Celina, wenn das alles hier vorbei sein würde, heiraten und mit nach Österreich nehmen wollte. Trotz allem.

Ich hielt ihren Kopf etwas von mir weg und sah sie an. „Liebes, willst du mich heiraten? Sag’ sonst nichts. Ich weiß, was du sagen möchtest. Sag es nicht, nicht jetzt. Du brauchst mir jetzt nichts zu erklären. Sag nur ja oder nein, ob du mich heiraten und mit mir nach Österreich kommen willst.“

Da schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie drückte den Kopf gegen meine Schulter und nickte ganz fest. „*Sí*.“

Ich küßte sie noch einmal. Dann sagte ich: „Ich komme wieder und hole dich. So, und jetzt los!“

Ich ging durch den Garten. Auch in der 7 A stand ein Auto mit zwei Leuten. Das Haus wurde also doch von beiden Seiten bewacht. Leider so schlecht, daß ich problemlos über den Zaun klettern konnte und über das Nachbargrundstück auf die Straße gelangte. Der Koffer war zwar hinderlich, aber kein großes Problem. Dann wartete ich an der Ecke zur Calle 50 hinter einem Strauch, bis das Taxi kam.

„*A Aeropuerto Internacional José Martí*“, befahl Celina dem Fahrer. Ich vergrub meinen Kopf an ihrer Schulter, bis wir aus Miramar draußen waren. Mir fiel kein Auto auf, das uns verfolgte.

Im Flughafengebäude drängten sich und stießen einander 700 bis 800 Menschen, skeptisch beäugt von blau uniformierten Polizisten. Auf den Monitoren waren Abflüge nach Frankfurt, Madrid, Paris und Wien angezeigt. Wir mischten uns sofort unter die Touristen, die entweder um die wenigen Gepäckwägelchen stritten oder inmitten ihrer Koffer, Rucksäcke und Einkaufstüten ungeduldig vor den Abfertigungsschaltern standen und in den verschiedensten Sprachen, vornehmlich deutsch, fluchten.

Im Spiegel der Glasfenster konnte ich beobachten, wie Celina mit meinem Paß am Schalter von Cubatur mein Ticket holte und danach an der Abfertigung eincheckte. Sie schwang zwar, wie ich das

ihrer Gestik entnehmen konnte, großartige Reden, hatte aber offenbar keine Schwierigkeiten. Nach der vierten Zigarette war sie wieder bei mir, ohne Koffer, den sie aufgegeben hatte. Sie sah richtig erleichtert aus. Mir mußte man, wie ich mich fühlte, die Erleichterung ebenfalls angemerkt haben.

„Wir haben jetzt noch fast eine Stunde Zeit“, sagte ich. „Die kriegen wir herum. Das schwierigste Manöver kommt erst, wenn mein Flug aufgerufen wird.“ Dann erklärte ich ihr, wie ich mir die Aktion vorstellte. Sie schüttelte nur skeptisch den Kopf. „Möglicherweise suchen die gar nicht nach mir“, sagte ich. „Ich weiß ja nicht, was die Teniente Coronel unternommen hat, nachdem ich nicht im Hotel aufgekreuzt bin. Wenn sie nicht damit rechnet, daß ich Kuba verlassen will, hätten wir uns den Zirkus sparen können.“ Ich hatte gar nicht gewußt, wie sehr ich mir in die eigene Tasche lügen konnte. Man macht eben immer wieder neue Erfahrungen.

In Celinas Augen standen Angst, Zweifel, Unsicherheit. Etwas von Verzweiflung. Und sie wollte etwas sagen. Ich merkte es.

„Was ist, Liebes?“ fragte ich.

„*Querido*.“

„Ja?“

„Kommst du zurück?“

Da nahm ich sie wieder in die Arme. „Ja.“

Als die Passagiere nach Wien in den Transitraum gerufen wurden, mußte ich Celina festhalten. „Noch nicht. Erst wenn der Flug aufgerufen wird“, sagte ich. Es dauerte noch einmal eine halbe Stunde. „Die Passagiere nach Wien werden gebeten, sich zum Ausgang B zu begeben“, hallte es durch die Lautsprecher.

„Jetzt“, sagte ich. Ein Kuß – dann schubste ich Celina in Richtung der Stiegen, über die man zur Paßkontrolle gelangte.

Es ging sehr schnell. Als ich hinaufstürmte, sah ich Celina vor einem der Kontrollposten auf eine Beamtin in Uniform einreden. Ich stürzte hin, mit dem offenen Paß voraus. „Tut mir leid, *mi*

amor“, entschuldigte ich mich atemlos bei Celina. Ich wußte ja nicht, was sie der Beamtin erzählt hatte.

Es war eine junge Beamtin. Trotzdem hatte sie schon zwei Sterne. Sie nahm meinen Paß, warf einen flüchtigen Blick hinein und kommandierte: „Aber jetzt schnell. Sonst bleibst du hier.“ Ich wollte Celina einen Abschiedskuß geben. Aber die Beamtin zog mich weg und schob mich durch den elektronischen Detektor.

Zehn Minuten später rollte die Maschine auf die Startbahn. Ich hatte sogar einen Fensterplatz. Den Flug würde ich verschlafen. Das Stimmengewirr rings um mich hörte ich nicht.

Es war besser abgelaufen, als ich es mir vorgestellt hatte. War es wirklich so leicht, aus Kuba herauszukommen? Ohne Schießerei, ohne Gewalt? Irgendwann werde ich eines dieser derzeit so beliebten Lebenshilfebücher schreiben: *Wie Sie aus Kuba herauskommen, ohne ein Flugzeug entführen zu müssen.*

Während die DC 10 der Air Cubana nach etwa einer halben Stunde mit 990 Stundenkilometern in rund 10 000 Meter Höhe weißwolkige Kondensstreifen in den Himmel malte, lehnte ich den Kopf in die Ecke und schloß die Augen. Ich war nur erschöpft. Ich wollte, Celina würde neben mir sitzen. Sie fehlte mir.

Ich fror, als ich in Wien ankam, obwohl es hier gar nicht so kalt war. Ich hatte mich an 30 Grad und mehr gewöhnt, hier wurden aber maximal 15 gemessen. Es dauert jedesmal zwei bis drei Tage, mindestens, bis man sich wieder akklimatisiert hat. Klimazonen mit hohen Temperaturen und hoher Luftfeuchte belasten den Organismus von Menschen aus gemäßigten Zonen nun einmal anders, und bei der Rückkehr muß man sich abermals umstellen. Außerdem war ich noch von den letzten Tagen übernachtigt. Wenn der Rückflug nach Europa ohne Zwischenstop auch drei Stunden kürzer dauert als der Hinflug, bleiben immer noch zwölf Stunden. Die strengen auch an. Lediglich mein Rücken zeigte sich dankbar, daß ich für längere Zeit ruhig sitzen blieb: Er schmerzte nicht mehr. Trotzdem hatte ich kaum geschlafen, logisch. Der Unterschied zwischen den Gedanken, die mir im Kopf herumgingen, und einem sich drehenden Kreisel, bestand darin, daß der Kreisel ab und an zum Stillstand kommt.

Als erstes stand jetzt ein schwerer Gang zur Bank bevor. Die restlichen Dollars waren gewechselt, das reichte nicht lange.

Mein Auto hatte ich am Flughafenparkplatz abgestellt. So fuhr ich gleich von hier zur Bank. Dort begrüßte man mich überaus freundlich. Das bedeutete meistens Schlimmes. So arglos wie möglich verlangte ich meine Bankauszüge.

Dann mußte ich zweimal hinsehen. Ich hatte doch tatsächlich heute einen Eingang von 10 000 US-Dollar. Das waren nach Abzug von Spesen und Gebühren mehr als 120 000 Schilling. Reichen Onkel in Amerika habe ich keinen. Also, dachte ich, könne das Geld nur von meinen Auftraggebern stammen. Von wem sonst? Und wofür? Rechnete ich den Vorschuß dazu, den mir Doris' ange-

liche Eltern vor meiner Abreise überwiesen hatten, waren alle bisherigen Ausgaben gedeckt, und ich hatte mein Honorar und ein weiteres für etwa vier Wochen bekommen plus neuerlichen ausreichenden Spesenersatz. Toll!

„Von wem kam dieses Geld?“ fragte ich das Mädchen am Schalter.

„Einen Moment, Herr Dr. Gregor“, sagte es und begann, auf einem der Belege etwas zu suchen. „Es tut mir leid, Herr Dr. Gregor, aber der Auftraggeber ist nicht angegeben. Das Geld kam von der mexikanischen Nationalbank im Auftrag der Nationalbank von Kuba.“

Ich nickte. „Danke“, sagte ich. Alles klar, Kaspar Ahnungslos? Kuba wickelte die meisten seiner Devisengeschäfte über die Banco *Nacional de Mexico* ab. Mexiko hatte 1964 als einziges Land der Organisation der Amerikanischen Staaten trotz immensen Druckes seitens der USA die Beziehungen zu Kuba nicht abgebrochen.

„Fräulein“, sagte ich. Mich hatte ein Gedanke wie der Blitz gestreift. „Wann ist der Auftrag ergangen? Wann ist das Geld aufgegeben worden? Ich meine, wie lange braucht eine Überweisung aus Kuba via Mexiko?“

„Einen Augenblick, Herr Dr. Gregor.“ Das Mädchen studierte wieder einen Beleg. „Der Auftrag wurde am 4. März erteilt, also vor neun Tagen. Aber wo das Geld nun so lange gelegen hat, ob bei der Bank in Havanna oder in Mexico Stadt, das kann ich hier nicht erkennen. Manchmal dauert es ...“

„Danke, danke“, unterbrach ich die Bankangestellte. „Ist schon in Ordnung.“ Sie meinte wohl, ich wollte mich beschweren, weil es so lange gedauert hat. Nichts lag mir ferner. Wer würde sich schon über eine zu lange Zeitspanne beschweren, wenn er von irgendjemandem Geld kriegt, mit dem er gar nicht gerechnet hat?

Trotzdem half es mir nicht weiter. Das Geld schon, um Gottes Willen, aber nicht das Aufgabedatum.

Der Auftrag zur Geldüberweisung war in Havanna einen Tag, bevor Doris ermordet wurde, erteilt worden. War das meine Endabrechnung gewesen? Aber wer erkannte zu diesem Zeitpunkt schon, daß ich so schnell nicht wieder abreisen würde? Da wußte ich es ja selbst noch nicht. Und über meine triste finanzielle Lage hatte ich nur mit Celina gesprochen, und das erst vorgestern.

Zweifellos mußte es sich um eine einflußreiche Person handeln. Jede andere wäre niemals imstande, eine so hohe Dollarsumme ins Ausland zu transferieren. Das beruhigte mich ungemein.

Am besten also, ich nahm das Geld und war's zufrieden: Kaspar Ahnungslos gab sich geschlagen. Meine Hoffnung aber, ich würde über den Geldgeber an die wahre Identität von Doris' angeblichen Eltern herankommen, war dahin. Mir blieb nur eine Ahnung. Die hatte ich aber auch vorher schon.

Ich fuhr zunächst nach Hause. Seltsam, wie einem die eigene Wohnung fremd wird, wenn man auch nur ein paar ereignisreichere Tage in einer anderen Umgebung verbringt. Ich logierte in der relativ großen Zweizimmerwohnung meiner Kindheit im 2. Bezirk am Rande des Wiener Praters und nahe der Donauwiesen, wo ich meine Liebe zum Handball entdeckte. Nach der Scheidung hatte ich darauf bestanden, daß sich Kathrin eine andere Bleibe suchte. Die Miete, in dieser Gegend noch günstig, konnte ich mir leisten. Zugehfrau hatte ich allerdings keine mehr. Die letzte, die einmal in der Woche zum Saubermachen kam, warf ich hinaus, nachdem sie eines Tages die Bücher meiner Bibliothek, weil es ihr besser gefiel, der Größe nach umgeordnet hatte, wellenförmig: die größeren am Rande, die kleineren jeweils innen. Als ich, ohne Arges zu denken, einen Blick auf die Bibliothek warf, wurde ich seekrank. Ich benötigte zwei Wochen, die ursprüngliche Ordnung nach Sachgebieten wieder herzustellen. Ich begründete die Kündigung der Frau mit der Angst, meine Bücher das nächste Mal nach Farben geordnet vorzufinden. Jetzt allerdings merkte man, daß schon lange keiner mehr in der Wohnung Staub gewischt und gesaugt hatte.

Daran lag's aber nicht, daß ich mich im Moment zu Hause nicht wohl fühlte. Vor nicht einmal zwei Wochen hatte ich Wien ziemlich überhastet verlassen. Nun saß ich wieder hier, betrachtete die Patina aus Schmutz und Staub und wäre überall anderswo lieber gewesen. Es war so verdammt viel passiert in der Zwischenzeit.

Ich ließ mir die Badewanne ein, stellte ein Wasserglas voll mit herrlichem Jim Beam Kentucky Straight Bourbon Whiskey daneben und nahm mir vor, eine ganze Stunde an nichts zu denken. Ich hielt es etwa zwanzig Minuten aus. Danach kehrte ich, leicht beschwingt, in die Welt zurück.

Ich rief Armin Kogler an, den Kollegen, der für vier Wochen meine Vorlesungen an der Universität übernommen hatte. „Wie geht's dir? Haben dich meine Studenten schon zerfleischt?“ Er war mein bester Freund. Vielleicht sogar mein einziger.

„Greg, mein Leben, bist du schon zurück?“ begrüßte er mich.

„Nein.“

„Ach, entschuldige. Aber ich habe dich tatsächlich nicht so früh zurück erwartet. Was ist? Hast du deine Dulcinea gefunden?“

„Ja und nein. Ich habe sie gefunden, aber dann ist sie mir wieder abhanden gekommen. Dafür üben sie Zielschießen auf mich.“

Er verstand nur Bahnhof.

Als ich ihn bat, auf der Uni für mich einzuspringen, mußte ich ihm natürlich von meinem Auftrag erzählen. Er hatte mir dringend davon abgeraten. Er war Kriminalpsychologe und sah die Geschichte als einen Generationskonflikt, in den sich ein Fremder besser nicht einmischte. Aber daß das gar nicht ihre Eltern sein könnten, an so etwas hatten wir beide nicht im entferntesten gedacht.

„Ich erzähle dir das alles ein andermal“, sagte ich. „Ich bin nur für zwei Tage da. Am Samstag fliege ich schon wieder zurück. Ich habe aber eine Bitte. Kannst du mir einen Gefallen tun?“

„Selbstverständlich. Was ist es?“

„Ruf bitte in der kubanischen Botschaft an und erkundige dich

nach einem García Marín. Der ist vermutlich ein hoher Politiker, wenn er nicht sowieso in der Regierung sitzt. Ruf ganz offiziell von der Uni an. Sag' meinetwegen, du brauchst es für jemanden von der Politologie. Die Zusammensetzungen dieser Revolutionsregierungen sind zwar kein Geheimnis, aber ziemlich verwirrend. Die sollen dir einfach die Namen aller Regierungsmitglieder geben und die Leute aus dem Politbüro und wer halt sonst noch etwas zu reden hat auf der Zuckerinsel.“

„Nebbich. Warum rufst du nicht selber an?“

„Sie kennen vermutlich meinen Namen. Und wenn sie auch schon wissen, daß ich wegen zweier Morde gesucht werde, sagen sie ...“

„Bist du meschugge?“ unterbrach mich Kogler. „Möchtest du unsere Beziehungen zu Kuba ruinieren? Weißt du, was Schüssel mit dir macht?“

„Komm, Armin, beruhige dich. Und der Herr Außenminister wird sich auch beruhigen. Ich habe die Morde nicht begangen. Aber mir werden sie auf der Botschaft vermutlich trotzdem keine Auskunft geben. Außerdem habe ich kein neues Visum.“

„Wie willst du denn dann wieder nach Kuba hinein?“

„Ich habe da so meine Ahnungen. Ich glaube, die sehen mich ganz gern wieder.“

„Weißt du, daß sie dort noch die Todesstrafe haben?“

„Weiß ich.“

„Du machst mir Spaß. Und wenn du nicht mehr zurückkommst, darf ich dann das ganze Semester für dich übernehmen? Oder wie sehe ich das?“

„Keine Sorge, Armin. Ich komme zurück. Und wenn alles gutgeht, nicht allein. Ich werde wieder heiraten.“

„Eine Kubanerin?“

„Eine Kubanerin.“

„Sehr schön. Jetzt sehe ich, daß du wirklich meschugge bist. Du bist nicht mehr zu retten.“ Seine Stimme vermittelte nur noch Resignation. „Wie heißt der Typ, nach dem ich mich erkundigen soll?“

„García Marín. García Marín. Und danke einstweilen. Ich melde mich bei dir. Schönen Tag noch.“ Ich legte ganz schnell auf. Er reagierte manchmal etwas unberechenbar.

Danach ging ich daran, Doris' Eltern zu suchen. Zumindest die Leute, die sich als ihre Eltern ausgegeben hatten.

Ich griff wieder zum Telefon. Ich hatte es von Kuba aus schon zu allen möglichen Zeiten versucht, und es war immer das gleiche gewesen. Tü – tü – tü ... und aus.

Es tat sich auch jetzt nichts anderes. Tü – tü – tü ... Nach ein paar Minuten legte ich auf.

Also setzte ich mich ins Auto und fuhr hin. Ein dreistöckiges Wohnhaus aus der Gründerzeit in der Hörlgasse im 9. Bezirk. Eine ziemlich teure Wohngegend für Leute, die gerne mitten in der Stadt leben. Mehrere ausländische Botschaften und Handelsdelegationen residierten hier, Diplomaten, Ärzte und Rechtsanwälte hatten sich in dem Viertel niedergelassen. Nur zwei Häuserzeilen weiter führt die Ringstraße vorbei. Börse, Burgtheater, Rathaus, Parlament und die Hofburg mit der grünen Insel des Burggartens lagern innerhalb einer Reichweite von 15 Minuten Fußweg. Und das Café Landtmann, wo sie zur Melange und zum großen Braunen noch ein Glas Wasser servieren und wo die wichtigsten Zeitungen vom Tag aufliegen. Ich fürchtete, das Landtmann müßte bald als das letzte echte Wiener Kaffeehaus unter Artenschutz gestellt werden, bevor es zu einem McDonald's oder Burger-King mutierte.

Tja. Das Haustor präsentierte sich, wie erwartet, geschlossen.

Ich suchte die Wohnungsklingel für Donhauser, konnte sie aber nicht finden. Es war mit Sicherheit das Appartement 7 gewesen. Aber da gab es jetzt überhaupt kein Namensschild. Ich wußte genau, daß ich eines gesehen hatte, als ich zum erstenmal herkam, um mir von den Leuten das Problem mit ihrer Tochter Doris anzuhören. Ich hatte doch auch neben dem Namensschild geklingelt und war am nächsten Tag noch einmal gekommen. Aber jetzt war's nicht mehr da.

Die Wohnung schien mir damals etwas steril. Ich hatte mehr den Eindruck eines Büros, aber ziemlich teuer und neu eingerichtet. Ich wunderte mich daher nicht, daß die Leute relativ viel Geld ausgeben wollten, um ihre Tochter zu finden. Geschäftsleute, dachte ich, die ihren aufmüpfigen Sprößling zurückhaben wollten.

Ich war ihnen von einem ehemaligen Kollegen beim „Kurier“ empfohlen worden, jener Zeitung, für die ich als Kriegsberichterstatter gearbeitet hatte. Ich wollte mich dann bei ihm über die Leute erkundigen und ihn fragen, wie er dazu kam, mir diesen Nebenjob zu vermitteln. Man sagte mir aber, er sei im Krankenhaus. Da wollte ich ihn dann nicht weiter belästigen und dachte, ich würde mich nach meiner Rückkehr bei ihm bedanken.

Überhaupt sollte ich, hatten mich die Pseudoeltern gedrängt, schnell nach Kuba fliegen, am besten noch innerhalb der nächsten 24 Stunden. Nun bin ich schon des öfteren innerhalb weniger Stunden abgeflogen. Als Journalist und Kriegsberichterstatter hat man nicht die Zeit für große Reisevorbereitungen. Bei Ausbruch des israelischen Jom-Kippur-Krieges war ich nachmittags um vier direkt aus der Redaktion zum Flughafen gefahren. Den Reisepaß trug ich ständig bei mir, die Fotoausrüstung stand in der Redaktion, und Koffer, Toilettenartikel, Wäsche und entsprechende Klamotten kaufte ich unterwegs, die Kosten wurden mir von der Zeitung ersetzt. Dabei mußte ich dann nach der Zwischenlandung in Rom eineinhalb Tage auf dem Flughafen warten, bis ich einen Platz in der israelischen Sondermaschine ergatterte, die die letzten Freiwilligen aus Europa durch das Luftkampfgebiet nach Tel Aviv flog. Bei meinen Ausflügen nach Managua und Saigon hatte ich jeweils für etwa zwei Wochen gepackt, aber aus Nicaragua kam ich nach zwei Monaten zurück, aus Vietnam nach einem Jahr. Sehr beglückend für jede Ehe! Oft wurde die Zeit zum Abflug nur deshalb so knapp, weil sich der Chefredakteur nicht entschließen konnte, die Verantwortung für die Kosten zu tra-

gen. Er mußte sie ja vor der Geschäftsführung rechtfertigen. Daß einer möglicherweise das Leben riskierte, war ihm scheißegal.

Ich war Blitzeinsätze also gewohnt. Im Fall Donhauser schien mir die Eile aber übertrieben. Das flotte Töchterchen war damals gerade fünf Wochen überfällig, und ob bis zur Rückholaktion nun sechs oder acht Wochen vergingen, kam mir höchst unwichtig vor. Zumal ich für Kuba auch ein Visum benötigte, das ich erst besorgen mußte. Wie lange ich brauchen würde, das Mädchen in Kuba dann erst einmal aufzustöbern, hatte ich sowieso keine Ahnung.

Ich wurde allerdings von unwahrscheinlichem Glück gesegnet. Das Visum bekam ich am nächsten Tag, einen Platz in einem der Touristenjets nach Varadero und Havanna bereits für den übernächsten. Ich besuchte die Donhausers noch einmal, um mir weitere Informationen zu holen. Sie drängten mich aber nur, endlich loszufahren. Ich dachte, die Triebfeder für diese Hektik sei weniger ernsthafte Sorge als ein verdammt schlechtes Gewissen.

So war ich nach insgesamt drei Tagen in der Luft und hatte bei meinem Exkollegen im Krankenhaus natürlich auch nicht mehr zurückgefragt. Eindeutig ein Fehler, wie sich nachträglich herausstellte. Aber warum hätte ich das tun sollen? So befreundet waren wir nicht, und der Auftrag schien klar. Seit ich nicht mehr journalistisch arbeitete, hatte ich kaum Kontakt zu früheren Kollegen.

Ich läutete jetzt trotzdem bei Nummer 7. Zuerst normal, dann Sturm. Nichts. Logisch. Wenn sie schon nicht das Telefon abheben, werden sie vielleicht die Tür aufmachen?

Ich läutete an der Wohnung des Hausmeisters. Nach einiger Zeit knarrte eine Stimme aus der Wechselsprechanlage. „Ja?“

„Haben Sie ein paar Minuten Zeit? Ich möchte etwas wissen über eine leerstehende Wohnung in Ihrem Haus.“

Pause. Dann: „Bei uns gibt es keine leerstehende Wohnung.“

„Doch. Sie wissen's nur nicht.“

Wieder Pause. Dann hörte ich den Türsummer. Ich drückte das Tor auf und war im Haus. Eine ältere Frau kam mir in dem brei-

ten Stiegenhaus entgegen. Sie blieb auf der obersten Stufe stehen wie Napoleon vor der Schlacht bei Waterloo und sah so aus, als würde sie mich nicht vorbeilassen.

„Guten Tag“, sagte ich zu ihr hinauf. „Mein Name ist Daniel Gregor. Ich möchte mich nach dem Appartement 7 erkundigen, im 3. Stock.“

„Das steht nicht leer“, sagte sie von oben herab, während ihre Augen seltsam funkelten. Sie verkörperte offenbar die Eigenschaften, die man schlechthin dem goldenen Wienerherzen zuerkennt: unfreundlich, falsch und böseartig.

„Vergangene Woche stand es noch nicht leer“, bestätigte ich. „Seither versuche ich vergeblich, jemanden von der Familie Donhauser zu erreichen. Es macht niemand auf. Es hebt auch keiner das Telefon ab.“

„Donhauser? Kenne ich nicht. Da wohnen keine Donhauser.“

„Wer wohnt denn in dem Appartement?“

„Niemand. Es gehört einer Firma. Die Leute sind selten da.“

Den Eindruck hatte ich auch. „Was ist denn das für eine Firma? Können Sie mir die Leute beschreiben, die selten da sind?“

„Nein, kann ich nicht.“ Die Frau war wirklich eine Seele von Mensch. „Was wollen Sie denn von denen?“

Ach ja, eine Eigenschaft des goldenen Wienerherzens habe ich vergessen anzuführen: neugierig. „Aber die Familie Donhauser müssen Sie doch kennen“, ignorierte ich ihre Frage. „Ein älteres Ehepaar. Mit einer blonden Tochter. Da war doch sogar ein Namensschild am Haustor.“

„Nein, war nicht. Die haben da nie gewohnt. Da wohnt überhaupt keiner. Tut mir leid, junger Mann.“ Das war endgültig. Sie betonte die Endgültigkeit dadurch, daß sie eine halbe Drehung zum Gehen machte. Nur eine halbe. Sie würde nicht gehen, bevor ich nicht das Haus verlassen hatte.

„Wer ist denn mit der Hausverwaltung betraut?“ startete ich einen letzten Versuch.

„Die steht neben dem Haustor angeschrieben.“ Mehr gab's dazu heute nicht.

Ich schrieb Namen und Adresse des Verwaltungsbüros auf. Dann ging ich. Im Haustor sagte ich noch über die Schulter: „Danke für Ihre Bemühungen. Auf Wiedersehen.“ Das war für das „junger Mann“. Sonst hätte ich etwas anderes gesagt.

Bei der Hausverwaltung war man freundlicher. Eine gepflegt wirkende junge Frau empfing mich. Ein Frauentyp, wie man ihn im Film oft begegnet, mit vollen Lippen, lüsternem Blick und geiler Brille. So bekam das Gesicht den Ausdruck einer lüsternenachteule. „Die Apothekerin“ war ein Film mit so einerachteule.

„Ich wünsche einen wunderschönen Nachmittag“, sagte ich und gab ihr meine Visitenkarte.

„Guten Tag“, sagte sie mit einem strahlenden Lächeln. Sie stand auf, um die Karte zu lesen. Vermutlich hätte sie die auch im Sitzen lesen können. Dann wäre mir aber vielleicht der pralle Busen nicht aufgefallen. „Was kann ich für Sie tun, Herr ...“, ein Blick auf die Karte, „... Dozent Doktor Gregor?“

„Sie könnten eine ganze Menge für mich tun“, sagte ich. „Aber im Moment möchte ich eigentlich nur den Chef sprechen.“

„Tut mir leid, aber der ist heute nicht mehr im Haus. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“ Sie strahlte weiter.

„Bestimmt. Es geht um ein Appartement, in dem bis vor kurzem eine Familie Donhauser gewohnt hat. Ich kann die Leute nicht erreichen, würde sie aber dringend brauchen. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich sie finden könnte?“

Ich gab ihr die Adresse von Doris' vermeintlichen Eltern. Die lüsterneachteule setzte sich wieder. Man sah den Busen auch so. Bei passender Gelegenheit mußte ich ihr das sagen.

„Nehmen Sie doch Platz“, wies sie mir einen der Fauteuils zu. Ich bevorzugte jedoch die Schreibtischkante, was dieachteule mit einem anerkennenden Augenaufschlag quittierte. Sie wühlte

in einem Ordner im Schreibtischfach und förderte eine Klarsichtmappe zutage. Sie blätterte sehr graziös darin.

„Wie war der Name, sagten Sie?“ fragte sie mit einem erneuten Augenaufschlag über den oberen Brillenrand hinweg.

„Donhauser.“

Sie schüttelte den Kopf. „Tut mir leid, Herr Dozent. Dieser Name ist in meiner Mieterliste nicht enthalten.“

„Wer hat denn dann die Wohnung gemietet?“

„Das ist eine Eigentumswohnung. Schon seit – Moment – ja, schon seit über einem Jahr.“

„Und wer ist der Eigentümer?“

„Das darf ich Ihnen leider nicht sagen.“ Damit machte sie die Mappe zu und strahlte mich wieder an. „Datenschutz.“

Ich stand auf und versuchte, auch zu strahlen. „Gibt es denn gar keine Möglichkeit? Ich meine, wenn ich wüßte, wem die Wohnung gehört, würde ich auch die Leute finden.“

„Es tut mir wirklich leid. Aber ich darf Ihnen das nicht sagen. Da würde ich in Teufels Küche kommen.“

„Also das möchte ich bestimmt nicht“, sagte ich mit meinem bezauberndsten Lächeln. „Da gehen wir doch lieber essen, ja? Wenn ich Ihnen sage, wer der Eigentümer ist, würden Sie es mir dann bestätigen? Oder sagen, nein, da liege ich falsch?“

„Wollen Sie jetzt raten?“

„Nein, ich weiß es. Ich bin mir nur nicht ganz sicher.“

Sie schüttelte den Kopf. Und stand wieder auf. Diesmal vermutlich, um mich hinauszuschmeißen. Ich hatte eben nicht den Charme eines Thomas Magnum. „Es geht wirklich nicht. Tut mir leid.“

„Und mir erst. Ich wünsche trotzdem einen angenehmen Abend.“ Ich griff kurz zu ihr hinüber. Sie machte einen Schritt zurück. Keine Angst, Mädchen, ich grapsch dir schon nicht auf den Busen. „Die brauchen Sie ja jetzt nicht mehr“, sagte ich und nahm meine Visitenkarte vom Schreibtisch, steckte sie ein und ging.

Scheiße. Ich war wütend. Statt mich hinzulegen und ein paar Stunden zu schlafen, kurvte ich wie ein Irrer in der Gegend umher und kam nicht weiter. Es war schon spät. Ämter und Büros hatten bald zu, und dann war überhaupt nichts mehr zu machen. Und morgen war Freitag, da gingen schon zu Mittag alle ins Wochenende.

Zu Hause probierte ich es mit der Telefonauskunft bei der Post. „Fräulein. Ich habe hier eine Telefonnummer und die Adresse. Könnten Sie mir den dazugehörigen Teilnehmer sagen?“

„Tut mir leid, diesen Service gibt es schon seit Jahren nicht mehr“, flötete sie.

„Könnten Sie nicht eine Ausnahme machen? Es wäre wahn-sinnig wichtig für mich.“ Ich versuchte es mit Honig in der Stimme. Pause. „Aber wirklich nur ausnahmsweise. Und es dauert etwas.“

Na, wer sagt's denn? „Vielen Dank. Ich möchte Sie küssen.“ Nur sehen darf man mich nicht, dann klappt's.

Ich wartete. Es dauerte lange.

Dann war die Flöte wieder da. „Tut mir leid, aber das ist eine Geheimnummer. Da darf ich Ihnen den Namen wirklich nicht geben.“

„Ich bin an Kummer gewöhnt“, sagte ich. „Danke trotzdem.“

Ich überlegte, Celina anzurufen. Ich hatte Sehnsucht nach ihr. Aber in Kuba war jetzt Mittag. Sechs Stunden Zeitunterschied. Sie befand sich vermutlich in der Klinik, also ließ ich es bleiben.

Ich rief einen guten Bekannten bei der Ermittlungsabteilung im Sicherheitsbüro an. Ich bekam aber nur einen Kollegen an den Apparat. „Der ist heute nicht mehr da. Versuchen Sie es morgen früh.“

Jetzt reichte es mir. Ich genehmigte mir noch ein halbes Glas Jim Beam und ging schlafen.

Mich trieb es ziemlich zeitig in der Früh aus den Federn. Natürlich hatte ich nichts zum Frühstück im Haus. Ich hatte ja den Kühlschrank ausgeräumt, bevor ich abgeflogen war. So suchte ich das nächste offene Kaffeehaus. Ein Frühstück, das nicht aus Nudelsalat, kaltem Reis mit schwarzen Bohnen und kalten Rühreiern mit kaltem Schinken bestand, stellte mein seelisches Gleichgewicht wieder her.

Später, von zu Hause aus, rief ich in der Polizeidirektion an. Mein Mann war jetzt da. Wir hatten schon ein paarmal gemeinsam Fälle bearbeitet. „Tut mir leid, daß ich Sie so früh stören muß“, sagte ich. „Ich muß Sie um einen Gefallen bitten.“

„Keine Ursache, Herr Dozent Gregor. Was soll's denn sein? Sonst sind ja wir es, die Sie um einen Gefallen bitten.“

Ich erzählte ihm mein Problem mit Doris' Eltern, ohne aber in Details zu gehen und Doris' Ermordung zu erwähnen. „Die Adresse stimmt noch“, sagte ich, „und die Telefonnummer offenbar auch. Aber alle verschanzen sich hinter dem Datenschutz beziehungsweise hinter einer Geheimnummer.“

„Und was soll ich tun?“ fragte der Kriminalbeamte.

„Ich möchte wissen, wem die Wohnung tatsächlich gehört. Das müßte doch herauszufinden sein, ohne daß Sie dazu gleich einen Gerichtsbeschluß benötigen.“ Ich gab ihm Adresse und Telefonnummer von Doris' Scheinelnern.

„Kein Problem, Doktor. Kann ich Sie zu Hause erreichen?“

Ich nannte ihm auch meine Nummer, damit er nicht suchen mußte, und bedankte mich. Endlich begann die Sache zu laufen.

Da läutete das Telefon. Begann die Sache jetzt wirklich zu laufen?

„Greg, mein Leben!“ Ich hörte Armin Kogler, meinen Kollegen von der Universität. „Ich habe dich schon in der Früh angerufen, aber da warst du offenbar bereits ausgeflogen. Oder hast du noch so tief geschlafen? Jetzt warst du ständig besetzt.“

Ich fühlte mich sofort besser. Es tat gut, die Stimme eines Freundes zu hören. Trotzdem fuhr ich ihn ungeduldig an. „Und? Hast du etwas erfahren?“

„Gott soll abhüten. Den Mann gibt es nicht.“

„Mach keinen Quatsch. Was heißt das?“

„Der Sekretär des Botschafters kennt ihn nicht. Behauptet er. Er wollte mir die Liste aller Regierungsmitglieder mit der Post schicken, dazu auch alle Namen der Mitglieder und Kandidaten des Politbüros. Ich bekomme die Listen vermutlich am Montag. Du hast aber gesagt, du fliegst morgen wieder zurück. So habe ich ihn gefragt, ob dein García Marín auch dabei ist. Nein, kennt er nicht.“

„Glaubst du das?“ fragte ich.

„Greg, mein Leben, am Telefon ist es schwer, jemanden an die Nase zu greifen, um festzustellen, ob er lügt. Und so, wie er sich anhörte, glaubte ich ihm ohnehin nicht. Aber könnte dieser García Marín nicht eine solche Position haben, daß ihn ein kleiner Botschaftssekretär wirklich nicht aus dem Stand heraus kennt? Oder Geheimdienst? Dann dürfte er's vermutlich gar nicht sagen.“

„Kann schon. Kann alles sein. Ich hatte nur gehofft, ich würde herausbekommen, was er für eine Position hat.“

„Mein Beileid, Greg. Ist es denn so wichtig für dich?“

„Nicht sehr. Mein Leben hängt nur wahrscheinlich davon ab.“

„Du machst mir Spaß. Brauchst du nicht zufällig einen Stuntman als Double für deine Actionszenen? Du bist zwar gut, Greg, du weißt, daß ich dich manchmal sogar bewundere, aber du bist nicht Superman. Oder wie sehe ich das? Jetzt erzähle, was du wirklich in Kuba angestellt hast.“

Also erzählte ich ihm, daß ich nur drei Tage brauchte, Doris Donhauser zu finden, wer sie wirklich war und wie sie umgebracht wurde. Ich berichtete von Odalys und dem Vater ihres Babys und wie man mich zusammengeschlagen hatte, von der Schies-

serei in der San Rafael und daß ich wieder einen Menschen tötete. Ich erzählte von der Party mit Xeomara und dem Toten im Auto. Ich sprach von Celina und García Marín, und ich sagte, was ich hinter all dem vermutete. Ich redete schnell und ließ alle Details aus. Ich brauchte fünf Minuten, um die Ereignisse der vergangenen elf Tage zu schildern.

Kogler ließ eine gute Minute verstreichen, ehe er antwortete. Ich kannte das von ihm. Dann sagte er, und ich war betroffen von seinem ernsten Tonfall: „Greg, du bist meschugge, wenn du diese Nachforschungen weiter betreibst.“ Ob ich mir denn im klaren sei, daß ich mitten in einen politischen Machtkampf geraten war? Man werde mich töten, wenn ich nach Kuba zurückkehrte und weiter nach Doris’ Mörder suchte. Ob mir die Schlägerei und das Attentat in Celinas Haus nicht Warnung genug gewesen seien, ob mir denn überhaupt bewußt sei, wieviel Massel ich gehabt habe, bisher mit dem Leben davongekommen zu sein?

Auch er brauchte nicht länger als fünf Minuten. Dann fügte er aber noch etwas hinzu: „Wenn du recht hast und die Morde und das alles auch mit dem Besuch des Papstes zusammenhängen, dann bete zu Jahwe, daß euer Oberhirte nur zufällig da hineingeraten und nicht selbst darin aktiv ist. Der Vatikan hat einen langen Arm.“

Ich schwieg.

„Ich weiß“, sagte er, „daß du trotzdem zurückfliegen wirst. Ich kenne dich. Aber ich möchte mir später einmal nicht die Vorwürfe machen müssen, dich nicht wenigstens gewarnt zu haben.“

„Danke, Armin.“

„Das ist alles, was ich für dich tun kann, Greg. Außerdem muß ich jetzt weg. Uni. Es ist übrigens dein Seminar. Laß hören von dir, wenn du am Leben geblieben bist. Schalom.“

Ich mußte innerlich lachen, als ich schon aufgelegt hatte. Ich sah auf die Uhr. Ich hätte jetzt tatsächlich Vorlesung gehabt. Er war ein wirklicher Freund, trotz seiner Art. Ein Psychologe eben.

Immerhin veranlaßten mich seine Worte, noch einmal alles zu überdenken. Aber ich änderte meinen Entschluß nicht.

Ich rief beim „Kurier“ an und bekam jemanden von der Redaktion an den Apparat. Wir kannten einander, aber es war nicht der, den ich wollte. „Hallo, Greg, wie geht's dir? Was verschafft uns denn die Ehre deines Anrufs?“

„Quatsch. Ich suche jemanden.“ Ich nannte ihm den Namen des Exkollegen, der mir den Job in Kuba vermittelt hatte.

Lange Pause. Dann: „Weißt du das wirklich nicht?“

„Was?“

„Er ist am Montag gestorben. Krebs. Ging wahnsinnig schnell. Hast du das nicht gewußt?“

„Woher denn?“ Ich hatte keinen Kontakt mehr zu Journalisten. Und wenn es in den Zeitungen gestanden hatte, konnte ich es nicht wissen, weil ich gestern erst zurückgekommen war. „Das tut mir echt leid.“ Wir waren zwar nicht gerade befreundet, sahen einander aber als Kumpel.

„Das Begräbnis ist morgen. Wenn du ...“

„Nein, da bin ich nicht mehr im Land. Tut mir leid.“

„Kann ich dir irgendwie helfen?“ fragte er.

„In diesem Fall nicht. Aber vielleicht anders. Kennst du eine Kollegin namens Doris Donhauser? Nicht sehr groß, schlank, blond. Ich weiß nicht, ob sie jemals für österreichische Zeitungen gearbeitet hat. Sie hat sehr jung angefangen und damals als Freie für deutsche Zeitungen geschrieben. Welche, weiß ich nicht mehr. Das ist mehr als zehn Jahre her.“

„Doris Donhauser? Irgendwie sagt mir der Name etwas. Was hat sie denn gemacht?“

„Politik. Ich habe sie in Nicaragua kennengelernt.“

„Was brauchst du von ihr? Oder brauchst du sie?“

„Nein. Sie habe ich. Allerdings tot. Ich möchte wissen, für wen sie zuletzt gearbeitet hat. Und woran.“

„Ich versuch's einmal über unser Archiv. Gib mir deine Num-

mer, wo ich dich innerhalb der nächsten Stunde erreichen kann.“

Ich gab sie ihm und bedankte mich im voraus.

Das Warten auf Rückrufe war immer schon enervierend gewesen für mich. Man sitzt da und kann nichts tun.

Doch, ich konnte etwas tun. Ich sah nach, was ich noch an Fotozeug aus meiner Zeit als Kriegsberichterstatter zu Hause hatte. Nicht die Kameras, die besaß ich längst nicht mehr. Die brauchte ich jetzt auch nicht. Aber die Laborsachen. Ich hatte ja meine Filme meist an Ort und Stelle selbst entwickelt und kopiert. Die Bilder ließ ich dann von einer Agentur, mit der wir einen Vertrag hatten, an die Redaktion funken. Bildfunkgerät besaß ich keines.

Angenommen, es war wirklich ein Film, den Doris irgendwo versteckt hatte. Und angenommen, ich fand ihn. Dann konnte es sein, daß der Film noch gar nicht entwickelt war. Ich mußte aber wissen, was sie fotografiert hatte. Ich hatte in Doris' Zimmer bloß ihre Kamera gefunden und keine Chemikalien. Ich vermutete daher, daß sie nicht selbst entwickelte, sondern die unentwickelten Filme an die Zeitungen schickte.

Das einzige, was ich zu Hause fand, war eine alte Entwicklungsdose, aber nicht einmal eine mit integriertem Einfüllstutzen. Ich war nie sehr modern ausgerüstet gewesen. Andererseits kannte ich Kollegen, die sich mit dem supermodernsten Zeug ausstafiert hatten und trotzdem nur Schrott produzierten. Mich hätte interessiert, wie gut Doris fotografierte hatte.

Meßbecher, Thermometer, Filmklammern und all dieses Hilfszeug fand ich natürlich nicht mehr, nicht einmal einen vernünftigen Trichter. War ja auch nicht notwendig, und die Chemikalien hätte ich sowieso frisch kaufen müssen.

Ich stellte die Entwicklungsdose zum Koffer, damit ich sie beim Packen nicht vergaß.

Langsam, aber sicher, begann ich, mich vor meinem Opti-

mismus zu fürchten. Ich besaß diesen Film noch gar nicht. Ich wußte ja nicht einmal, ob es sich um einen Film handelte, den ich suchte.

Ich rief Celina an. In Kuba war es jetzt sechs Uhr früh. Einen Anruf um diese Zeit konnte ich ihr guten Gewissens zumuten. Vielleicht war sie sogar schon auf. Nachdem ich viermal gar nicht nach Havanna durchkam, weil schon die Überseeleitung zusammenbrach, hörte ich endlich das Klingeln. Und dann ein verschlafenes „*Hola?*“

„Hallo, Liebes“, sagte ich. „Habe ich dich aufgeweckt?“

„*Querido!*“ klang es plötzlich viel munterer aus der Muschel. „Wie schön, daß du anrufst. Warum hast du nicht schon gestern angerufen? Oder in der Nacht? Ich habe so gewartet. Bist du gut angekommen?“

„Ja, Liebes. Alles in Ordnung. Wie geht es bei dir? Hattest du Probleme mit der Polizei?“

„Überhaupt nicht. Dein Auto steht bei mir vor der Tür, und es hat niemand nach dir gefragt.“

„Und García Marín?“

„Doch, der schon. Er hat gestern abend angerufen und gefragt, wo du bist. Ich habe gesagt, ich weiß es nicht. Du bist mit einem Taxi weggefahren, und ich weiß nicht, wohin. Das mit dem Taxi habe ich gesagt, damit er sich nicht wundert, wenn er herkommt und dein Auto sieht.“

„Kommt er denn?“

„*Querido!* Sei doch nicht eifersüchtig. Nein, er kommt nicht.“

„Liebes, ich habe eine Bitte. Kannst du, wenn du morgen in die Klinik fährst, ins Hotel Marazul hineinschauen? Ich möchte wissen, seit wann Robert Rocket dort wohnt. Du weißt, warum. Wir müssen herausfinden, ob er am 22. Januar, als Odalys' Liebhaber flüchtete, in Havanna war, beziehungsweise ob er sich in der

Woche, in der der Papst Kuba besuchte, ebenfalls in Kuba aufgehalten hat. Vielleicht wohnte er aber in einem anderen Hotel. Zu der Zeit gab es Probleme mit Hotelzimmern, habe ich gehört.“

„Das mache ich, *querido*. Wann kommst du wieder?“

„Am Samstag. Wie geplant, in der Nacht um halb zwölf.“

„*T'extraño, querido*.“

„Ich vermisse dich auch, Liebes. Mach's gut. Bis morgen.“

„*Te quiero mucho. Adiós*.“ Dann schickte sie mir noch einen Kuß durchs Telefon.

Ich saß eine Weile da mit dem Hörer in der Hand. Ich vermißte sie wirklich. Welcher Stimme folgte man, wenn das Herz etwas anderes sagte als der Kopf? Meistens der falschen.

Kaum hatte ich den Hörer zurückgelegt, läutete es. Es war der Mann vom „Kurier“. Er begann direkt: „Wir haben von ihr zwei Artikel im Archiv, beide aus dem 'Spiegel', beide über Kuba. Ich habe sie überflogen. Ausführliche Hintergrundberichte. Die Dame muß sich gut ausgekannt haben. Tolle Informanten in höchsten Kreisen, allerdings ziemlich antiamerikanisch und antikirchlich.“

„Was heißt das? Wie alt sind die Artikel?“

„Der eine ist sechs Monate alt, der andere etwa ein Jahr. Beide befassen sich mit dem im November '96 in Rom vereinbarten Papstbesuch.“

„Kennst du jemanden beim 'Spiegel', fragte ich.

„Was willst du wissen?“

„Ich möchte wissen, wann sie das letztemal Kontakt zu ihr hatten. Ob sie wissen, ob sie an einer neuen Geschichte über Kuba gearbeitet hat, ob man sie vielleicht sogar nach Kuba geschickt hat, den Papstbesuch zu covern. Kannst du das machen?“

„Sicher.“ Er hielt inne, fragte dann aber etwas zu beiläufig: „Du hast doch gesagt, sie sei tot, oder? Ist da was dran?“

„Ja, das habe ich gesagt. Hör zu, vielleicht ist das für euch eine Superstory. Ich gebe sie dir exklusiv. Aber nur unter einer Bedingung: Ihr tut selbst nichts in dieser Sache. Wenn einer von euch

anfängt zu recherchieren, ist nicht nur die Geschichte tot, sondern ich bin es auch.“

„Was ist dran an der Story?“

„Ich kann dir das noch nicht sagen. Doris Donhauser war wahrscheinlich hinter einer großen Sache her. Sobald ich weiß, was es war, sage ich es dir. Wenn ich das Material habe, bekommst du es.“

„Und warum machst du es nicht selbst?“ fragte er argwöhnisch.

„Du weißt doch, daß ich nicht mehr für Zeitungen arbeite.“

„Warum bist du dann so interessiert daran?“

Jetzt wurde ich ärgerlich. „Tu mir einen Gefallen und sei bitte übermorgen anstrengend. Rufst du für mich beim ‘Spiegel’ an? Wenn du nicht willst, dann laß es, ich schaffe es auch allein. Ich bin nur in Zeitnot, das ist das Problem.“

„Ja, ja. Ich meinte ja nur. Wieso ist sie eigentlich tot?“

„Ihr Tod hat nichts mit der Geschichte zu tun. Sie hatte einen Unfall. Simpler Badeunfall. Sie ist beim Schwimmen ertrunken.“ Sollte er trotz meiner eindringlichen Warnung recherchieren, würde man ihm im Außenamt dasselbe sagen. Auf der kubanischen Botschaft auch. Wenn die überhaupt etwas sagten. „Rufst du nun für mich an?“

„Ja, mach’ ich doch. Wie lange bist du noch zu Hause?“

„Bis du angerufen hast.“

„In Ordnung. Tschüs.“

Auch tschüs. Manche Journalisten konnten extrem lästig sein. Weil ich nie so werden wollte, hängte ich den Beruf an den Nagel.

Ich stellte mich auf einen langen Nachmittag ein. Ich wollte ein paar Sachen einkaufen, durfte jetzt aber nicht aus dem Haus.

Am späten Nachmittag probierte ich es in der Polizeidirektion. So lange konnte das doch nicht dauern, den Teilnehmer einer beschissenen Geheimnummer herauszufinden. Aber der Mann war nicht in seinem Büro. „Er mußte zu einem Einsatz“, teilte mir ein Kollege mit. „Ich glaube auch nicht, daß er heute noch einmal

hereinkommt. Soll ich ihm etwas aufschreiben, falls er doch noch kommt?“

„Nur daß ich angerufen habe. Danke.“

Das konnte ich mir für heute abschminken. War ja an sich egal, wann ich es erfuhr. Solange ich es vor meinem Abflug morgen mittag erfuhr.

Was passierte, wenn sich meine Vermutung bestätigte? Dann hatte ich recht gehabt, und darauf durfte ich stolz sein und es mir bestenfalls rahmen lassen. Denn weiter brachte es mich in meinen Nachforschungen nur, wenn die Wohnung jemand anderem gehörte, als ich annahm. Da hatte ich auch so meine Ahnung.

Kurz vor sechs klingelte das Telefon. Es war der Journalist vom „Kurier“. „Also: Muß eine komische Tussi gewesen sein, deine Doris Donhauser. Sie lieferte dem ‘Spiegel’ als Freie ab und zu Beiträge aus Südamerika, zuletzt aus Kuba. Auftrag zur Papstvisite hatte sie aber keinen, weil sie sich monatelang nicht gemeldet hat. Man konnte mit ihr nie fix rechnen, und eine Festanstellung hat sie abgelehnt. Sie wolle sich nicht binden, hat sie gesagt. Ihre Stories sollen aber gut gewesen sein, durchweg Informationen aus der Partei. Woran sie zuletzt gearbeitet hat, wußten sie nicht.“

„Und wann hatten sie das letztmal Kontakt mit ihr?“

„Sag’ ich dir doch: Sie hat sich monatelang nicht gemeldet. Die hatten keine Ahnung, wo sie ist und was sie tut. Möglich, daß sie am Papstbesuch dran war, dann aber auf eigene Faust.“

„Hast du denen gesagt, daß sie tot ist?“

„Bin ich bescheuert? Die machen doch sofort eine Story draus: *Wiener Starreporterin unter mysteriösen Umständen in Kuba ertrunken. War sie Fidel Castros Geliebte?*“ Toll, was?“

Ich wußte, daß nicht alle Journalisten so geschmacklos waren, wie sie sich oft gaben. „Woher weißt du, daß sie Wienerin war?“

„War sie das nicht? Die haben das gesagt. Was war sie denn?“

„Weiß ich nicht.“

„Und was ist? Krieg’ ich die Story?“

„Wenn es eine Story ist, kriegst du sie“, sagte ich. Mir war die Lust auf eine Fortsetzung des Gesprächs vergangen. Ich sah Doris vor mir: Zuerst, wie sie sich von mir im Colina verabschiedete, dann, wie sie an der Playa lag. Nein, Mädchen, das verspreche ich dir, du wirst keine Story. Nicht, wenn ich es verhindern kann.

Ich bedankte mich und legte auf. Jetzt war der Tag gelaufen. Einkaufen konnte ich nichts mehr. Zum Ausgehen war ich nicht in Stimmung. Fernsehprogramm lag nur das zwei Wochen alte herum. Genaugenommen war mir zum Heulen.

Da klingelte das Telefon wieder. Mein Mann aus der Polizeidirektion. Mit dem hatte ich heute nicht mehr gerechnet.

„Guten Abend, Herr Dozent. Ich hoffe, ich störe Sie nicht so spät noch. Ich bin leider nicht früher dazugekommen, Sie anzurufen. Ich mußte dringend weg. Sie wissen ja, Dienst ist Dienst.“

„Das paßt schon“, sagte ich.

„Etwas vorweg, Doktor. Ich weiß, daß Sie ein hervorragender Kriminalist sind. Das wissen wir alle hier. Aber seit wann sind Sie in diesem Metier tätig? Das war doch bisher nicht Ihr Fach. Wagen Sie sich da nicht in ein etwas zu gefährliches Fahrwasser?“

„Weil ich wissen will, wem eine Wohnung im 9. Bezirk gehört?“

„Wenn Sie so etwas wissen wollen, dann hat das einen Grund. Ich meine, es ist natürlich Ihre Sache. Sie sind erfahren genug und lang genug in unserem Geschäft, als daß irgendjemand Ihre Integrität in Frage stellen würde. Ich wollte Sie auch nur aufmerksam machen, weil wir – weil wir in gewisser Weise ja Kollegen sind. Sie sind nämlich auffällig geworden.“

„Und wobei, wenn ich fragen darf?“ Im Polizeijargon hieß das, man hatte mich observiert. Man hatte mich irgendwo bei irgend etwas beobachtet, entweder gezielt oder durch Zufall. Daß ich jetzt auch schon in Wien darauf achten mußte, ob ich verfolgt wurde, ließ meinen Adrenalinpiegel in die Höhe schnellen.

„Jetzt seien Sie nicht gleich beleidigt, es ist ja nichts passiert.

Bevor ich bei der Post angerufen habe, bin ich in die Abteilung I hinüber und habe die Kollegen gefragt, ob sie die Wohnung oder die Telefonnummer vermerkt haben. Das wäre der problemloseste Weg gewesen, für Sie das herauszufinden. Außerdem habe ich da so ein Gefühl, wenn Sie einmal mit so etwas daherkommen.“

„Und?“ fragte ich. Die Abteilung I der Wiener Bundespolizeidirektion war die Abteilung für Staats-, Personen- und Objektschutz. Früher hieß das ganz simpel Staatspolizei.

„Die Kollegen vom Referat für Staatsschutz haben die Wohnung im Auge. Ziemlich lange sogar schon. Immerhin sind Sie da zweimal auffällig geworden.“

Logisch, beide Male, als ich dort war. „Und da hat es keiner der Mühe wert gefunden, mich darauf anzusprechen, wenn wir schon – in gewisser Weise Kollegen sind?“

„Doktor, kennen Sie nicht die Brüder von der Staatspolizei? Die glauben doch, ohne sie bricht das System zusammen.“

„Wär' nicht schade drum.“ Ich war wütend. „Und was weiter?“

„Nichts weiter. Ihr Name wird getilgt, wenn sich herausstellt, daß Sie rein privat dort waren und in keinem Zusammenhang mit irgendwelchen Tätigkeiten stehen, die sich gegen unser Staatsgebiet richten. Oder wenn die Observierung der Wohnung eingestellt wird.“

„Da bin ich mir nicht so sicher.“ *Maravilloso!* Mit Staatsschutz und Abwehr hatte ich bisher noch nicht zu tun gehabt.

„Sie müssen die aber auch irgendwie verstehen“, setzte der Kriminalbeamte fort. „Wenn die Frau Navratil dort ein- und ausgeht, wird sie das wahrscheinlich weniger interessieren, als wenn Sie das sind. Sie sind ja nicht irgendwer. Sie haben bei uns ...“

„Mein Stolz hält sich in Grenzen“, unterbrach ich ihn. „Aber wem gehört nun die Wohnung? Machen Sie's doch nicht so spannend.“

„Die Wohnung gehört der kubanischen Botschaft, wird aber nicht als exterritorial geführt. Das macht sie ja so suspekt.“ Daher

auch kein Objektschutz und keine Posten vor dem Haus. Keine offiziellen zumindest.

Tja, das war's wohl. Hatte ich etwas anderes erwartet? Nein. Gehofft schon, aber nicht erwartet. Was hätte ich denn getan, wenn der Eigentümer das kolumbianische Drogenkartell gewesen wäre? Oder die Botschaft von Nicaragua? Oder der Kanadier Robert Rocket? Oder ein Exilkubaner aus Miami? Damit war ich dort, wo ich angefangen hatte. Denn wer sich der kubanischen Botschaft bediente, wußte ich erst recht nicht.

„Sind Sie noch dran, Herr Dozent?“

„Ja, ich bin noch da. Ich habe nur kurz nachgedacht. Mir geht es um die Namen der Leute, die dort in den letzten Wochen logiert haben. Ich nehme an, die Kollegen von der Einser werden mir ihre Beobachtungsprotokolle nicht zeigen.“

„Das fürchte ich auch. Außerdem, und das ist eine Bitte, dürfen Sie das alles gar nicht wissen. Bitte, ich meine es ernst, behalten Sie es für sich. Versprochen? Die bringen mich um, wenn sie erfahren, daß ich Ihnen das erzählt habe.“

„Keine Sorge. Ich werde schweigen wie ein Grab. Und das ist gar nicht so weit hergeholt. Das mit dem Grab, meine ich.“

„Sagen Sie, Doktor, in was haben Sie sich da wirklich eingelassen?“

Ich erzählte ihm von meinem Auftrag, und daß Doris Donhauser am selben Tag, an dem ich sie gefunden hatte, ermordet wurde. Nun sei ich auf der Suche nach den Leuten, die sich als Doris' Eltern ausgegeben hatten. Alles andere ließ ich weg, auch die Vermutung, daß es irgendwie mit dem Besuch von Johannes Paul II. zusammenhing.

„Ich glaube, Sie sind etwas zu waghalsig, Doktor. Haben Sie daran gedacht, daß es politische Motive haben könnte? Dann wäre es auch für Sie gefährlich. Die Kubaner stehen, was ihre Kriminalstatistik betrifft, ganz gut da, so weit ich weiß. Aber bei politisch motivierten Angelegenheiten sind sie weniger zimperlich.“

„Ja, ich weiß“, sagte ich und bedankte mich für seine Hilfe.

„Ist schon gut. Das nächstmal kommen ja wir wieder mit einer Bitte. Passen Sie auf sich auf.“ Es klang ehrlich.

„Mach' ich. Und danke noch einmal.“

Mein Programm war beendet. Hatte sich der Trip ausgezahlt? Hätte ich das nicht auch von Kuba aus recherchieren können? Vermutlich nicht. Ich wußte ja nicht einmal, ob mein Telefon im Hotel abgehört wurde. Oder Celinas Telefon. Und den österreichischen Botschafter wollte ich aus dem Fall heraushalten.

Ich überlegte ernsthaft, um diese Zeit noch meinen Hausarzt anzurufen. Die Schmerzen im Rücken hatte ich zwar überwunden, aber nachschauen lassen sollte ich mein Kreuz dennoch. Ich wußte allerdings auch, daß mein Arzt ohne Röntgenbilder nichts tun konnte, und für Aufnahmen war es nun wirklich schon zu spät. Gegen meine Kopfschmerzen, die sich wieder einmal einstellten, hatte ich sowieso ein probates Mittel. Ich verordnete mir ein Thomapyrin, spülte es mit einem Glas Bourbon hinunter und ging zu Bett. Ich konnte aber lange nicht einschlafen.

Am nächsten Vormittag ging ich einkaufen. Nichts für mich. Ich brauchte nichts. Ich wußte ja nicht, wann ich wieder zurückkommen würde. Daß ich zurückkommen würde, war ich mir sicher. Allein oder mit Celina? Da war ich mir nicht mehr sicher.

Ich fand einen traumhaften weißen Jeansanzug, die enge Hose mit breitem Nietengürtel, die Jacke mit ausgeschnittenen Armen, vielen Knöpfen, Schnallen und Nieten. In einem anderen Laden kaufte ich Schuhe mit hohen Absätzen und Beschlägen und eine Cowboytasche.

Ich stellte mir vor, wie sich Celina darüber freute. Kubanerinnen waren heiß auf Westernlook. Weil sie ihn so schwer haben konnten. Sie waren auch heiß, in diesem Aufzug durch New Orleans, Miami oder Jacksonville zu spazieren. Weil sie das überhaupt nicht haben konnten.

In einem Fotogeschäft kaufte ich ein Microphen und ein Fixon. Entwickler und Fixierer gab es auch flüssig in kleinen Flaschen, aber als Salze in kleinen Säckchen waren sie besser zu verstecken. Ich mußte damit rechnen, bei meiner Ankunft durchsucht zu werden.

Zur Sicherheit nahm ich auch eine Schachtel Neofin Color mit. Damit konnte ich einen Farbfilm entwickeln, ohne allzu abhängig von der Temperatur zu sein. Ich wußte ja nicht, ob Doris in Farbe fotografiert hatte. Vorausgesetzt, Doris hatte überhaupt etwas fotografiert. Und ich fand den Film.

Das Flugzeug entpuppte sich, wie zu erwarten, wieder als Touristenbomber. 15 Stunden Flug! Erster Zwischenstop Gander in Neufundland, Kanada. Zweiter Zwischenstop Varadero. Dort stiegen auch die meisten Passagiere aus.

Varadero, etwa 35 Kilometer von Matanzas und 140 von Havanna entfernt, auf der langgestreckten Halbinsel Hicacos, ist Kubas größter Bade- und Urlaubsort. Er sieht auch so aus. Hotels und Restaurants wechseln einander ab. Die einst dichtbewaldete Halbinsel, schon früh von Indianern bewohnt, diente den Spaniern der Kolonialzeit als Holzreservoir für den Schiffsbau. Als der letzte Indianer starb, gab's auch kaum noch Bäume. Dafür hat der Ort mit seinen 10.000 Einwohnern und fünfmal so vielen Touristen den 20 Kilometer langen Sandstrand mit Hoteltürmen gespickt. Auch Batista hatte sich in Varadero ein superfeines Wochenendhaus hinstellen lassen. Urlauber, die im Urlaub gern unter Urlaubern sein und mit Einheimischen möglichst nichts zu tun haben wollen, fahren nach Varadero. Man erkennt sie meistens schon im Flugzeug.

Bis Havanna dauerte es noch einmal eine Stunde. Ich hatte Sehnsucht nach einem Bett, nach meinem Bett. Es war ja bereits Nacht.

Von Wien nach Havanna, eine Menge Zeit zum Nachdenken. Ich dachte an den Kollegen vom „Kurier“, der vor zwei Wochen gestorben war und der mich angeblich für den Job empfohlen hatte.

Ich glaubte das nicht mehr. Da waren zu viele Ungereimtheiten. Es war von den Leuten leichtsinnig gewesen, ihn als Referenz anzugeben. Es sei denn, es war ihnen bekannt, daß ich keinen Kontakt mehr zu ihm hatte. Ich hätte ihn trotzdem noch vor meiner Abreise besuchen können. Oder wußten sie, daß er bereits todkrank war? Kann sein, daß sie mich deshalb so drängten, schnell abzufliegen.

War es aber nicht auch leichtsinnig gewesen, sich als Doris' Eltern auszugeben, die vor zehn Jahren gestorben waren? Oder haben sie gewußt, daß ich auch das nicht würde nachprüfen können, zumindest nicht in so kurzer Zeit? Ich konnte mir nicht helfen, aber das paßte alles nicht zusammen. Entweder hatte da jemand Stümper engagiert, oder sie waren wirklich so exzellent vorbereitet.

Dann erhob sich noch immer die Frage, warum ich Doris aus Kuba hätte herausholen sollen. Und für wen. Wer von denen hatte die diplomatische Vertretung auf seiner Seite? Vielleicht auch gar nicht die ganze Botschaft, sondern nur den Botschafter. Oder einen Diplomaten der Botschaft. Wenn der Riß durch Kubas Polizeiapparat ging, warum sollte er sich dann nicht auch durch das diplomatische Korps ziehen? Bedeutete das gar, der Zuckerinsel stand ein neuer Putsch bevor? Ein Bürgerkrieg? Eine neue Revolution, noch bevor die alte beendet war? Und vielleicht mit dem Segen des Papstes?

Nein, das konnte nicht sein. Der Papst konnte einfach nichts damit zu tun haben, nicht aktiv. Es wäre zu absurd. Oder Mittelalter.

García Marín. Zu blöd, daß ich über den nichts erfahren hatte. Woran Doris gearbeitet hatte, wußte ich auch nicht. Und, verdammt, wo war Odalys abgeblieben?

Fragen über Fragen. Doch alle gipfelten immer wieder in einer: Warum war ich, angesichts der vielen anderen unbeantworteten Fragen, nach Kuba zurückgekehrt? Dabei war ich längst zu der

Einsicht gelangt, daß ich mir eine Antwort darauf nicht leisten konnte.

Der Flug wurde zur Qual für mich. Nicht die Zeit. Ich hatte schon mehr Stunden in Flugzeugen verbracht, Tage und Nächte. Es waren die Passagiere. Einige Touristen hatten schon ihre mitgebrachten Whiskyflaschen leergetrunken. Sie wankten gröhrend im Mittelgang auf und ab. Das kubanische Flugpersonal sah mit reglosen Gesichtern zu. Ich schämte mich für meine Landsleute. Ich drehte mich zum Fenster, konnte aber nicht schlafen.

Celina sah ich erst, als ich die Paßkontrolle hinter mir hatte. Die lief so reibungslos ab, daß ich nur staunte. Ich war sogar schneller durch, als die anderen Fluggäste. Ich hatte dasselbe Visum in den Paß gelegt, das schon vergangene Woche abgestempelt worden war. Die Grenzbeamtin in der grünen Uniform der Revolutionäre verglich lediglich meinen Namen mit anderen, die sie auf einer Liste vermerkt hatte. Gepäckkontrolle gab's bei niemandem.

Dann sah ich Celina. Sie winkte schon von weitem. Sie lief mir entgegen. Ich war nicht auf die Flut von Gefühlen vorbereitet, die bei ihrem Anblick über mich hereinbrach. Sie fiel mir um den Hals, und ich preßte sie an mich. Ich erinnerte mich, auf welche Weise wir zusammengeführt wurden, und vergaß all die Frustration, die mich befiel, als ich nach und nach dahinterkam, warum wir zusammengeführt wurden. Ich spürte, wie sie weinte. Ich roch ihr Haar, fühlte ihren Atem, hielt sie fest. Der warme Wind hüllte uns ein.

Während der Fahrt vom Flughafen zu Celinas Haus sprachen wir nur ganz leise. Der Taxifahrer brauchte nicht zu wissen, worüber wir redeten.

„Wie bist du bei der Paßkontrolle durchgekommen?“ wollte Celina, noch immer etwas aufgeregt, wissen. „Ich hätte dir gar nicht helfen können. Sie haben mich nicht durchgelassen, *querido*“. Liebling. Jetzt wußte ich, was mir gefehlt hat.

„Kein Problem“, beschwichtigte ich sie. „Aber was war bei dir? Gibt es etwas Neues? War García Marín bei dir?“

Celina schüttelte den Kopf. „Nein. Er hat nur heute vormittag noch einmal angerufen und gefragt, wie es mir geht. Er hat nicht einmal nach dir gefragt. Ich denke, er hat sich im Hotel nach dir erkundigt. Dort wußten sie ja, daß du in Wien bist.“

„Das war alles? Sonst keine Fragen?“

„Das war alles. Er hat dich mit keinem Wort erwähnt.“

Es war mir nicht möglich, so sehr ich auch den Kopf drehte und wendete, festzustellen, ob wir verfolgt wurden. Die Straßen sahen verwaist aus und erinnerten durch nichts an die Zeiten, in denen Havanna auch um Mitternacht noch pulsierte. Die wenigen Autos, die unterwegs waren, konnte ich nicht unterscheiden. Abgesehen von den Bussen natürlich, die Passagiere vom Flugplatz in die verschiedenen Hotels karrten. Vielleicht wurden wir von einem Bus verfolgt. Die Laternen entlang der Einfallsstraße ins Zentrum von Havanna hatten sie entweder abmontiert oder nicht eingeschaltet. Kuba war nie in der Lage gewesen, genügend eigenes Öl zu fördern, und mußte zur Energieversorgung welches importieren. Durch das Handelsembargo wurden die Kubaner nun gezwungen, auch Strom zu sparen. In den kleineren Städten hatten sie sogar Stromsperrzeiten eingeführt.

Meine Augen gewöhnten sich mit der Zeit an die Dunkelheit. Ein Schlitten war uns vom Flughafen durch halb *Marianao* nachgefahren. Als wir aber Richtung *Miramar* abbogen, blieb er zurück und verschwand nach dem „Tropicana“ gänzlich. Vielleicht einer, der extra angeflogen kam, um Havannas einst weltberühmten Nachtclub zu besuchen. Früher reisten oft genug reiche Amerikaner für einen Trip overnight an, um sich bei Shows unter freiem Himmel und beleuchteten Palmen zu amüsieren und danach die Revuegirls abzuschleppen. International bekannte Orchester, etwa Pérez Prado und Enrique Jorrín, spielten zum Tanz. Stars vom Rang eines Nat King Cole, Eddie Fisher oder Tony Bennett traten reihenweise auf, und man wußte nie, auf welche Bühne dieser gigantomanischen Show man zuerst blicken sollte. Sogar Louis Armstrong blies hier seine Stakkato-Trompete. Mit Geld konnte man alles haben. Batista, in einer Ehrenloge, ließ sich derweil von willigen Ausländern hofieren. Castros Revolutionäre hatten dann das Palmenlokal geschlossen und erst wieder geöffnet, als ihnen die Dollars knapp wurden. Heute hat sich das „Tropicana“ mit Revuen der hübschesten Mulattinen der Insel und Sängern wie Silvio Rodríguez, Pablo Milanés und Sarah Gonzales wieder zu einer internationalen Attraktion gemausert. Aber auch einfache Cubanos feiern dort mit einem Familienfest den 15. Geburtstag ihrer Sprößlinge.

Trotzdem war ich überzeugt, daß wir verfolgt wurden. Die Paßkontrolle hatte zu glatt funktioniert. Ich stand ja auf der Passagierliste. Jeder, der sich dafür interessierte, konnte schwarz auf weiß nachlesen, daß ich heute angeflogen kam. Ich durfte davon ausgehen, daß diese Liste dank meines Namens ein Bestseller war.

„Was ist mit Robert Rocket?“ fragte ich. „Warst du im Marazul?“

„Ja, *querido*“, flüsterte sie. „Er ist seit etwa zwei Wochen in Kuba, nur ein oder zwei Tage länger als du. Und er hat immer im Hotel Marazul gewohnt.“

„Und am 22. Januar, als der Vater von Odalys' Baby flüchtete, hat es ihn hier nicht gegeben?“ fragte ich enttäuscht.

„Nein. Er ist zwar früher schon einmal in Kuba gewesen, für drei Wochen, das liegt aber länger als ein Jahr zurück. Da hat er im Colina gewohnt.“

„Im Colina?“ Ich überlegte, ob es da einen Zusammenhang geben könnte. Wenn ja, erkannte ich ihn nicht. Schließlich stellte ich Celina die Frage, die sie erwarten mußte: „Und woher weißt du das alles?“

Sie drückte mich an sich und drehte den Kopf weg. „Von meinen Freunden.“

„García Marín?“

Sie nickte. Dann sah sie mich an und sagte leise: „Ich habe ihn gefragt, und er konnte es mir sofort sagen“

„Einfach so? Aus dem Handgelenk?“ Das bedeutete, daß sich auch García Marín mit dem Kanadier beschäftigte. Nur konnte er einfacher herauskriegen, was er wissen wollte.

„Ja. Im Marazul wußten sie ja nur, daß er Mitte Februar nicht im Hotel wohnte, und daß er nicht das erste Mal in Kuba war. Mehr nicht. Du wolltest aber doch auch wissen, ob er sich in Havanna aufgehalten hat, als Odalys' Freund flüchtete.“

„Ja, natürlich.“ Ist ja gut.

„Wie hätte ich es sonst herausfinden können? Ich konnte doch nicht sämtliche Hotels anrufen. Und bei der Einwanderungsbehörde kenne ich niemanden. Die Anmeldungen aus den Hotels liegen im Innenministerium. Es ist mir schwer genug gefallen, ihn zu fragen.“

„Ist ja gut, Liebes“, wiederholte ich laut. Warum, zum Teufel, verteidigte sie sich so vehement? Mit Eifersucht hatten meine Fragen doch längst nichts mehr zu tun, und sie wußte das. Genaugenommen hatten sie das nie, leider. „García Marín hat nicht gefragt, für wen du das wissen willst?“

„Nein. Ich denke, das wußte er.“

Das dachte ich auch.

Der Kanadier war also nicht dabei gewesen. Daher konnte er es auch nicht sein, den Doris eventuell auf einen Film gebannt hatte. Es wäre wirklich zu schön gewesen. Und zu einfach. Trotzdem steckte er ganz tief drin in der Sache.

Als wir in Celinas Straße einbogen, fragte ich leise: „Steht noch der alte Dodge mit den Leuten vor deinem Haus?“

Sie nickte.

„Halte hier“, sagte ich zu dem Taxifahrer. Ich gab Celina 20 Dollar fürs Taxi, küßte sie wie zum Abschied und stieg aus. „Vergiß den Koffer nicht“, flüsterte ich noch.

Ich wartete, bis ich die Schlußlichter des Wagens nicht mehr wahrnehmen konnte, dann machte ich mich selbst auf den Weg. Vorn an der Straße sah ich den geparkten Dodge mit García Maríns Leuten. Ich nahm wieder den Weg über das Nachbargrundstück. Aus der Entfernung hörte ich einen Hund kläffen, gleich darauf einen zweiten aus einer anderen Richtung.

Im Haus hatte sich nichts verändert. Doch. Vor dem Tischchen mit dem Stereogerät surrte leise ein Ventilator.

Celina hatte die Bluse aus der Jeanshose herausgezogen und aufgeknöpft. Sie trug nie einen BH. Ihre Brust schimmerte tabakgelb und hell wie ihre Wangen. Die schwarzen Haare fielen offen über die Schultern und bedeckten den Ansatz ihrer Brüste.

Mit den Händen um meinen Hals und dem Mund auf meinen Lippen zog sie mich ins Schlafzimmer. Sie drückte mich fest an sich, als sie sich mit mir aufs Bett fallen ließ. Dann flüsterte sie mir Zärtlichkeiten zu, immer schneller. Sie hielt nur inne, um mich zu küssen, auf den Mund, die Augen, die Ohren. Schließlich wurden die Liebeswörter zu einer Kaskade aus Leidenschaft und Begierde. Als ihre Stimme versagte, schloß ich ihren Mund mit meinen Lippen.

Ich hatte vergessen, daß ich 15 Stunden Flug hinter mir und nicht geschlafen hatte. Ich dachte nur immer wieder, daß Celina die herrlichste Frau war, die je mein Leben berührte. Und daß ich

Angst hatte, sie zu verlieren. Ich wollte sie immer um mich haben, ihr Gesicht, ihre Stimme, ihren Atem, ihre Haut.

Ich lag neben ihr und betrachtete sie im Mondlicht. Die Strahlen spielten auf ihrem Körper. Ich machte ein ernstes Gesicht. Celina konnte es nicht sehen.

„Ich liebe dich“, sagte sie. Sie drehte den Kopf zu mir. „Jetzt und für immer.“

„Jetzt ja“, sagte ich, „vielleicht. Aber für immer?“

„Ich schwöre es bei der Liebe Gottes“, sagte sie.

Ich stützte mich auf den Ellbogen und sah sie von oben an. Die andere Hand legte ich ihr sanft auf den Mund. „Schwöre nicht. Einen Schwur kann man nicht zurücknehmen.“

Da richtete sie sich auf, mit einem Ruck. Ihr Gesicht war dicht an meinem. Ich spürte ihren Atem. Ich sah ihre Augen, die wie vom Mond beschienene grüne Sterne im Meer leuchteten. Denn ich sah auch ihre Tränen. Sie sagte nichts. Sie wartete.

Als auch ich nichts sagte, ließ sie sich wieder zurückfallen. Sie redete wie zu sich selbst. „Du bist mein Leben. Ohne dich möchte ich nicht mehr sein. Ich weiß nicht, ob du das verstehst.“

„Doch“, sagte ich langsam. „Ich verstehe es.“

„Und deshalb habe ich mir so gewünscht, du würdest mich mitnehmen nach Österreich, und ich brauchte nie wieder zurückzukommen. Wir vergessen Doris und García Marín, die Polizei, alles. Ich habe Tag und Nacht gebetet, zu deinem Gott, und geträumt davon, daß wir ein neues Leben anfangen können, nur du und ich.“

Ich nickte. „Aber man kann nicht weglaufen vor seiner Vergangenheit.“

„Ich weiß“, sagte sie tonlos.

Ich spürte, wie sich mir die Haare im Nacken aufstellten. „Und warum hast du den Ventilator gekauft? Jetzt noch?“ fragte ich.

„Du hast dich doch beklagt, daß ich keinen habe.“

„Ihr habt an alles gedacht, sogar an den Rum. Eine Klimaanlage oder einen Ventilator habt ihr vergessen.“

Celina nickte. Im Mondlicht sah ich, wie sie nickte.

„Es ist nicht dein Haus. Du wohnst nicht hier. Stimmt's?“

Sie nickte wieder.

„Und warum habt ihr das Haus für mich hergerichtet?“

„Sie haben es mir zuerst nicht gesagt. Jetzt weiß ich es.“

„Ich wußte es vom ersten Tag an“, sagte ich, „seit ich den ungepflegten Garten gesehen habe. Du würdest ihn pflegen.“

„Ja, *querido*.“ Sie richtete sich wieder auf und sah mich an. Jetzt redete sie zu mir. „Ich weiß, daß du es weißt. Zuerst ahnte ich es nur, und ich hatte Angst, daß du es merkst. Jetzt habe ich keine Angst mehr. Weil ich spüre, daß du mich wirklich liebst.“

„Du hast mir oft geholfen.“ Das war eine Feststellung.

Celina nickte. „Bei dem, was jetzt noch kommt, kann ich dir nicht mehr helfen.“ Ihre Stimme hatte jeden Klang verloren.

Da drückte ich sie an den Schultern nieder und beugte mich über sie. „Ich werde mir selbst helfen. Und ich liebe dich, egal was war und was noch sein wird.“

Sie zog mich zu sich. „Es kann alles noch gut werden, *querido*.“

„Sicher“, sagte ich. Ich spürte ihre Tränen auf meinen Wangen.

Es war fünf Uhr vorbei, als ich aufwachte. Celina schlief. Ich stand auf und zog mich an. Dann holte ich die Tschechow aus dem Schlafzimmerschrank und steckte sie unter dem Hemd in den Hosenbund, Patronenschachtel und Halfter packte ich in den Koffer. Den weißen Jeansanzug aus Wien legte ich gefaltet über einen Fauteuil, die Schuhe und die Tasche stellte ich daneben. Celina würde alles sehen, sobald sie aufgewacht war und herauskam. Zuletzt nahm ich meinen Autoschlüssel aus ihrer Handtasche. Ich bewegte mich sehr leise und vorsichtig.

Ich sah Celina noch einmal an. Im fahlen Mondlicht sah ich, daß sie im Schlaf lächelte. Du wirst verstehen, Liebes, warum ich mich fortschleichen mußte. Aber in meinen Gedanken bist du

immer bei mir. Und eines Tages werde ich dich holen und nach Österreich mitnehmen. Danach werden wir alles hier vergessen.

Ich nahm den Koffer und ging. Leise ließ ich die Tür von aussen ins Schloß fallen.

Ich stieg ins Auto und drückte den Leerlauf hinein. Mit der Hand am Startschlüssel ließ ich den Wagen die Auffahrt hinunterrollen. Erst unten startete ich und drückte das Gaspedal durch. Ohne Licht raste ich die *Avenida 7ma* entlang. Als ich den Dodge vor Celinas Haus im Rückspiegel nicht mehr erkennen konnte, bog ich zur *Avenida 5ta* ab und schaltete das Licht ein. Gesittet fuhr ich zum Hotel Nacional weiter.

Jetzt machten sich die 15 Stunden Flug bemerkbar. Bei Celina hatte ich nicht mehr als zwei oder zweieinhalb Stunden geschlafen. Irgendwann sollte ich den versäumten Schlaf nachholen. Aber wie es aussah, würde es tatsächlich erst irgendwann sein. Ich rechnete damit, im Hotel eine Nachricht vorzufinden.

Ich fuhr nicht bis ganz zum Hotelportal vor. Mein Vehikel würde im Weg sein, wenn am Morgen andere Gäste ab- und anfahren. Ich hatte aber auch keine Lust, eine Lücke auf dem normalerweise überfüllten Parkplatz des Hotels zu suchen. Also stellte ich es am Beginn der Zufahrt rechts an den Rand.

Im selben Moment, als ich das Licht abschaltete, sah ich einen Schatten. Da war jemand. Eine Gestalt, die für einen Wimpernschlag im Kegel der Scheinwerfer gestanden hatte. Ich schaltete das Licht wieder ein. Nichts. Ich startete noch einmal, damit ich auch die Scheinwerfer aufblenden konnte. Nichts. Rechts neben der Hotelzufahrt standen Pinien und rankten sich dichte Sträucher die Mauer empor, die den erhöhten Parkplatz abgrenzten. Aber so, wie mein Wagen stand, kam ich mit dem Licht dort nicht hin. Ich fuhr ein paar Meter rückwärts und drehte das Auto nach rechts, damit die Scheinwerfer das Gestrüpp ausleuchteten. Wieder nichts. Nichts bewegte sich.

Hatte ich mich getäuscht? Das Grau der Morgendämmerung

machte es mir schwer, etwas zu erkennen. Die Lichtstrahlen meines Autos erzeugten ein diffuses Zwielflicht, das das ganze Hotel und seine Umgebung nur noch schemenhaft hervorhob. Ohne Scheinwerfer sah ich nichts, mit Scheinwerfer noch weniger. Also stellte ich den Wagen wieder ordentlich an den Rand, schaltete das Licht aus und stellte den Motor ab. Ich wartete. Es rührte sich nichts. Junge, wo sind deine Nerven?

Ich zog die Pistole aus dem Hosenbund und entsicherte sie. Das Hemd stopfte ich in die Hose zurück. Dann stieg ich langsam aus. Links vom Haus war es kaum möglich, sich zu verstecken. Zwischen Zufahrt und dem Malecón, der hinter dem Hotel vorbeiführte, lag der Swimmingpool, fein abgegrenzt durch hohe Maschengitter und eine Böschung. Bei Tag glitt der Blick über die Uferstraße hinweg bis aufs Meer hinaus. Jetzt müsste hier jemand auftauchen wie Klaus Störtebeker aus der Nebelwand vor Bornholm. Den würde ich aber vermutlich schon vorher ausmachen.

Rechts vom Hotel aber konnte hinter den Gebüschchen auf dem Parkplatz eine ganze Armee liegen, die ich nicht bemerken würde, wenn sie sich nur ruhig genug verhielt.

Mit beiden Händen umfaßte ich die Tschechow und stützte mich auf dem Dach des Wagens ab. Bei diesem verschleierte Morgenlicht mußte jemand schon sehr gut zielen, um meinen Kopf zu treffen. Die *brisa* strich durch das Gestrüpp und ließ Äste ächzen und Blätter knistern. Ich hörte auch mein Herz schlagen.

Plötzlich vernahm ich es: „*¿Greg?*“ Danach: „*¿Eres tu?*“ Das klang weder nach Klaus Störtebeker noch nach einer Armee. Hinter einem der Sträucher war eine Frau.

„*¿Sí?*“, sagte ich. Plötzlich wußte ich, obwohl die Stimme viel zu leise war, wer sich im Gebüsch versteckt hielt. „*Odalys?*“

„*¿Sí. Soy Odalys.*“

Dann raschelte es. Zwischen den Sträuchern kam eine Gestalt hervor. Ich erkannte sie zuerst nur an der Figur. Ich ging ums Auto herum. Die Pistole behielt ich in der rechten Hand.

Sie kam auf mich zu. Sie wankte. Ich konnte sie noch auffangen, bevor sie stürzte. Die Rastazöpfe hingen zerzaust ins verschmierte Gesicht. Blut, offene Schürfwunden, unterlaufene Flecken unter den Augen. Odalys hatte noch denselben weißen Rüschchenrock an und das rote Plüschoberteil wie vor einer Woche an der Playa Miramar. Es war nur alles dreckig, heruntergefetzt. Am Busen fielen mir die offenen Kratzspuren auf.

„Was ist los, Odalys? Wer hat dich so zugerichtet?“ Ich stützte sie und öffnete die Beifahrertür. Ich ließ sie vorsichtig ins Auto gleiten, sah mich um, bemerkte aber nichts Auffälliges. Da stopfte ich die Pistole in den Hosenbund und setzte mich ans Steuer.

„*Salimos, por favor. ¡Salimos rápido! ¿Sí?*“, flüsterte Odalys.

„Wir sollen schnell wegfahren? Warum? Und wohin soll ich dich denn bringen? Nach Hause?“

„*¡No, no! Tengo miedo a policía.*“

Wieso hatte sie Angst vor der Polizei? Ich startete. Es war jetzt kurz vor sechs Uhr. In der Stadt waren die ersten Leute auf der Straße. Ich mußte einen Ort finden, an dem wir uns ungestört aufhalten konnten. Ich fuhr Richtung Hafen.

Ich schaute Odalys an. Sie kauerte neben mir. Ihr Körper hob und senkte sich mit ihren Atemzügen. Manchmal richtete sie sich plötzlich auf, holte tief Luft und sank wieder in sich zusammen. Manchmal stöhnte sie. Sie mußte Schmerzen haben.

Ich wollte so schnell wie möglich aus der Stadt hinaus. Im Hafenviertel erwarteten mich Probleme, mit denen ich nicht gerechnet hatte. Die Straßen waren schmal und voller Löcher. Da stand noch das Wasser vom großen Regen vor zwei Tagen. Ich mußte im Schrittempo fahren, um Fontänen aus Schmutzwasser zu vermeiden und nirgendwo anzustreifen. Die Autoreifen quietschten auf den glattgespülten Pflastersteinen. Der Wind kräuselte die Oberflächen der Wasserpfützen. Die Menschen, durchweg Schwarze und Mulatten, hasteten mit unfreundlichen Gesichtern aus den Häusern. Einige blieben stehen und sahen uns drohend

nach. Ein TUR-Auto mit einer Einheimischen, noch dazu um diese Zeit, zog in dieser Gegend automatisch Ärger an.

Nach etwa 20 Minuten hatte ich die *Autopista Nacional* erreicht, die Autobahn von Havanna nach Santiago de Cuba. Wir überholten Lastwagen mit Arbeitern, die zu den Zuckerkombinaten gebracht wurden. Geisterfahrer auf Fahrrädern kamen uns entgegen, Fußgänger, die zur Arbeit in die Stadt strömten. Ein Reiter, den Strohhut ins verschlafene Gesicht gedrückt, trottete quer über die Fahrbahn. Zwei Pferdewagen, bis zum Planendach gefüllt mit Hausrat, standen mitten auf der Straße, weil sich die dünnen Rösser aus einem mir nicht bekannten Grund weigerten, die Karren weiterzuziehen. Aber der Slalom zwischen den Rissen im Asphalt, den Schlaglöchern und den Regenrinnen zwang sowieso zum Langsamfahren. Die Autobahn war eine holprige Asphaltstraße und seit der Regentschaft Batistas kaum noch repariert worden.

Schließlich, nach weiteren zehn Minuten, gehörte die Straße uns allein. Rechts vor uns über der riesigen Citrusplantage drängte sich die aufgehende Sonne an Regenwolken vorbei. Odalys war eingeschlafen.

Nach 30 Kilometern fand ich einen Platz, an dem ich neben der Straße zwischen den Bäumen und hinter Sträuchern halten konnte, ohne von vorbeikommenden Fahrzeugen aus gesehen zu werden.

Ich packte meine Toilettentasche und die Reiseapotheke aus dem Koffer. Dann weckte ich Odalys, hob sie aus dem Auto und setzte sie ins Gras. Die Wunden im Gesicht und auf der Brust wusch ich mit Zellstoff und Borwasser aus einem Fläschchen und besprühte sie zur Desinfektion mit Merfen. Zwei besonders schlimm aussehende bestrich ich mit Bachblütensalbe und überklebte sie mit Pflaster.

Danach zog ich Odalys aus. Das rote Plüschoberteil bestand ohnehin nur noch aus Fetzen. Ich warf es in den Kofferraum. Einen BH trug sie nicht. Ich zog ihr ein Hemd von mir an. Auch

den Rüschenrock und ihren Slip warf ich hinten ins Auto. Ich gab ihr einen Slip von mir und zwängte sie in meine zweite Leinenhose, deren Beine ich bis zu den Schenkeln aufkrempelte. Zuletzt brachte ich ihre Haare in Ordnung, einigermaßen. Als Friseur besaß ich relativ wenig Erfahrung.

Dann sah ich sie an. In dieser Aufmachung hätte sie bei jedem Zirkus als Clown auftreten können. Zumindest aber war sie jetzt angezogen. Sie mußte schwer geschlagen und über den Boden gezerrt worden sein. Ihre sonst so gepflegten Hände waren rissig, die Fingernägel abgebrochen, der Lack abgesplittert.

„Wie geht’s dir, Odalys?“ Ich setzte mich neben sie ins Gras.

„*Gracias*.“ Sie nickte.

Ich hätte ihr gern etwas zu trinken gegeben, vielleicht auch zu essen, hatte aber verständlicherweise nichts dabei. „Hast du Schmerzen?“ fragte ich.

Sie nickte wieder.

„Ich gebe dir nachher eine Tablette“, sagte ich. „Aber die ist sehr stark. Du wirst danach wahrscheinlich einschlafen. Ich möchte vorher wissen, was passiert ist. Wer hat dich so zugerichtet?“

Sie zuckte die Schultern.

„Odalys, ich muß wissen, was dir widerfahren ist. Du mußt reden. Letzte Woche in der Nacht, nachdem du ins Colina zurückgefahren bist, was ist da geschehen?“

„Männer haben mich geholt und weggebracht.“ Sie sprach sehr langsam. Sie mußte sich offensichtlich zum Reden zwingen.

„Was für Männer? Polizei?“

Sie nickte. Dann schüttelte sie den Kopf. „*Yo no lo sé*.“ Ich weiß das nicht.

„Waren es ein großer Schwarzer, ein Mulatte und ein Weißer?“

Sie nickte. „*Un negro y un mulato. Ningún blanco*.“

Also nur der Schwarze und der Mulatte. Die kannte ich aus der Calle M und der San Rafael. Nachdem sie mich zusammengeslagen und mir das Foto abgenommen hatten, waren sie gera-

dewegs ins Colina marschiert und hatten Odalys geholt. Wo aber war der Weiße geblieben? Hätte sie den möglicherweise erkannt?

„Haben sie gesagt, daß sie *policía* sind?“

„*Sí*.“

Das hatte ich angenommen. Sie gehörten alle zur *policía*. „Wo haben sie dich hingebracht?“

„*Yo no sé*.“ Ich weiß nicht.

„Warst du die ganze Zeit dort? War das ein Gefängnis?“

„*No sé*. Ich war die ganze Zeit in einem Zimmer. Sie wollten wissen, ob ich den Freund von Doris kenne. Sie wollten den Namen.“

„Hast du ihn ihnen gesagt?“

„*No*. Ich habe gesagt, ich kenne seinen Namen nicht.“

„Haben sie dir geglaubt?“

„*No*. Deshalb haben sie mich geschlagen. Aber daß Doris ein Geheimnis hatte, habe ich ihnen gesagt.“

„Was für ein Geheimnis?“

„*No sé*. Ich habe dir doch gesagt, daß ich es nicht weiß.“

„Was hast du ihnen dann erzählt?“

Da lächelte Odalys das erstmal wieder. „Ich habe ihnen gesagt, sie hat es in Cienfuegos oder Trinidad versteckt, *¿sí?*“

„Du hast sie also auf eine falsche Spur gelenkt?“

Sie nickte und lächelte so etwas wie schadenfroh.

„Haben sie dich auch nach mir gefragt?“

„*Sí, sí*. Sie wollten wissen, wer du bist und was wir an der Playa Miramar gemacht haben.“

„Und? Was hast du gesagt?“

„Ich habe gesagt, ich weiß nicht, wer du bist, ich glaube, du bist ein Tourist aus *Australia*, *¿sí?* Und an der Playa haben wir Liebe gemacht.“

Maravilloso. Aber mein Ruf war sowieso schon ruiniert. Sie war auch weder die erste noch die einzige, die einen *austriaco* mit einem *australiano* verwechselte. Ich war mir jedoch nicht sicher,

ob sie nicht mit Absicht *Australia* gesagt hatte. Egal. „Weißt du, was aus deinem Auto geworden ist?“ fragte ich weiter. „In der Calle 27 steht es nicht mehr.“

Sie zuckte die Schultern. „*No sé*. Mein Identitätsausweis und mein Geld waren im Auto.“

„Wann haben sie dich freigelassen?“

„Heute nacht. Sie haben mich geschlagen und gesagt, ich soll zu dir gehen und Liebe machen, du bist einer von uns. Du hast gesagt, du wohnst im Nacional. Aber ich wußte nicht, ob du noch da bist, ¿sí? Ich habe mich nicht getraut, einen Hoteldiener zu fragen. Ich habe die ganze Nacht hinter dem Gebüsch gewartet.“

„Was heißt ‚einer von uns‘?“

„Ein Dissident.“

„Bist du eine Dissidentin?“

Sie nickte.

Hatte ich also richtig vermutet: Odalys, eine Regimegegnerin!
„War der Vater von deinem Baby auch ein Dissident?“

Odalys nickte wieder.

„Und seine Frau?“

„*No sé*.“ Weiß nicht.

Von der nächsten Antwort hing viel ab: „Wer hat die Flucht vorbereitet? Der Vater von deinem Baby oder seine Frau?“

Odalys sah mich erstaunt an, zögerte, machte große Augen. Dann: „*El papá*.“ Und: „*No entiendo*.“

„Das kannst du auch nicht verstehen. Noch nicht.“

Ich konnte ihr jetzt nicht erklären, welche Rolle Doris bei der Flucht gespielt hatte. Und warum sich Doris danach so rührend um sie und ihr Baby kümmerte. Vielleicht hatten der Mann und die Frau die Flucht gemeinsam geplant, und Odalys wußte es nur nicht.

Noch ein Letztes: „Als du von der Flucht erfahren hast, bist du dann zur Polizei gegangen und hast es ihnen erzählt? Sei ehrlich, Odalys, es tut dir niemand etwas.“

Odalys sah mich entgeistert an. Da stand auch Zorn in ihrem Blick. „*¡No! ¡Cierto no! ¡Esta es la verdad!*“

„Ist ja gut“, beruhigte ich sie. „Ich glaube dir ja, daß es die Wahrheit ist.“ Ich legte einen Arm besänftigend um ihre Schulter.

Sie hatten also Odalys geholt und an dem Tag wieder rausgelassen, an dem ich nach Kuba zurückkam. Odalys sollte der Lockvogel sein und mich nach Cienfuegos und Trinidad führen, zu Doris' Geheimnis, Film oder was immer. Wetten, die hatten gar nicht am Flughafen auf mich gewartet, sondern gleich vorm Hotel? Oder warteten sie in Cienfuegos? Sollte mir auch recht sein.

„Odalys“, sagte ich und stand auf. „Wir fahren jetzt nach Cienfuegos. Ich fahre gar nicht mehr ins Hotel zurück.“

Sie sah mich an und sagte nichts. Sie war zu abgeschlafft. Ich nahm ein Temgesic aus der Reiseapotheke und gab es ihr. „Die Tablette mußt du unter der Zunge zergehen lassen. Nicht kauen, nicht schlucken“, sagte ich. Dann half ich ihr ins Auto.

Bevor ich selbst einstieg, kontrollierte ich die Pistole. 15 Schuß im Magazin, einer im Lauf. Dann nahm ich das Schulterhalfter aus dem Koffer, legte es an und steckte die Pistole hinein. Darüber zog ich das Leinensakko. Die restlichen 14 Patronen verteilte ich lose in den Sakkotaschen.

Ich fuhr los. Wir passierten Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen, Tabakfelder und Citruskulturen. An uns zogen Kartoffelfelder, Weideland und Savannen vorüber. Am Straßenrand standen Zedern, Palmen und Eukalyptusbäume. Das Bergland von Matanzas grenzte dunkelgrün den Horizont ab. Irgendwann würde ich nach Kuba kommen, um das Land zu genießen. Mit Celina. Irgendwann, wenn man sich nicht mehr an sie erinnerte.

Wir redeten lange Zeit nichts. Irgendwann sagte ich: „Sagst du mir jetzt, wer Doris' Liebhaber war?“ Keine Antwort. Ich sah zu Odalys hinüber. Sie war eingeschlafen.

Von Havanna nach Cienfuegos sind es etwas mehr als 330 Kilometer. Vor Santa Clara mußte ich auf die Landstraße hinunter

und nach Süden zur Küste. Drei Stunden Fahrtzeit wären nicht schlecht.

Autobahnzubringer gab es nicht, nur ganz normale Abzweigungen. An jeder Kreuzung mahnten riesige Tafeln, mit aufgemalten Totenköpfen und der Zahl der an dieser Kreuzung tödlich Verunglückten, zu vorsichtigem Fahren. Sollte man bei uns auch einführen.

Ich fuhr von Toten zu Toten. An der Kreuzung in Nueva Paz waren es 17, bei Nagüey Grande 14. In meinem Kopf waren es fünf: Doris, der dünne Schwarze, den ich selbst erschossen hatte, der Polizist auf der Treppe in Jesús' Haus, der Zivile vor dem Haus und zuletzt der Mann in meinem Auto. Einfach wegstecken konnte ich das nicht.

Als ich zur Kreuzung nach Ranchuelo kam, sah ich nicht mehr auf die Tafel. Ich war zu weit gefahren. Die nächste Abzweigung war schon Santa Clara. Ich fuhr rechts von der Autobahn ab und weiter quer durchs Land. Es war halb zehn.

Odalys wachte auf.

Ich sah sie an. „Und? Wie geht es dir? Hast du noch Schmerzen?“

Sie streckte sich. „*No, ya no.*“

„Das freut mich.“

Plötzlich legte sie eine Hand auf mein Knie und sah mich an. Leise sagte sie: „*Gracias. Muchas gracias.*“

„Ist schon gut, Mädchen. Willst du mir jetzt nicht sagen, wer der hohe Politiker ist, mit dem Doris ein Verhältnis gehabt hat?“

Sie überlegte nicht einmal. „*No.* Ich habe geschworen, den Namen nicht zu verraten. Niemals. Ich habe es geschworen bei der Liebe Gottes und bei meinem *niño*. Du bist sehr lieb, aber ich darf ihn dir trotzdem nicht sagen. Ein Schwur ist heilig.“

Ich seufzte. Ich hatte heute nacht schon einmal jemanden schwören gehört. *Por amor de Dios*, bei der Liebe Gottes, wie die Kubaner sagen. Und Odalys hatte auch noch bei ihrem *niño*

geschworen. Bis jetzt hatte ich nicht einmal gewußt, daß ihr Baby ein Junge war.

„Willst du, daß ich Doris' Mörder finde?“ Irgendwie bewunderte ich mich, daß ich so ruhig blieb.

„Sí.“

„Und möchtest du, daß die Leute bestraft werden, die dich so zugerichtet haben?“

„Sí.“

„Dann werde ich dir jetzt etwas sagen. Es geht nicht mehr nur um Doris' Mörder und die Leute, die dich geschlagen haben. Es geht um dein Land. Ich bin kein Dissident. Was sie dir erzählt haben ist Quatsch. Wenn mir euer Regime nicht paßt, brauche ich nicht herzukommen. Und ich kämpfe nicht gegen Fidel Castro, denn ich bin auch kein Söldner der Amerikaner. Ich mag Kuba und die Kubaner, und ich liebe eine Kubanerin. Ich will auch den Mord an Doris aufklären. Aber zuallererst muß ich unser Leben retten. Hast du das kapiert? Wir machen keine Vergnügungsreise, wir fahren um unser Leben. Die Mörder sind entweder hinter uns, oder sie warten irgendwo auf uns. Erst wenn ich den Mann gefunden habe, der den Auftrag gegeben hat, Doris zu töten, sind wir gerettet.“

Odalys hatte mit starrem Blick zugehört. Sie sah nicht aus, als hätte sie mich nicht verstanden. Seit der Nacht an der Playa Miramar wußte ich, daß sie anders war, als sie zu sein schien. Und die anderen wußten das auch. Chica oder nicht spielte keine Rolle.

Diesmal überlegte sie lange, bevor sie antwortete. Wir fuhren an *bohíos* vorbei, den mit Plattwedeln der Königspalme gedeckten Lehmhütten, und an dichtem Marabúgestrüpp. Wir überholten einen farbigen Reiter, der auf seinem Gaul dahindöste und eine Herde weißer Langhornrinder vor sich her trieb.

Odalys' Antwort bestand aus einer Frage: „Hat der Mann, den sie so geliebt hat, Doris töten lassen?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich würde ihn das gern fragen.“

Da schüttelte sie den Kopf. „*No*, dann darf ich es nicht sagen.“

Komisch, ich war weder überrascht noch verärgert. Odalys hatte wirklich vieles mit Doris gemeinsam, und nicht nur, daß sie beide nie geraucht und manchmal miteinander geweint hatten. Doch diese Sturheit hatte Doris das Leben gekostet. Durchaus möglich, daß sie auch Odalys das Leben kostete. Und mich.

Ich sagte nichts mehr.

Nach einer Weile fragte sie: „Bist du verheiratet?“

„Geschieden.“ Ich wollte nicht reden. Ich war doch verärgert.

Aber sie redete weiter: „Du liebst eine Kubanerin?“

Ich nickte nur.

„Sie heißt Celina. ¿*Sí*?“

„Woher weißt du ihren Namen?“

„Die Männer von der *policía* haben ihn mir gesagt.“

„Die haben dir aber viel gesagt“, sagte ich. „Warum haben sie ihn dir gesagt?“

„*No sé*.“ Weiß nicht. „Vielleicht, damit ich dir sage, wer sie ist. Weißt du, wer sie ist?“

„Ja.“

„Dann wirst du sie verstehen“, sagte sie. „Ihre Eltern haben an der *Playa Girón* gegeneinander gekämpft. Ihre Mutter war eine treue Anhängerin Fidel Castros, eine Revolutionärin, ¿*sí*? Ihr Vater war Exilkubaner. Beide sind damals ums Leben gekommen.“

Das hatte ich nicht gewußt. Daß Celinas Mutter vor einem halben Jahr gestorben war, hatte ich ohnedies nicht mehr geglaubt. Aber daß sie bei der gescheiterten Invasion in der Schweinebucht umkam, ergab ein neues Bild von Celina. Von ihrem Vater hatte sie nie gesprochen.

Die CIA hatte dem damals frischgewählten US-Präsidenten Kennedy mit der Invasion im April 1961 ein faules Ei ins Nest gelegt, dessen er sich nicht entledigen konnte. Kennedy hatte bei Amtsantritt keine andere Wahl, als dem schon unter seinem Vorgänger Eisenhower vorbereiteten Angriff zuzustimmen. Dilet-

tantisch durchgeführt und ohne die fälschlich erwartete Unterstützung aus dem Hinterland, mußte die Invasion scheitern. Zudem verweigerte Kennedy den Exilkubanern und angeheuerten Söldnern Luftunterstützung. Dennoch wird der Sieg über die Exilkubaner heute noch als Triumph der Revolution gefeiert. Daß das Unternehmen sowieso verraten war und die Invasoren niedergemäht wurden, sobald sie den Fuß auf den Strand setzten, wird heute gern verschwiegen. An dem Ort, an dem innerhalb von drei Tagen das Blut Hunderter Kubaner, Revolutionäre wie Konterrevolutionäre, im Sand versickerte, steht heute ein Touristenhotel.

Die Tragödie in Celinas Familie machte mich betroffen. Sollte ich die Frau, die ich liebte, jetzt besser verstehen? „Das haben sie dir alles erzählt?“ fragte ich.

Odalys nickte.

Wir redeten nicht mehr. Mir gingen zu viele Gedanken durch den Kopf. Odalys blickte stumm vor sich hin. Ich hätte meine Gedanken dennoch nicht gegen ihre tauschen mögen.

Ich mußte auch mehr auf die Straße achten. Der Verkehr war plötzlich dichter geworden. Wir waren vor Cienfuegos. Ich hielt an einer ruhigen Ecke am Straßenrand an. Ich nahm Odalys bei den Schultern und sah sie an. „Sag’ mir den Namen von Doris’ Liebhaber. Bitte. Ist er wirklich ein hoher Politiker?“

Sie bestätigte es mit Kopfnicken.

„Den Namen. Du ersparst uns damit viel Zeit. Vielleicht auch einen Kampf auf Leben und Tod. Bitte.“

Sie schüttelte den Kopf. Zuerst langsam, dann fester.

Scheiße. Sturkopf. „Gut. Dann sag’ mir etwas anderes. Du hast gesagt, du warst dabei, wenn Doris nach Cienfuegos gefahren ist. Wer war noch dabei? Jesús? Wie seid ihr überhaupt hergekommen?“

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Jesús war nie mit. Ich bin gefahren, mit dem Auto meines Freundes. Bevor wir uns kennen-

lernten, ist sie selbst gefahren, hat sie gesagt, mit einem Leihauto.“

„Wie lange hat diese Affäre denn schon gedauert?“

„Schon ein paar Jahre, hat sie gesagt. Doris ist seinetwegen schon oft in Kuba gewesen.“

Ich bezweifelte, daß sie Kuba nur ihres Liebhabers wegen besuchte. „Hast du gewußt, daß Doris Journalistin von Beruf war?“

„No“, schüttelte sie erstaunt den Kopf. „Wir haben nie darüber geredet“ Dann sah sie mich ungläubig an: „Aber sie hatte doch gar keinen Film in der Kamera.“

Nicht mehr. „Ja, ich weiß“, sagte ich. „Aber es stimmt, sie war Journalistin. Vielleicht hätte sie über den Papstbesuch schreiben sollen, nur schreiben, nicht fotografieren.“

„Das glaube ich nicht. Sie ist ja schon ein paar Wochen hier gewesen, bevor *el Papa* nach Kuba kam. Sie hat sich sogar geärgert über die vielen Absperrungen und weil für Ausländer alles teurer geworden ist. Der Rummel war ihr unangenehm.“

„Seid ihr denn gar nicht zu der feierlichen Messe auf der Plaza de la Revolución gegangen? 800 000 Menschen waren da, und euer Präsident Fidel Castro saß in der ersten Reihe!“

Odalys schüttelte den Kopf. „No, an dem Tag habe ich doch Doris erst kennengelernt. Ich war zu traurig für so eine Versammlung. Und Doris hat gesagt, sie glaubt an Gott, aber Kirche und Papst, die mag sie nicht. So haben wir uns auf der Playa Santa María getroffen, zufällig. Dann wurden wir die besten Freundinnen.“

Ich vermutete anderes: Doris dachte, alles würde zum Papst auf den Revolutionsplatz strömen, und sie könnte auf der Playa allein und ungestört sein. War sie aber nicht, traf stattdessen Odalys. Und wenn sie an einer Geschichte über den Papstbesuch gearbeitet hatte, gab sie dieses Vorhaben nach jener Fluchtnacht auf – entweder freiwillig, oder jemand zwang sie dazu. „Glaubst du denn an Gott?“

„*Sí, pero no soy católico.*“ Ja, aber ich bin keine Katolikin. Und: „Warum predigt *el Papa*, wir sollen nicht die Pille nehmen? Die

gibt es bei uns doch gar nicht. Und ohne Abtreibungen hätten wir alle noch mehr Kinder – ohne Vater. Euer *Padre Santo* hätte in Rom bleiben können. Was hat sich denn geändert? Drei Wochen nach seiner Abreise sind zweihundert Dissidenten aus dem Gefängnis entlassen worden – und fünfhundert von uns sind immer noch eingesperrt. Dafür wird Kardinal Jaime Ortega vielleicht der nächste Papst.“

Sie glaubte an Gott, war aber nicht katholisch. Und in ihrer Enttäuschung flüchtete sie in den Zynismus. Was hast du denn erwartet, Mädchen? Daß der Papst ein Wunder vollbringt? Das muß er wohl seinem Chef im Himmel überlassen. Im übrigen habe ich jetzt keine Zeit, mich über Religion oder Politik zu unterhalten. „Von wem hatte Doris die goldene Freundschaftskette am Fuß?“

„Von ihrem Geliebten, hat sie gesagt. Ich habe sie gefragt, als ich die Kette zum ersten Mal gesehen habe. Aber er hat sie nicht hier gekauft, sondern in Mexiko, hat sie gesagt.“

„Wer ist der Mann, der ihr die Kette geschenkt hat?“

Odalys sah mich an, als wollte sie mich fragen, für wie blöd ich sie eigentlich hielt. Vielleicht dachte sie auch etwas ganz anderes. Jedenfalls sagte sie nichts.

„Kannte Jesús Doris’ Liebhaber?“ begann ich von neuem.

„*No*. Jesús war sehr verliebt und sehr eifersüchtig.“

„Aber daß sie einen Geliebten hat, das hat er gewußt?“

Odalys nickte.

„Hat er nie versucht herauszufinden, wer es ist?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Er hat es nie beweisen können.“

„Daß sie einen Geliebten hat? Oder wer er ist?“

„Wer er ist.“

Es wurde immer klarer, welche Rolle ich zu spielen hatte. Ihren Liebhaber kannte man. Und ich sollte es beweisen. Warum? Um ihn politisch abzusägen? Warum brachten sie ihn dann nicht einfach um, wie sie Doris umgebracht haben? „Doris hatte in ihrem

Notizbuch eine Telefonnummer aufgeschrieben, eine Nummer in Cienfuegos. Kennst du die Leute, denen die Nummer gehört?“

Odalys sah mich erstaunt an. „*No*. Ich habe gar nicht gewußt, daß Doris ein Notizbuch hat.“

„Wo seid ihr hier gewesen?“ fragte ich. „An welcher Adresse?“

„Wir waren immer im Hotel Jagua. Sie hat für uns ein Doppelzimmer genommen. Sie hat telefoniert und ist dann mit einem Taxi weggefahren. Nach zwei oder drei Tagen ist sie wieder gekommen.“

„Und da war sie in Trinidad?“

„Das hat sie gesagt.“

„Wo in Trinidad?“

„Das hat sie nicht gesagt.“

„Wann bist du mit Doris zum letzten Mal hiergewesen?“

Sie dachte nach. „Genau weiß ich es nicht mehr. Vor zwei oder drei Wochen.“

„Hast du die beiden Männer, die dich vom Colina abgeholt haben, schon vorher einmal gesehen? Den Schwarzen und den Mulatten?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Hier in Cienfuegos. Denk nach.“

Sie überlegte. Dann schüttelte sie wieder den Kopf.

Mädchen, du wirst Kopfweh kriegen von dem vielen Kopfschütteln. Ich sah sie lange an. Sie hielt meinem Blick stand. Da nahm ich ihre Hände und sagte: „Zum letztenmal. Sag mir den Namen von Doris’ Liebhaber. Dann drehen wir um und fahren sofort nach Hause, du zu deinem *niño* und ich zu Celina. Und alles wird wieder gut.“ Wenn das nicht nützte, nützte nichts mehr.

Es nützte nichts mehr. Sie schwieg.

Ich startete wieder. Das Hotel Jagua, benannt nach der indianischen Gottheit des Ackerbaus, des Fischfangs und der Fruchtbarkeit, liegt auf der Halbinsel Punta Gorda am anderen Ende von Cienfuegos. Verirren kann man sich hier kaum. Die Stadt ist, wie

mit dem Lineal gezogen, nach dem Schachbrettmuster angeordnet. Alle geraden Straßen verlaufen von Ost nach West, die ungeraden von Nord nach Süd. Der Baustil ähnelt dem von New Orleans. Viele Siedler waren Anfang des 19. Jahrhunderts aus der ehemaligen französischen Kolonie Louisiana gekommen, davor schon viele Franzosen aus Haiti, die nach der Revolution geflüchtet waren.

An der nächsten Ecke hielt ich an. „Du bleibst hier sitzen und wartest auf mich. ¿Claro?“

Sie nickte brav.

In einem Laden kaufte ich eine Bluse und einen Rock, die Odalys ungefähr passen würden. Ich nahm nicht das Teuerste. Als ich auch noch zwei Slips kaufte, sah mich die Verkäuferin verwundert an.

Unterwegs zum Hotel zog sich Odalys um. Die Bluse streifte sie sich sehr schnell über und duckte sich dabei. Sie trug keinen BH. Meine Sachen legte sie gefaltet auf die Hintersitze.

Auf dem Hotelparkplatz instruierte ich sie: „Du wartest, bis ich dich hole. Du schließt das Auto von innen ab und machst unter keinen Umständen auf. Wenn Polizei kommt und etwas von dir will, läßt du mich rufen.“

Ich ging ins Hotel. Es galt einst als eines der feinsten der Insel und hatte den ehrenvollen Ruf, das „Hochzeitshotel Kubas“ zu sein. Viel davon war dem Haus nicht mehr anzumerken.

Ich legte dem Mädchen am Empfang meinen Paß hin. „Ich möchte ein Zweibettzimmer. Für ein oder zwei Tage“, sagte ich. „Da gibt es aber ein Problem. Meine Braut ist Kubanerin und hat ihren Ausweis in Havanna vergessen.“ Glaubte das jemand? Kein Kubaner geht auch nur einen Schritt ohne Identitätsausweis aus dem Haus.

Die Rezeptionistin machte leicht verschreckte Augen. Sie sah weniger mich an, mehr an mir vorbei. Im selben Moment wußte ich, daß ich Gesellschaft bekommen hatte. Ganz automatisch griff ich unter das Sakko zur Pistole. Ich behielt meine Hand dort, während ich mich langsam umdrehte.

Sie hatten offenbar beschlossen, zu zweit zu kommen. Der eine trug eine Uniform, eine blaue, und ließ seine Hand auf der Pistole ruhen, die im Halfter links am Gürtel steckte. Der andere hatte offenbar keine Waffe.

„*¡El pasaporte!*“ forderte der Zivilist. Er bediente sich eines sehr unfreundlichen Tones. Das Mädchen reichte ihm mit zitternder Hand meinen Paß. Es war einfach unglaublich, in welcher Angst vor der Polizei die Kubaner landauf, landab lebten. Der Unfreundliche blätterte die Seiten durch und studierte das Visum. Dann setzte er an, etwas zu sagen.

Ich ließ es nicht dazu kommen. „Interessiert dich das mehr?“ fragte ich. Mit der linken Hand zog ich aus der linken Brusttasche den Waffenschein, den mir García Marín hatte ausstellen lassen. Dabei tat ich mich etwas schwer, weil ich die Pistole mit der rechten Hand nicht loslassen wollte. Gleichzeitig checkte ich die Hotelhalle ab. Es waren nicht viele Leute in der Halle. Das Problem war das Auto. Wieso hatte der Held im Krimi immer das schnellste Auto? Vielleicht war ich nicht Held genug.

Der Unfreundliche drehte meinen Waffenschein nach allen Seiten. Es stand nicht mehr und nicht weniger darauf, aber er war sichtlich beeindruckt.

Ich war erleichtert. Das waren wohl ganz normale Polizisten, die ihre Pflicht taten. Am anderen Ende der Lobby schmuste ganz ungeniert ein Tourist mit einer Einheimischen.

„*¡Está en orden!*“, sagte der Zivilist und gab mir den Waffenschein zurück, der Empfangsdame meinen Paß. „*¡Bienvenida en Cienfuegos, señor!*“ hieß er mich plötzlich freundlich willkommen.

Das Hotelmädchen lächelte mich ratlos an. Vor Verlegenheit begann es zu husten. Dann entschloß es sich zu einer einladenden Bewegung. „Pro Nacht 45 Dollar“, sagte es. War ja preiswert.

Ich holte Odalys und mein Gepäck, mit dem ich aus Wien gekommen war, aus dem Auto. Sie sah recht ordentlich aus in all den neuen Kleidern, eine schöne junge Frau. Im Tageslicht sah

man auch an ihr die helleren Stellen an ihrer Haut, wie sie Mulattinnen haben. Sie hatte ein liebes Gesicht, trotz der Pflaster und der Flecken von den Schlägen.

Das Zimmer stellte sich als hübsch heraus und netter als meines im Nacional. Vom Balkon konnte man die herrliche Aussicht auf die *Jaguabucht* genießen und den *Palacio Valle* betrachten, den sich der spanische Krösus Don Ciscle del Valle von dem italienischen Architekten Alfredo Colli in einem Mischmasch aller nur möglichen Stilrichtungen bauen ließ. Vor der Revolution kaufte Pepe Batista, der Bruder des Diktators, das Bauwerk und machte ein Spielcasino daraus. Heute ist es ein Museum der Dekorativen Künste.

Odalys hatte für all das keine Augen, vielleicht weil sie es schon kannte. Ich vermutete eher, sie war am Ende der Straße alles Zumutbaren angelangt.

„Ich muß jetzt wieder wegfahren“, sagte ich. „Da du mir nicht helfen willst, muß ich allein weitermachen.“ Ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Odalys machte aber nur ein gequältes Gesicht. Sie blieb standhaft. Oder stur. Stattdessen fragte sie leise: „Ich möchte – darf ich duschen?“

„Aber sicher, Mädchen. Hier hast du Waschzeug und eine Zahnbürste.“ Dabei nahm ich die Toilettentasche aus dem Koffer. „Du mußt vorläufig meine Sachen nehmen. Ich kaufe später alles nach, was du brauchst. Hast du Hunger? Möchtest du auch etwas zu trinken?“ Mir fiel ein, daß ich selbst seit dem Flug nichts gegessen hatte. Odalys nickte.

Noch etwas fiel mir ein. „Möchtest du deine Mutter anrufen? Sie weiß ja gar nicht, wo du bist, oder?“

Sie sah mich mit großen Augen an. „Darf ich das?“

Da nahm ich sie in die Arme und strich ihr über den Kopf. „Du bist ein armer Teufel. Aber ein ganz lieber.“ Ich sprach deutsch. Ich wollte nicht, daß sie mich mißverstand. Auf spanisch sagte ich:

„Sieh zu, ob du eine Verbindung nach Havanna bekommst. Dann badest du und gehst ins Restaurant essen. Laß alles aufs Zimmer schreiben, *¿claro qué sí?* Wenn ich dann noch nicht zurück bin, wartest du im Zimmer. Vielleicht möchtest du etwas schlafen.“

Dankbarkeit sprach aus ihrem Blick. Warum, verdammt, muß es immer Menschen geben, die andere quälen und malträtiertieren – und solche, die sich nicht wehren können, vor allem Frauen?

Ich ging selbst ins Badezimmer, rasierte mich und duschte. Danach zog ich endlich frische Sachen an. Ich hatte in der Früh die Klamotten übergestreift, die ich schon im Flugzeug trug.

Odalys saß nur da und wartete. Vor einer Woche noch hätte sie die Gelegenheit benützt, mich ins Bett zu bekommen. Vor einer Woche hätte ich mich auch schwergetan zu widerstehen.

Als ich das Pistolenhalfter anlegte, fragte sie zögernd: „Darfst du eine Waffe haben?“

„Ich darf, Mädchen. Und wenn ich nicht dürfte, hätte ich sie auch.“ Allerdings nur vielleicht.

„Wieso darfst du? Arbeitest du für das DSE?“

„Nein“ Und: „Vertraust du mir nicht?“

„*Sí*, ich vertraue dir.“

Als ich bei der Tür war, sagte sie: „Du kommst wieder, *¿sí?*“

„*Si está el Dios conmigo*“, antwortete ich. Wenn Gott mit mir ist. In der Bauchgegend verspürte ich ein mulmiges Gefühl.

Am Empfang holte ich mein Hustenmädchen. Es hustete jetzt nicht mehr. Ich zeigte die Telefonnummer aus Doris' Notizbuch. „Ich brauche den Namen und die Adresse von den Leuten mit dieser Telefonnummer“, sagte ich so freundlich es mir möglich war.

Die Kleine fing sofort wieder zu husten an. „Die weiß ich aber nicht“, sagte sie zwischendurch.

„Dann ruf an und frag die Leute, wie sie heißen und wo sie wohnen. Wenn sie wissen wollen, warum, sagst du, der Bruder der

blonden Österreicherin ist hier im Hotel und will sie besuchen.“ Gleichzeitig schob ich ihr einen Fünfdollarschein hinüber.

Da hörte sie zu husten auf und steckte das Geld ein.

Ich konnte zuhören, wie sie telefonierte. Sie fragte brav, was ich ihr aufgetragen hatte. Als ich ihr anerkennend und aufmunternd zunickte, kam sie aber erst richtig in Fahrt. Sie gab mich nicht nur als Doris' *hermano* aus, sondern schilderte mich gleich als *turista simpático*, der mit seiner *novia* aus *La Habana* unterwegs sei und *amigos* bei der *policía* hatte. Das reichte. Danach schrieb sie mir Namen und Adresse auf, und ich machte mich auf den Weg ins Unbekannte.

Das zur Telefonnummer gehörige Haus befand sich im Stadtteil *San Lázaro*, durch den wir beim Herfahren gekommen waren. Ich stellte mein Auto auf der gegenüberliegenden Straßenseite ab. Kinder spielten auf der Straße. Im Unterschied zu Havanna bettelten sie aber nicht um chicles, als sie meiner ansichtig wurden. Cienfuegos war sauberer und weniger laut als die Hauptstadt. Es hatte sich noch viel vom Flair aus der Zeit der spanischen Kolonialherrschaft erhalten. Auch die Menschen schienen mir anders, weniger hektisch, ausgeglichener, vielleicht provinzieller.

Das Haustor war ein offenes Gitter. Es gab den Weg in eine Häuserzeile frei. Einstöckige Reihenhäuser waren so dicht aneinander gebaut, daß sie eine schmale Wohnstraße bildeten. Fahrräder hatten gerade noch Platz. Mehrere Haustüren zu beiden Seiten standen offen. In der zweiten links lümmelte eine Frau.

„¿Donde viven Antonio y Isabel Guiteras?“ fragte ich.

Sie deutete auf die letzte Tür gegenüber.

Wäre gar nicht notwendig gewesen. Ein Paar starrte mich an, als hätte es auf mich gewartet.

„*Hola, compañeros*“, begrüßte ich sie. Fremde mit Genossen anzusprechen ist Landessitte. Ich streckte eine Hand vor, nicht um sie ihnen zu geben, sondern um mein Sakko aufzuschlagen. Sie hätten meine Hand vermutlich sowieso nicht genommen. Antonio

hielt seine Hände hinten umfaßt, Isabel ihre vorne. Sie standen da wie das Pärchen, das zu jeder vollen Stunde aus der Kuckucksuhr kommt; bloß am Gesichtsausdruck mußten sie noch arbeiten. Immerhin konnte ich daran erkennen, daß sie meine Pistole im Halfter registriert hatten.

„Ihr wißt, daß Doris tot ist“, sagte ich.

Sie sagten nichts. Isabel holte tief Atem, ließ ihre Hände los und legte sie an den Seiten an. Antonio zog die Stirne in Falten. Ganz offensichtlich hatten sie es nicht gewußt. Trotzdem würde ich so keine Konversation zustandebringen. „Sie ist ermordet worden“, sagte ich scharf. „Und das kann euch auch passieren.“

„Doris hatte keinen Bruder“, sagte Antonio.

Na bitte, das war doch schon was. In den Türen kamen immer mehr Gesichter zum Vorschein. Habt ihr denn nichts zu tun, Leute? „Tja“, machte ich. „Eltern hatte sie ja auch keine.“

Ich schob die zwei auseinander und ging ins Haus. Ich stand in einem typischen Wohnzimmer kubanischer Provinzstädte. Kleine Fenster, Wände und Decke mit weißem Rauhverputz, Fliesenboden, Couch, Couchtisch, Anrichte, Fernsehapparat. Überall standen kleine Keramikfiguren herum. Eine Wand schmückte ein Poster mit Fidel Castro, eine andere eines mit Johannes Paul II., ein Kruzifix an die Stirn haltend, nun als *mensajero del amor y la esperanza* ausgewiesen, als Botschafter der Liebe und der Hoffnung.

Dennoch drehte ich mich um, sehr schnell.

Antonio streckte mir soeben die rechte Hand entgegen, zusammen mit einem geöffneten Springmesser, mit der Spitze nach oben. Ich nahm nicht an, daß er Harakiri begehen wollte. Also schlug ich ihm mit der linken Faust halbseitlich gegen den Oberarm. Ich bin links auch ganz gut, obwohl ich mein Supertor damals mit der Rechten warf. Im Handball ist es immer von Vorteil, beidhändig zu sein. In Kuba offenbar auch.

Antonio öffnete die Hand. Das tun alle, denen man gegen die

Bizepssehne schlägt. Das Springmesser flog ins Zimmer. Mit dem Blick nach dem Messer drehte er sich genau in den Schwung meiner rechten Faust. Die traf ihn seitlich am Kinn. Er ging zu Boden.

Damit er nicht zu schnell aufstand, zog ich die Pistole und richtete sie auf seinen Kopf. „Mach ja keinen Scheiß“, sagte ich. Das Messer spitzelte ich mit dem Fuß unter den Couchtisch.

Er sah mich von unten an. Mit einer Hand stützte er sich auf, mit der anderen hielt er sein Kinn. „Was willst du?“

„Doris ist ermordet worden. Ich will den Namen ihres Geliebten wissen“, herrschte ich ihn an.

Antonio schüttelte nur den Kopf. Langsam rappelte er sich auf, stand aber etwas schwankend auf den Beinen. Seinen Blick richtete er starr auf die Tschechow. Isabel klammerte sich von hinten an ihren Mann.

„Hast du gewußt, daß Doris tot ist?“ fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. Sein Mienenspiel schlug wahre Kapriolen. Bisher war er im Streß gewesen. Jetzt bekam er Angst.

„Weißt du, wer ich bin?“ Ich stieß die Pistole ins Halfter zurück.

Wieder Kopfschütteln. Sehr gesprächig war der nicht. Vielleicht taten ihm nach meinem Kinnhaken auch nur die Zähne weh.

„Ich bin ein Landsmann von Doris. Von der *policía de Austria*.“ Das sollte er einmal nachzuprüfen versuchen. Aber bei einem Volk, das mit Polizei nur Angst verband, konnte „*policía de Austria*“ die Wirkung nicht verfehlen.

Tat es auch nicht. Er wich einen halben Schritt zurück.

„Ich muß den Tod von Doris klären“, sagte ich. „Ich arbeite für das DSE.“ Odalys hatte mich auf die Idee gebracht.

„Doris war schon lange nicht mehr hier“, sagte er. Etwas hatte seine Zunge gelockert. Ich durfte annehmen, daß ich es mehr seiner Angst vor dem Geheimdienst der Polizei zuzuschreiben hatte als dem Kinnhaken. Jedenfalls begann er, eine Verteidigung aufzubauen.

„Weiß ich“, sagte ich. „Mit wem hat sie sich hier getroffen?“

Er schüttelte den Kopf. „Mit niemandem. Sie wurde abgeholt und nach Trinidad gebracht.“

Das hatte ich befürchtet. Die Guiteras waren bloß die Zwischenstation. Die beiden waren so unwichtig, daß man sie nicht einmal über Doris' Tod informiert hatte oder daß ich möglicherweise kommen würde. „Mit wem hat sie sich in Trinidad getroffen?“

„Weiß ich nicht.“

„Hat Doris nie etwas erzählt?“

„Darüber nicht.“

„Aber daß sie zu einem Liebhaber nach Trinidad gebracht wurde, das hast du gewußt?“

Antonio nickte.

„Ist er so ein bedeutender Mann, daß er sein Liebesverhältnis geheimhalten mußte? Er ist doch Politiker, oder?“

„Weiß ich nicht. Er ist verheiratet.“

„Wer sagt das?“

„Doris hat das gesagt.“

Das konnte von Anfang an eine Schutzbehauptung gewesen sein. „Doris hat vom Hotel Jagua aus angerufen, daß sie hier ist.“ Das wußte ich von Odalys. „Wie habt ihr die Nachricht weitergeleitet?“

„Wir sind angerufen worden. Wir haben gesagt, daß Doris in der Stadt ist. Dann ist sie abgeholt worden.“

„Vom wem?“

„Von zwei oder drei Männern. Verschieden.“

„Namen.“

„Einer heißt José, einer Rafael. Den dritten weiß ich nicht.“

Meier, Müller, Huber und ich. José und Rafael waren in Kuba so selten wie bei uns Michael und Franz. „Wie sehen sie aus?“

„Ein Farbiger, ein Mulatte und ein Weißer.“

„Ist der Farbige groß und dünn? Der *mulato* klein und dünn?“

Er nickte.

„Und der Weiße?“

Er zuckte die Achseln. „Normal.“

Normal war da überhaupt keiner. Aber es waren die Typen aus der Calle M und der San Rafael. Den Weißen im Ford Fairlane hätte ich genauer ansehen sollen. Aber ich kannte ihn sowieso. Sicherheitshalber fragte ich doch noch nach: „Ist der Weiße ein Ausländer?“

„Weiß ich nicht.“

„Hat er eine Narbe im Gesicht?“

„Weiß ich nicht. Er war immer im Auto.“

„Wohin wurde Doris in Trinidad gebracht?“

„Weiß ich nicht.“

Beinahe hätte ich es ihm geglaubt. Aber Isabel drückte ihren Mann plötzlich fester.

Da zog ich die Pistole wieder aus dem Halfter. Den Lauf hielt ich Antonio an den Hals. „Ich habe das Recht, dich zu erschießen, wenn du nicht die Wahrheit sagst. In Österreich machen wir das immer so“, klärte ich ihn auf. Die österreichische Tourismuswerbung hätte an mir ihre helle Freude gehabt.

„In der Nähe ...“, begann er stockend.

Ich unterbrach ihn: „Genau. Nicht in der Nähe.“

„In der *Calle Piro Guinart*.“

„Genauer“, befahl ich und drückte ihm den Lauf in den Hals.

„Neben der *Iglesia San Francisco de Asís*. Die Nummer weiß ich nicht. Das Eckhaus gegenüber der Kirche“, sagte er und versuchte, die Augen auf die Pistole zu drehen.

„Ist das die Kirche mit dem berühmten Glockenturm?“

Er nickte. Damit drückte er sich den Pistolenlauf noch stärker in seinen Hals. War aber nicht meine Schuld. Er hätte ja reden können, statt zu nicken.

Ich beförderte die Tschchow wieder in ihr Halfter. Irgendwie mußte Doris mit ihren langen blonden Haaren dort aufgefallen sein. Ich würde das Haus finden. „Wem gehört das Haus?“ fragte ich.

Er senkte den Kopf.

„Also eine Absteige“, stellte ich lakonisch fest. „Und ihr sorgt dafür, daß alles in Ordnung ist und jederzeit benützt werden kann. Ich kenne das. Wer hat euch die Anweisungen gegeben?“

„Rafael.“

„Welcher ist das?“

„Der *mulato*.“

„Ich gebe euch jetzt noch den Rat“, schloß ich mein Programm, „zu verreisen, irgendwohin, wo euch keiner findet.“ Ich überließ sie ihrem Gemütszustand und ging. Im Prinzip hatten sie ja auch nichts Böses getan. Ein verheirateter Politiker und eine junge Frau in einer Absteige – bei uns gehörte das zum Alltag.

Draußen waren alle Türen besetzt. Die Leute starrten mich an, als ich an ihnen vorbeiging, nicht zu schnell, nicht zu langsam. Ich sah keinen an. Ich hatte nur das Sakko so weit offen, daß alle die Pistole sehen konnten. Es schien mir noch immer das wirksamste Mittel, mir die Gaffer vom Leib zu halten. Ich schaute starr geradeaus und zog die Nasenflügel hoch wie Orson Welles in „Citizen Kane“. Die Häuserzeile war so schmal, daß ich Mühe hatte, keinen zu streifen. Aber ich roch sie, spürte ihren Atem. Das Zuschlagen des Gitters, als ich die hohle Gasse hinter mir hatte, übertönte das Aufschlagen des Steines, der mir vom Herzen fiel.

Ich setzte mich ins Auto und fuhr geradewegs zum Hotel zurück.

Unten konnte ich Odalys nicht finden, also ging ich hinauf ins Zimmer. Sie lag im Bett und schlief.

Ich weckte sie. „Hast du deine Mutter erreicht?“

Sie fuhr hoch wie von einem Alptraum aufgeschreckt, aber sie nickte.

„Hast du gegessen?“

Sie nickte wieder.

„Gut“, sagte ich. „Ich fahre jetzt nach Trinidad. Ich hoffe, daß ich in der Nacht wieder zurück bin. Bleib du im Zimmer und schließ ab. Hier im Hotel wird dir nichts passieren.“

Da schüttelte sie heftig den Kopf. „*¡No! ¡No!* Ich bleibe nicht

allein. Bitte! Nimm mich mit. *Tengo miedo de veras.*“ Sie hängte sich an meinen Hals und sah mich flehend an.

Sie hatte wirklich Angst, das merkte ich. Ich studierte meine Uhr und überlegte. Es war eins vorbei. „Dann zieh dich an.“ Es wäre besser gewesen, sie nicht mitzunehmen. Aber das wußte ich erst, als es zu spät war. Mein Gepäck ließ ich im Zimmer. Ich wollte in ein paar Stunden zurück sein.

Von Cienfuegos nach Trinidad sind es nur 124 Kilometer. Sie kosteten mich dennoch gute zwei Stunden. Ich machte noch einen Abstecher zum Hotel *Rancho Luna*, wo sie eine Tankstelle für TUR-Autos eingerichtet hatten.

Die Straße über die Guamuhayaberge, von den Einwohnern kurz *Escambray* genannt, war schmal, steil und miserabel. Das Auto mußte Steigungen bis zu schätzungsweise 18 Prozent überwinden. Kaum war ich auf einer Kuppe oben, ging's gleich wieder hinunter. Es war die reinste Berg- und Talfahrt.

Odalys und ich hatten während der ganzen Fahrt kaum gesprochen. Sie war noch immer erschöpft. Ich parkte an der *Simón Bolívar* ziemlich weit unten. Das Stadtzentrum war Fußgängerzone.

Ich wandte mich jetzt zu Odalys. „Ich werde allein in dieses Haus gehen“, kündigte ich an. „Dich kann ich dabei nicht gebrauchen. Vielleicht ist es zu gefährlich, es genügt, wenn ich auf mich achten muß. Willst du in einem Restaurant oder in einem Hotel auf mich warten? Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird.“

„Darf ich im Auto sitzen bleiben und warten?“

„Ja, wenn du möchtest. Ich lasse den Autoschlüssel stecken. Du kannst ja umgehen mit einem Auto. Wenn es zu lange dauert, fahr zum Hotel *Canada*. Das muß vorne rechts sein, wenn ich die Stadtkarte richtig im Kopf habe. Und schließ das Auto wieder von innen ab. *¿Claro qué sí?*“

Sie nickte.

Ich gab ihr einen leichten Kuß auf die Stirn und stieg aus. Sie rollte sich, die Beine hochgezogen, auf dem Sitz zusammen, als wäre ihr kalt.

Ich spazierte hinauf zum Hauptplatz, der von der *Iglesia la Santísima Trinidad*, der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit, und dem ehemaligen Palast des Conde Nicolás Brunet y Muñoz, heute das *Museo Romántico*, dominiert wird. Hätte ich mehr Zeit und vor allem Muße gehabt, wäre ich in beide hineingegangen. Immerhin sind sie ein Stück Weltgeschichte. Danach bog ich zur *Iglesia San Francisco de Asís* mit dem Glockenturm, dem Wahrzeichen der Stadt. Trinidad war einst berühmt für seine Kirchen. Die meisten sind seit der Revolution Museen oder Ruinen wie die *Iglesia de Santa Ana* aus dem 18. Jahrhundert. Wegen ihrer landschaftlichen Abgeschlossenheit hat sich die Stadt ihren Kolonialcharakter weitgehend erhalten. Der Naturforscher und Geograph Alexander von Humboldt, der am 14. März 1801 anreiste, um die Umgebung zu erkunden und die Sternbahn durch den Meridian zu beobachten, war von der Schönheit Trinidads so begeistert, daß er länger verweilte als geplant.

Hätte ich auch gern getan. Weniger begeisterte mich das alte Kopfsteinpflaster, das, statt einer Kanalisation, zur Straßenmitte gesenkt war, um die Wassermassen der Regenzeit zu bündeln. Es machte das Gehen äußerst beschwerlich.

Schon bei der Dreifaltigkeitskirche fielen mir die vielen Menschen und Polizisten auf. Alles schien sich zur Kirche des Franz von Assisi hinzubewegen. Das war nicht der typische Lärm, der eine Touristenstadt beherrscht. Einige Leute blieben auf der Plaza Mayor stehen und sahen in Richtung Glockenturm.

Eine dichte Rauchwolke hüllte ihn ein. Die Kirche brannte oder besser hatte gebrannt. Nach der Art des Rauchs zu schließen, wurden nur noch Glutnester gelöscht.

Ich tauchte zwischen die Menschen, die zur Franziskuskirche strömten. Wir zogen die schmale Kopfsteinstraße hinauf, gesäumt

zu beiden Seiten von eingeschossigen Reihenhäusern mit den charakteristischen hohen Fenstern und den vorkragenden, schmiedeeisernen Gittern. Ich kam aber nicht weit. Eine Kette von Polizisten drängte uns zurück.

Dann sah ich es trotzdem. Der Rauch kam nicht von der Kirche. Er kam von dem Häuserkomplex links in der Calle Guinart.

„¿*Qué pasa?*“ fragte ich die Frau neben mir.

„Die Häuser von Antonio Guiteras und Abel Barrveta sind ausgebrannt. Ein Glück, daß die Kirche verschont geblieben ist. *San Francisco* und *el Papa Juan Pablo II.* haben sie beschützt.“ Letzteres glaubte ich weniger. Franz von Assisi wurde von den Revolutionären nämlich aus der Kirche verbannt, das Gebäude ist seit 1959 ein dem Kampf gegen Konterrevolutionäre gewidmetes Museum. Und der Papst ist gar nicht in Trinidad gewesen.

„Wie konnte das passieren?“ fragte ich weiter.

„Im Haus von Antonio Guiteras ist etwas explodiert“, sagte eine andere Frau, die neben uns stand. „Ich hab's genau gehört. Ich war gerade in der Santísima Trinidad.“

Ich bezweifelte zwar, daß man das in der Kirche unten am Hauptplatz so genau hatte hören können, gab der Frau aber trotzdem recht. Aus einem anderen Grund. „War jemand zu Hause?“ fragte ich.

„María Barrveta nebenan war zu Hause“, sagte dieselbe Frau. „Sie ist mit dem Schrecken davongekommen.“

„Und im Haus der Guiteras?“ Das interessierte mich mehr.

„Da ist selten jemand zu Hause“, sagte die erste Frau.

Die zwei waren das reinste Auskunftsbüro. „Wieso?“ fragte ich.

„Antonio ist in Cienfuegos“, sagte die erste.

„Manchmal wohnen Fremde in dem Haus“, sagte die zweite.

„Auch eine blonde Ausländerin?“ fragte ich.

Das war wieder einmal die berühmte Frage zuviel gewesen. Beide sahen mich von der Seite an. „Wer bist du?“ fragte die erste.

„Ein Freund der blonden Ausländerin“, antwortete ich.

„Da gibt es keine blonde Ausländerin.“

„Jetzt nicht mehr“, bestätigte ich und drängte mich wieder in die Menschenmasse. Weg von den Frauen.

Daß sie das Haus gleich in die Luft sprengten, hielt ich für eine unangemessene Überreaktion. Den Trip nach Trinidad hätte ich mir somit sparen können. Hatte ich denn geglaubt, Doris' Liebhaber hier zu treffen? Nein, aber wenigstens Leute, die ihn kannten. Die wußten, wer er ist. Die gab es bestimmt hier. Die würde ich heute aber nicht mehr finden. Zuviel Polizei, und ich mußte aufpassen, ihr nicht ins Gehege zu kommen. Die suchte vielleicht den, der das Haus in die Luft gejagt hatte. Ich war hier nicht in Havanna.

Ich fand nicht gleich die Stelle wieder, an der ich mein Auto geparkt hatte, und ging die Bolívar noch einmal zurück. Nein, es stimmte schon, das Auto war nicht da. Es stand auch nicht vor dem Hotel *Canada* und nicht nebenan vor dem Hotel *Siboney*.

Ich ging zuerst ins *Canada*. Keine Spur von Odalys. Ich fragte den Barkellner, beschrieb ihm Odalys. „Nein, tut mir sehr leid“, bedauerte er. Auch im Restaurant fand ich sie nicht. An der Rezeption hatte man sie ebenfalls nicht gesehen.

Das gleiche im Hotel *Siboney*.

Ich ging ins *Canada* zurück, setzte mich an die Bar, bestellte einen doppelten Rum auf Eis. Ich schwitzte, obwohl die Klimaanlage die Luft kühlte.

War Odalys einfach davongefahren? Hatte sie plötzlich Angst bekommen und war nach Cienfuegos zurückgefahren? Oder gleich nach Havanna?

Warum machte ich mir etwas vor? Ich wußte doch, was passiert war. Odalys war wieder entführt worden. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich zwar sagte, sie solle das Auto von innen verriegeln, daß sie es aber nicht getan hatte. Als ich ausgestiegen war, rollte sie sich auf dem Sitz zusammen und war dann vermutlich vor Erschöpfung wieder eingeschlafen. Ich hatte es nicht beachtet. In

Wahrheit hatte ich nicht daran gedacht, daß ihr hier mitten in der Stadt etwas zustoßen könnte.

Es war wieder einmal meine Schuld.

Sie hatten also gewartet, bis wir hier waren. Antonio Guiteras hatte ich gefunden, daher würde ich auch das Haus in Trinidad finden. So brannten sie es nieder, damit es keine Spuren mehr gab. Odalys hatte ihren Zweck als Lockvogel erfüllt. Sie sollte mich genau an das tote Ende der Spur führen.

Oder sollte ich doch warten, bis sie wiederkam? Ich konnte nicht warten. Ich mußte zur Playa Santa María und saß hier fest.

„Verdammte Scheiße.“ Ich brüllte das so unvermittelt, daß der Barkeeper hinter dem Tresen erschrak. Aber er hatte es nicht verstanden, es war deutsch.

Ich ging zum Empfang. „Ein Gespräch nach Havanna“, verlangte ich. Über die Telefonvermittlung des Hotels rief ich Celina an. Sie war nicht zu Hause. Ich knallte den Hörer zurück auf die Gabel.

„Kann ich ein Auto mieten?“ fragte ich die Rezeptionistin.

„Selbstverständlich. Ich werde es in Cienfuegos bestellen. In Trinidad gibt es keine Autovermietung. Morgen zu Mittag ...“

„Vergiß es“, unterbrach ich sie. „Kann ich ein Taxi haben, das mich nach Cienfuegos bringt? Sofort?“

„Ich werde nachsehen, ob ich eins finden kann.“

Es dauerte fast eine Stunde, bis ein Taxi vorfuhr.

Der Fahrer, ein älterer Kubaner mit zerzausten Haaren und einem gemütlichen Gesicht, sah mich skeptisch an. „Das kostet 150 Dollar“, sagte er.

„Dafür bist du in zwei Stunden in Cienfuegos“, insistierte ich.

Er nickte. Ich legte dem Mädchen fünf Dollar Tip auf den Empfangstisch. Es konnte schließlich nichts dafür.

Auf der Straße sah ich mich noch einmal um. Eine letzte Hoffnung. Vorbei.

Ich zog das Sakko aus und legte es im Wagen auf den Rücksitz.

Dann stieg ich vorne ein. Der Taxifahrer sah mein Schulterhalfter mit der Kanone. Er zuckte mit den Achseln und stieg ebenfalls ein. Die Zeiger meiner Uhr zeigten späten Nachmittag. Die Sonne, die sich die letzten Meter über den Horizont quälte, leuchtete wie eine purpurrote Kugel.

Das diffuse Licht und das gleichmäßige Rumpeln des Autos wirkten einschläfernd. Ich hatte in den letzten 42 Stunden nur die zwei Stunden bei Celina geschlafen.

Jetzt wollte ich nicht schlafen. Also versuchte ich ein Gespräch mit dem Taxifahrer. Ob er viele Ausländer fahre? Ja, viele Ausländer. Alles Touristen? Ja, alles Touristen. Ob er schon einmal eine sehr blonde junge Ausländerin gefahren habe? Nein, keine sehr blonde junge Ausländerin. Auch nicht gesehen? Nein, auch nicht gesehen. Ob manchmal auch prominente Kubaner nach Trinidad kämen? Ja, manchmal auch prominente Kubaner. Auch Politiker? Nein, keine Politiker.

Ich gab es auf. Ich nickte tatsächlich ein.

Einmal wurde ich durch Lärm munter. Ein Hubschrauber begleitete uns, zum Greifen tief über der Straße. „Was ist das?“ fragte ich.

„Ein Hubschrauber“, sagte er.

„Nein, wirklich?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er. „Da fliegen oft Hubschrauber zwischen Trinidad und Cienfuegos. Polizei oder Armee.“

Soll sein, dachte ich. Ich döste wieder vor mich hin.

Als er plötzlich scharf abbremste, riß ich die Augen auf. „Was ist los?“

Wir befanden uns bereits in den *Escambray*. Der Fahrer hatte das Taxi mitten auf der Straße auf einer der Hügelkuppen zum Stehen gebracht. Vor uns in der Talsenke hielten mehrere Autos. Zwei oder drei waren Polizeiautos. Leute bewegten sich um ein Autowrack, einige waren Polizisten.

„Da ist ein Unfall passiert“, sagte der Taxifahrer.

Mir krampfte es das Herz zusammen. Ich bekam keine Luft. „Fahr hin“, stieß ich irgendwie hervor. Ich hatte Mühe, daß er mich verstand. Es war nur ein hauchloses Krächzen. Ich hatte keine Stimme mehr.

Ich wußte, was passiert war.

Wir rollten auf die Unfallstelle zu. Ein mit Elektronik aufgeladener grünweißer Kombi und ein blauweißer Streifenwagen der *Policía del Tránsito* standen am Straßenrand. Hinter der Verkehrspolizei ankerten ein grüner Wagen mit dem DTI-Wappen, *Departamento Técnico de Investigación*, vergleichbar dem amerikanischen FBI, und zwei scheinbar zivile Pkw, *Sección de Homicidio*, Abteilung für Mord und Totschlag. Bei uns wären sie ebenso reihenweise aufmarschiert: aus der Abteilung II, Kriminalpolizei, das Referat 1 Gewaltdelikte, Referat 2 Umweltdelikte und Sachbeschädigungen, Referat 3 b Autodiebstahl, Referat 4 Kriminaltechnik. Und noch etliche andere Wichtigtuer. Wahrscheinlich auch die Abteilung I, denn ohne Staatspolizei geht bei uns nichts. Oder war das da unten auch schon das DSE, das *Departamento Seguridad del Estado* – die Abteilung für die Staatssicherheit? Vermutlich. Es war ihnen nur nicht ins Gesicht geschrieben.

Die waren wohl alle aus Cienfuegos gekommen. Wir waren der Industriestadt mit Kubas einzigem Atomkraftwerk wesentlich näher als dem verschlafenen, einstigen Piratenschlupfwinkel Trinidad. Zwei weitere grüne Wagen standen direkt hinter dem Wrack. Das war die Polizei, die aus Trinidad gekommen war.

Eine Ambulanz oder einen Krankenwagen sah ich nicht. Auch nicht einen dieser grüngrauen Kombis, mit denen sie Leichen wegbringen.

Ein Polizist trat von der Straßenmitte zurück und winkte uns vorbei. Der Taxifahrer stieg wieder aufs Gas.

„Bleib stehen, verdammte“, schrie ich ihn an.

Er erschrak und bremste so scharf, daß die Reifen knirschten und den sandigen Boden aufwirbelten.

„Wenn ich sage, du sollst stehen bleiben, bleibst du stehen.
¿Claro qué sí?“ Ich merkte gar nicht, wie ich schrie.

Ich schrie nicht nur, ich zitterte auch. Beim Aussteigen ballte ich die Fäuste. Aus Zorn, Wut, Haß. Auch um mich zu beruhigen.

Der Polizist, der uns weitergewunken hatte, stürzte herbei. Er hatte beide Hände vorgestreckt und wollte mich wegstoßen. Unmittelbar vor mir riß es ihn zurück. Er erstarrte.

Ich war so aufgewühlt, daß ich ihm eine geknallt hätte, wäre er auch nur noch einen Schritt näher gekommen. Aber ich hatte vergessen, daß ich das Sakko ausgezogen hatte. Das frei sichtbare Schulterhalfter mit der Pistole löste das Problem für mich.

„Das Auto gehörte mir“, sagte ich. „Es ist mir gestohlen worden.“ Ich war so laut, daß es auch die anderen hörten.

Der Polizist trat zur Seite und ließ mich vorbei.

Die Runde der uniformierten und zivilen Polizisten vor dem ausgebrannten Auto öffnete sich. Alle Augen richteten sich auf mich.

„Das war mein Auto“, sagte ich.

Sie schauten mich an und warteten.

Der Hubschrauber, der unser Taxi unterwegs ein Stück begleitet hatte, kam auch wieder angekreist. Er stand jetzt über uns.

Ich sah auf das, was von dem Auto übriggeblieben war. Es klebte leicht schräg zur Straße an dem Baum, den es gerammt hatte. Stoßstange und Motorhaube waren durch den Aufprall eingedrückt und etwas verzogen. Im Innenraum mußte es gebrannt haben, denn die Verkleidung und die Sitze waren verkohlt, die Metallteile mit häßlichem schwarzbraunem Ruß überzogen, der sich über die Außenseiten der Türen und das Dach ausbreitete. Der Motorraum und das Heck des Wagens hatten den Unfall beinahe unbeschädigt überstanden. Das Feuer hatte nicht sehr stark um sich gegriffen, sonst hätte das Auto anders ausgesehen. Der Benzintank wäre explodiert.

Die hintere Nummerntafel hatte jemand abgenommen. Ich hätte wetten können, daß auch die vordere fehlte.

Ich sah die Straße hinauf, die wir soeben heruntergekommen waren. Palmen und Ceibabäume säumten sie beidseitig in Abständen von etwa zehn Metern. Der Wagen mußte die abschüssige Straße geradeaus gerollt, dann aber nach rechts gelenkt worden sein, genau auf den Baum. Ungebremst. Ich entdeckte keine Schleuderspuren und keine Reifenabdrücke, wie sie beim Bremsen auf so einer steilen, sandigen Straße entstehen würden.

Die Frage, ob jemand lebend aus dem Auto herausgekommen war, konnte ich mir sparen. Ich wußte, daß es das nicht war.

Ich blickte in die Runde. Es waren durchweg Männer, die meisten trugen Uniform.

Einer in Zivil trat auf mich zu. Er dürfte die 30 noch nicht erreicht haben und machte auf mich einen sehr energischen Eindruck. Eher unfreundlich fuhr er mich an: „Wer bist du?“

„Ich bin ein Tourist aus Österreich. Und wer bist du?“

„Ich bin *capitán Saldíñas*. Ich leite hier die Untersuchung.“

„Na toll“, sagte ich. „War die Leiche stark verkohlt?“ Langsam begann ich mich zu beruhigen.

„Sie wurde zur medizinischen Polizei nach Cienfuegos gebracht“, antwortete er, kläffte aber sofort nach: „Woher weißt du, daß der Fahrer tot ist? Und daß nur einer im Auto war?“ Der Junge machte auf Kriminalistik. Er hatte aber recht.

„Ich weiß es“, beharrte ich. „Aus den Umständen.“ Mörder pflegen sich normalerweise nicht mitzuverbrennen.

„Aus welchen Umständen?“

„Das Auto ist mir heute in Trinidad gestohlen worden.“

„Wir haben angenommen, daß es ein gestohlenes Auto ist. Wegen der fehlenden Nummerntafeln. Wo kommst du her? Und wo willst du hin? Oder bist du nur gekommen, um nach dem Feuer zu sehen?“

„Ich komme aus Trinidad und will nach Cienfuegos.“

„Mit dem Taxi?“

„Verdammt, ich habe jetzt schon zweimal gesagt, daß es mein

Auto ist und daß es mir gestohlen wurde. Hätte ich vielleicht zu Fuß laufen sollen?“ Mit meiner Beherrschung war es noch nicht weit her. Auch der Hubschrauber über uns machte mich nervös. Man verstand kaum sein eigenes Wort.

„Deinen Paß!“ forderte er nicht sehr höflich. Höfliche Polizisten sind sowieso eine aussterbende Rasse.

„Den habe ich im Taxi.“

„Und wieso trägst du eine Waffe?“

„Wieso nicht? Ihr tragt ja auch welche.“ Ich drehte mich um und ging zum Taxi. Ungefähr zwölf Augenpaare beobachteten mich. Ich hatte nicht gezählt, wieviele Beamte es waren. Aber ich wußte, ich würde nicht weit kommen, sollte ich versuchen abzuhauen.

Ich nahm meine Papiere aus dem Sakko im Taxi und ging zurück.

Saldiñas studierte den Paß, dann den Waffenschein. Er sagte „Danke“, als er die Papiere zurückgab. „Wissen Sie, wer die Person im Auto war?“ fragte er. Jetzt sagte er sogar „Sie“.

„Es war eine Frau, eine *mulata* aus Havanna.“

„Eine *chica*?“ fragte er mit leicht spöttischem Unterton.

„Keine Chica, sondern eine sehr gute Freundin“, bellte ich ihn an.

Die Zweifel an meinen Worten konnte man ihm vom Gesicht ablesen. „Und sie hat das Auto gestohlen?“ setzte er nach. „Eine sehr gute Freundin?“ Der wußte gar nicht, wie nahe an einer Geraden auf die Nase er war. Er bettelte ja geradezu darum.

„Nein. Sie ist entführt und ermordet worden.“ Ich boxte mit der Rechten gegen die offene Handfläche meiner Linken. Ich mußte mich endlich beruhigen, sonst kam ich hier nicht weiter.

Saldiñas sah mich skeptisch an. Auch die anderen machten nicht den Eindruck, als würden sie mir ihre Schwiegermutter anvertrauen.

„Hören Sie, *capitán*“, sagte ich. „Zuerst einmal schicken Sie den idiotischen Hubschrauber nach Hause. Der Lärm macht mich

nervös.“ Dabei deutete ich nach oben. „Dann sagen Sie mir, wer den Unfall gemeldet und was Ihre Spurensicherung entdeckt hat. Danach sage ich Ihnen, was tatsächlich passiert ist.“

Er legte die Stirn in Falten und sah mich böse an. Dann legte er los: „Auch wenn Sie ein Sonderbeauftragter des Innenministers sind, *señor*, bleibt die Leitung der Ermittlungen ...“

„Lassen Sie diesen Quatsch, *capitán*. Ich will Ihnen doch helfen“, unterbrach ich ihn. Ich wußte gar nicht, daß ich es schon bis zum Sonderbeauftragten des Innenministers gebracht hatte. Stand ich bei dem vielleicht sogar auf der Lohnliste? Dann würde ich mich bei ihm wohl demnächst vorstellen müssen. „Das hier war kein Unfall, das sehe ich auf den ersten Blick.“

„Was sehen Sie?“ Saldíñas machte noch immer ein böses Gesicht.

Es war mir schon klar, daß sich ein junger Polizeihauptmann an meinen schnoddrigen Ton erst gewöhnen mußte. Das war aber sein Problem, ich hatte andere. „Was ist mit dem Hubschrauber?“ bestand ich auf dessen Abzug.

Da gab er einem der Uniformierten ein Zeichen. Der setzte sich in den Kombi zum Funk. Tatsächlich rauschte der Hubschrauber ab.

„Danke“, sagte ich. Dann stellte ich mich so vor, daß ich keine langen Erklärungen mehr abzugeben brauchte: „Ich bin Universitätsprofessor für Kriminologie.“ Ein Dozent ist auf Spanisch auch ein *profesor*, also war's egal. „Ich bin Experte für Brandermittlung und Spurensicherung. Ich kann Ihnen also helfen. Sagen Sie mir nun endlich, was Sie bis jetzt gefunden haben.“

„Den Unfall hat ein Polizeihubschrauber entdeckt und gemeldet“, berichtete er widerstrebend. „Als die *Policía del Tránsito* kam, war das Feuer bereits erloschen. Die Frau im Auto war aber nicht mehr zu retten.“ Er schien ehrlich betroffen. Selbst abgebrühten Polizisten graut vor Brandleichen, ich kannte das. Als ich nach einem Wohnungsbrand in Wien meine erste verkohlte Leiche sah, eine Rentnerin, die sich im Rollstuhl nicht hatte retten können,

war ich drauf und dran, den Polizeidienst aufzugeben. Brandleichen haben etwas Diabolisches. Sie sind Schrumpfmumien ähnlich. Man erkennt Gesichtszüge, aber sie sind verzerrt. Die Haut, unter der sich Knochen scharf abzeichnen, ist dunkelgrau und zerknittert wie verbranntes Papier. Nur in den elektrisch hochgradig befeuerten Krematorien verbrennen Leichen schnell zu Asche.

Ich hatte schon viele Brandtote gesehen. Aber mich schauderte, als ich an Odalys dachte. Ich schüttelte das Bild aus meinen Gedanken. Dann fragte ich: „Und Sie glaubten an einen Unfall?“

„Das hatten wir zuerst angenommen, *profesor*“, sagte er. „Wir dachten, das Auto sei zu schnell die Straße heruntergekommen und gegen den Baum geprallt. Dabei sei der Tank explodiert. So ist es meistens, wenn ein Auto nach einem Aufprall in Flammen aufgeht.“

„Der Tank ist nicht explodiert. Er war wahrscheinlich zu voll. Ich habe noch heute vormittag im Rancho Luna getankt.“

Saldiñas nickte. „Wir haben das gesehen. Es hätte aber auch die Benzinleitung geplatzt sein können. Das Benzin tropft auf den Vergaser und löst den Brand aus.“

„Das Feuer ist nicht im Motorraum ausgebrochen, sondern in der Kabine, *capitán*“, belehrte ich ihn. Als Kriminalist müßte er das auch ohne Brandausbildung sehen. „Es hat sich erst dann nach vorne und nach hinten ausgebreitet. Das sieht man doch auch.“

Er nickte wieder. „Daher blieb als Brandursache nur ein Kabelbrand, unter dem Fahrersitz oder unter dem Fond. Die Frau hat das Auto dann verrissen und ist an den Baum gefahren. Rätselhaft ...“

„Sehen Sie sich den Wagen an“, unterbrach ich ihn. „Der ist zwar vorne eingedrückt, aber nicht einmal bis zum Motor. Glauben Sie wirklich, daß ein Fahrer nach einem so leichten Anprall derart benommen ist, daß er sich nicht mehr befreien kann? Und so schnell greift ein Kabelbrand nicht um sich.“

Saldiñas nickte. Der tat eine Menge Kopfarbeit. „Das hat unser

Techniker auch gesagt.“ Er deutete auf einen Farbigen, der sich soeben daranmachte, das Wrack von unten zu untersuchen.

Der war so unübel nicht, der Junge. Ich begann langsam, ihn zu mögen. Mir hatte auch imponiert, daß er sich von meinem angeblichen Sonderauftrag des Innenministers nicht beeindrucken ließ.

„Rätselhaft ist das Fehlen der Nummerntafeln“, setzte er fort. „Das war der Grund, warum die Verkehrspolizei uns gerufen hat. Wir haben die Schilder gesucht, aber nicht gefunden. Daher vermuteten wir, daß es sich um ein gestohlenes Auto handelt, und zwar um einen Wagen, der gar nicht zugelassen war. In Kuba haben viele Leute ihr Auto abgemeldet, weil es kein Benzin gibt und keine Ersatzteile.“

„Es war ein Mietauto“, sagte ich.

„Das konnten wir nicht wissen.“

„Nein, konnten Sie nicht“, gab ich ihm recht. Ich faßte ihn am Arm und zog ihn die Straße aufwärts. Von unten hatte ich keine Spuren gesehen. Aber ich war sicher, daß es welche gab und daß ich sie auf der sandigen Straße auch finden würde.

Saldíñas drehte sich kurz zu seinen Leuten beim Wrack. „Macht weiter, bevor es zu finster wird“, sagte er.

Ich lockerte die Riemen des Schulterhalters. Die Hitze wollte nicht nachlassen, obwohl es schon spät war. Es hing auch ziemlich viel Feuchtigkeit in der Luft. Nicht ein Windhauch streifte mein Gesicht. Nach so heißen, schwülen Tagen mußte man mit einem gewaltigen Wetterumschwung rechnen.

„Odalys, das ist die Tote, saß in Trinidad in meinem Auto und wartete auf mich“, sagte ich. Wir gingen die steile Straße hinauf. Meine Augen suchten Schritt für Schritt die Straße ab. „Es war reger Verkehr in der *Símon Bolívar*, so daß ich keine Bedenken hatte, die Frau dort warten zu lassen. Als ich zurückkam, war das Auto weg. Wir hatten vereinbart, daß sie eventuell im Hotel Canada auf mich wartet, wenn es zu lange dauert. Dort war sie auch nicht.“

„Und weiter?“

„Sie wurde überfallen, ob von einem oder mehreren, weiß ich nicht. Sie war erschöpft und hat sich vermutlich nicht einmal gewehrt. Die medizinische Polizei sollte die Leiche genau untersuchen. Ich bin sicher, daß sie im Körper eine Pistolenkugel findet. Vielleicht sollten Sie Ihre Leute darauf hinweisen. Ich weiß, wie oberflächlich Gerichtsmediziner manchmal sind.“

„Werde ich tun“, nickte Saldíñas.

„Es sollte aussehen, als hätte Odalys mein Auto gestohlen und damit einen Unfall gebaut. Die Leute müssen ihren Plan aber geändert haben, sonst hätten sie nicht die Nummernschilder abmontiert. Ein Unfallfahrer nimmt ja im allgemeinen vorher nicht seine Zulassungstafeln ab. Vielleicht hatten sie auch bloß gehofft, ohne Kennzeichen eine Identifizierung unmöglich zu machen. Das wäre der sicherste Weg gewesen, sie zu beseitigen.“

„Warum sollte sie beseitigt werden?“

„Um zu verhindern, daß sie mir etwas verriet und als Zeugin in einem Prozeß oder vor einem Parteiausschuß aussagte. Einige Leute haben Angst, daß ich etwas aufdecke.“

„Welche Leute?“

„Das ist eine gute Frage“, sagte ich. Es lag nicht in meiner Absicht, ihm die ganze Geschichte zu erzählen.

Außerdem fand ich soeben, was ich gesucht hatte. Ich blieb stehen. „Es ist gut, daß hier wenig Verkehr ist. Die Spuren wären sonst von anderen Autos verwischt worden.“

Wir befanden uns etwa fünfzig Meter oberhalb der Unfallstelle. Saldíñas sah mich an. Dann folgte er meinem Blick zur Straße. Er nickte wieder einmal. Auch er hatte die Spur entdeckt.

„Sehen Sie, *capitán*“, sagte ich und zeigte auf die Reifenabdrücke auf dem sandigen Boden. „Hier wurde der Wagen gestoppt. Sie waren schnell gefahren, denn sie mußten damit rechnen, daß ich hinter ihnen war. Es ist durchaus möglich, daß Odalys hier noch am Leben war. Sie haben sie einfach gezwungen, das Auto zu steuern. Aber jemand ist mit einem zweiten Wagen nach-

gefahren. Der Mörder wäre sonst nicht weggekommen.“ Es gab auch Fußspuren.

„Wissen Sie, wer der Mörder ist?“ fragte Saldiñas so einfach mittendrin. Sein Vertrauen in mich hatte offenbar enorme Ausmaße angenommen.

„Wenn ich es beweisen könnte, wäre ich nicht mehr hier. Jedenfalls wurde hier scharf gebremst, weil der Wagen auf der abschüssigen Straße zu schnell geworden war. Warum aber bleibt jemand hier stehen, mitten auf dem steilen Straßenstück?“

Der Polizeihauptmann sah mich an, dann die Straße hinunter.

„Der Fahrer hat die Handbremse gezogen und ist ausgestiegen“, sagte ich und deutete dabei auf die klar erkennbaren Fußabdrücke. „Dann hat er die Leiche hinters Lenkrad gesetzt und den Wagen weiterrollen lassen. Genau auf den Baum zu. Oder er hat Odalys erst hier ermordet und ins Auto gesetzt. Er mußte aber ein gutes Augenmaß haben. Es ist nicht einfach, auf fünfzig Meter die Räder so einzuschlagen, daß der Wagen genau auf den Baum auffährt.“

Saldiñas' Blick war mehr auf meine Lippen gerichtet als auf die Straße. „Und dann?“

„Tja, und dann“, sagte ich. „Auf fünfzig Meter wird ein Auto nicht schnell genug, um so stark aufzuprallen, daß es von selbst in Flammen aufgeht. Vielleicht hatte er das gehofft. Vielleicht hatte er gehofft, daß der Tank explodiert. Dann hätte er sich eine Menge Ärger ...“

Ich wurde unterbrochen.

„*Capitán*“, rief von unten einer herauf. „Wir haben etwas.“

Saldiñas und ich gingen zum Wrack hinunter.

„Vielleicht haben sie die Patronenhülse gefunden“, mutmaßte ich. Wenn Odalys hier erschossen wurde und nicht schon in Trinidad, mußte die Patronenhülse hier irgendwo herumliegen.

Der Techniker kam uns entgegen. In der Hand hatte er einen Pappkarton. Darin lag, verrußt und schwarz, was einmal ein Metallfeuerzeug gewesen war. Ein Zippo.

„Das ist ein amerikanisches Feuerzeug“, sagte er. „Es lag unter dem Beifahrersitz.“

Saldiñas zog die Stirn in Falten. Er betrachtete es eine Weile, ohne es in die Hand zu nehmen. „Das ist ein Benzinfeuerzeug, das es bei uns nicht zu kaufen gibt. Aber einige Kubaner besitzen es als Geschenk von Touristen, vor allem *chi* – Mädchen.“ Plötzlich sah er mich von der Seite an. „Gehört es Ihnen? Oder haben Sie es Ihrer – sehr guten Freundin geschenkt?“

„Nein.“ Der Junge war mir schon sympathisch geworden. Jetzt war er drauf und dran, es wieder zu verspielen.

Ein Zippo also. Der Deckel war noch geöffnet und wie das Gehäuse nicht einmal verformt. Benzinfeuer hat eine zu geringe Verbrennungstemperatur, etwa 700 Grad. Nur das Innenteil mit Docht und Füllung war verbogen und verbrannt.

Ich wußte jetzt, wer der Mörder war. Ich ahnte es seit dem Abend, an dem ich Odalys getroffen hatte. Aber ich war mir nie sicher gewesen. Es war das Motiv, das mir immer gefehlt hat. Seit meiner Rückkehr aus Wien kannte ich aber das Motiv. Und jetzt hatte ich auch den Beweis.

„Was denken Sie, *capitán*?“ fragte ich.

„Ich glaube nicht, daß jemand, der ein Auto anzündet, sein Feuerzeug zurückläßt“, umging er vorsichtig eine direkte Antwort. Er schüttelte den Kopf. „Nein. Das spricht gegen Ihre Theorie, *profesor*. Die Fahrerin wollte rauchen. Aus irgendeinem Grund ist ihr das Feuerzeug aus der Hand gefallen, und das Auto hat innen zu brennen begonnen. Da ist ja alles Plastik. Oder das Kleid. Und im Schock ist sie gegen den Baum gefahren, war benommen und ist erst erstickt und dann verbrannt.“ Er überlegte. „Oder sie war unachtsam beim Anzünden der Zigarette und ist gegen den Baum gefahren.“

Ich legte den Kopf schräg und sah Saldiñas an. Mein Blick fragte ihn, ob er das ernst meinte, was er da so von sich gab.

Er verstand meinen Blick. Deshalb versuchte er einen Rettungsanker auszulegen: „Könnte es nicht so gewesen sein?“

„Könnte nicht“, blieb ich dabei. „Odalys hat außerdem nicht geraucht, das weiß ich. Im übrigen gilt, was ich vorhin sagte: Bei einem derart leichten Aufprall verliert keiner das Bewußtsein.“

Saldiñas schwieg.

„Ich hatte Sie gefragt, ob die Leiche stark verkohlt war?“

Er zog eine zweifelnde Miene auf. „Eine Identifizierung der Frau wird möglich sein. Man konnte auch an den Gesichtszügen erkennen, daß es eine *mulata* war, obwohl die Leiche verkohlt war.“

„Die Leiche war aber stärker vom Feuer angegriffen als der Rest des Autos, richtig?“ fragte ich.

Er nickte.

„Eben. Weil mit Benzin nachgeholfen wurde. Der Wagen wurde von dort oben gegen den Baum gerollt. Dann wurde die Leiche mit Benzin übergossen und angezündet. Sehen Sie sich doch das Feuerzeug an. Es ist noch offen. Das ist aber eines, das man mit einer Hand öffnet, entflammt und schließt, ganz automatisch für einen, der den Gebrauch gewohnt ist. Aber Benzin erzeugt eine Stichflamme. Der Mann, der die Leiche anzündete, hat das offene Feuerzeug fallenlassen. Ein Zippo geht nicht aus, wenn man es fallenläßt. Es war das Feuerzeug der Ledernacken in Vietnam, ein Sturm- und Regenfeuerzeug. Der Mörder hat aber nicht mehr ins Feuer greifen und es herausholen können. Er hat ja erwartet, daß der Benzintank explodiert, und wollte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen.“

Saldiñas nickte ganz langsam.

„Lassen Sie die Patronenhülse suchen, *capitán*. Auch neben dem Wrack und dort oben auf der Straße. Und in Trinidad an der unteren *Símon Bolívar*. Ich bin überzeugt, daß es eine Patronenhülse gibt. Die Chance ist gering, sie zu finden, aber den Versuch ist es allemal wert. Und Sie können mit mir wetten, daß es ein Kaliber 7.65 war und aus einer Beretta stammt.“

„Woher wissen Sie das?“

„Die Waffe gehörte mir, für kurze Zeit zumindest. Es sind also

meine Fingerabdrücke drauf. Ein Mann wurde damit bereits ermordet. Und einen Mann habe ich selbst damit erschossen.“

Er wußte nicht recht, was er darauf sagen sollte. So sagte er: „Die Leiche wird obduziert. Und die Waffe werden wir suchen.“

„Viel Glück“, sagte ich. Ich drehte mich um. Ich hatte nichts mehr zu tun hier. Ich ging zum Taxi.

„*Profesor*“, rief mir Saldíñas nach.

Ich ging weiter. Über die Schulter rief ich: „Er hat noch zwei Schuß. Helfen Sie mit, daß er sie nicht mehr anbringt.“

„*Profesor*“, rief er noch einmal.

Ich blieb stehen und wartete, ohne mich umzudrehen. Ich wußte, was jetzt kommen würde.

Er kam nach, ging um mich herum und stellte sich mir in den Weg. „Das ist ein Mordfall“, sagte er etwas verlegen. „Wir brauchen Sie noch für weitere Aussagen. Ich muß Sie festnehmen.“

Dacht’ ich’s doch. Ich blinzelte ihn aus den halbgeschlossenen Augen an. „Versuchen Sie’s“, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Können Sie nicht freiwillig hierbleiben, *profesor*? Sie könnten uns sehr helfen.“

„Ich habe keine Zeit. Der Mörder hat einen zu großen Vorsprung. Es geht aber nicht nur um die Tote im Auto. Über die weiß auch ich nicht viel. Sie war ein lieber Mensch, einer der lebenswertesten, die ich in Kuba kennengelernt habe. Und ein armer Teufel. Viel hat sie nicht gehabt von ihrem Leben. Eine verlogene Liebe, ein Kind. Und Hoffnung. Aber sie war mutig. Leider auch – ein bißchen stur.“ Ich hielt inne. Sollte ich mich schämen, daß ich mit den Tränen kämpfte? Ich tat es nicht.

Saldíñas sah mich lange an. Ich glaube, er verstand. Man kann auch jung sein und verstehen.

Ich versuchte, die Traurigkeit abzustreifen. „Sie war 28 und eine ziemlich dunkle *mulata*. Sie wohnte in Centro Habana und hatte ein Kind. Einen *niño*, etwa ein halbes Jahr alt. Der Vater des Babys

ist nach Miami geflüchtet. Der Kleine ist bei ihrer Mutter, die sollte man verständigen. Tja. Und sie war eine Dissidentin.“

Saldiñas atmete plötzlich schwer. „War – das der Grund, weshalb sie ermordet wurde?“

Ich spannte die Nasenflügel an. Junge, Junge! „Einer der Gründe“, sagte ich. „Der Fall hängt damit zusammen, daß sich viele Menschen ein besseres Kuba wünschen – und daß ein paar Politiker dieses System mit Gewalt halten wollen.“ Ich setzte fort: „Alles andere wird geklärt sein, wenn ich den Mörder gestellt habe.“

„Sie wissen, wer der Mörder ist?“ fragte er jetzt abermals.

„Ja. Odalys war sein drittes Opfer, seit ich hier bin.“

„Und die Polizei weiß es nicht?“

„Welche Polizei, *capitán*? Die, die auf der Seite der Reformer für ein neues Kuba steht? Oder die, die Handlangerdienste für die alten Stalinisten macht?“

Er senkte den Kopf.

„Wo gehören Sie eigentlich hin, *capitán*? *Sección de Homicidio*?“

Er schüttelte den Kopf.

„Also DSE?“

Er blieb stumm. Er sah mich nur an.

„Sagt Ihnen der Name García Marín etwas?“ fragte ich.

Seine Augen wurden starr. „Hat – hat er damit zu tun?“

„Sicher. Alle haben sie damit zu tun.“

Saldiñas sah mich an und preßte die Lippen zusammen.

„Ich werde den Mörder stellen“, sagte ich, und es klang wie ein Schwur, „dann können Sie den Fall abschließen. Ich will aber auch seinen Auftraggeber. Wenn ich den gefunden habe, wird es einen gewaltigen Sturm über Havanna geben, einen, der mehr zum Einsturz bringen wird als eure gefürchtete *tormenta del norte*. Sie werden davon hören, mit Sicherheit! Wenn er sich wieder gelegt hat, komme ich Sie besuchen, *capitán* – sofern ich dazu noch imstande bin.“

„Ich vertraue Ihnen, *profesor*. Und ich wünsche Ihnen viel Glück. *Muchas felicidades*.“ Er streckte mir die Hand entgegen.

Ich nahm sie, fest. „*Adiós, capitán*.“ Mach's gut, Junge.

„*Adiós, profesor*.“

Hinter den *Escambray* war die Sonne untergegangen.

Als wir nach Cienfuegos kamen, war es fast acht Uhr abends, die Autovermietung hatte geschlossen. Also ging ich ins Hotel Jagua, trommelte alles zusammen, was zwei Beine hatte, und schleuderte mit Geld wild um mich. Das Mädchen von der Rezeption, der Hotelmanager, der Bürochef des Autoverleihs und ein Mechaniker hatten in einer Stunde mehr verdient, als sonst in drei Monaten. Aber nach dieser einen Stunde hatte ich ein Auto, geprüft und vollgetankt.

Den Taxifahrer aus Trinidad schickte ich nach Hause. Mit 150 Dollar. Ich fühlte mich einfach zu müde zum Feilschen.

Während ich auf das Auto wartete, aß ich zwei vergammelte Sandwiches und rief Celina an. Sie hatte ja keine Ahnung, wo ich mich herumtrieb. Ich mußte ihr unbedingt sagen, was sich alles ereignet hatte. Auch den psychischen Druck wollte ich mir herunterreden. Aber bei Celina zu Hause hob wieder keiner ab. War sie ausgegangen? Vielleicht mit García Marín? *Maravilloso*. Ich gab's auf.

Im Zimmer legte ich mich aufs Bett und schlief sofort ein. Ich hatte dem Mädchen am Empfang strikt aufgetragen, mich nach drei Stunden zu wecken. Fünf Dollar sollten ihr helfen, es nicht zu vergessen. Es half. Um Mitternacht versuchte ich es noch einmal bei Celina. Keine Antwort. Jetzt machte ich mir bereits ernsthafte Sorgen. Ich checkte im Hotel aus und zahlte für den ganzen Tag.

Dann fuhr ich los. Der Koffer war auf den Rücksitz verfrachtet. Die Pistole lag neben mir auf dem Beifahrersitz. Das Sakko mit den 14 losen Patronen hatte ich ebenfalls nach hinten gelegt.

Ich fuhr mutterseelenallein auf der Autobahn dahin. Mein Blick hatte sich am löchrigen Asphalt festgesaugt. In den Rückspiegel zu schauen schien mir längst unnötig. Einen Verfolger hätte ich auf Kilometer bemerkt. Königspalmen, Pinien und Algarrobobäume säumten die Straße. Sie hoben sich mystisch gegen den Himmel ab. Meine Augen waren so übermüdet, daß mir das Nachtgrau zuweilen wie eine Felswand erschien, auf die ich zuraste. Die Sträucher am Straßenrand glichen Kobolden, die mich lautlos auslachten.

Immer wieder dachte ich an Celina. Und an Odalys. Und jedesmal, wenn ich an Odalys dachte, fiel mir Celina wieder ein. Wieso war sie nicht zu Hause? Ein Gedanke nahm immer konkretere Formen an. Ich sträubte mich, wollte mich dagegen wehren, aber er hatte sich bereits festgekrallt.

Ich war hellwach, als ich nach Havanna kam. Es war drei Uhr früh. Ich fuhr nicht nach Vedado, sondern durch die fast bäuerliche Kleinvorstadt *Regla* hinauf zu den *Playas del Este*.

Ich parkte ungefähr am Ende der Playa El Mégano. Ich stieg aus und legte das Schulterhalfter an, zurrte die Riemen fest. Sie durften auch nicht beim Laufen oder in einer Handgelenke ver-rutschen.

Dann kontrollierte ich die Tschechow und schob sie in das Halfter. Die losen Patronen aus dem Sakko verteilte ich jetzt in den Hosentaschen. Die Hose rollte ich bis zu den Knien auf, damit sie mich nicht behinderte. Schuhe und Socken zog ich aus und legte sie ins Auto.

Ich stand da und erkannte, daß die vermeintliche Stille aus einem Sammelsurium von Geräuschen bestand, gedämpft, kaum definierbar. Der erhitzte Motor meines Vehikels ächzte, während er sich langsam abkühlte. Der Wind flüsterte über die Straße zum

Strand hin, wo ihm die Brandung leise klatschend antwortete. Meine Armbanduhr tickte.

Ich seufzte und zog los. Ich überquerte die Straße und ging bis fast zum Wasser vor. Die Disteln und das dürre Gras neben der Straße kratzten meine Fußsohlen ebenso wie danach die Steine und die zerbrochenen Muscheln im Sand.

Dann stapfte ich den Strand entlang zur Playa Santa María, nicht ganz am Wasser, sondern etwas landeinwärts unter der ersten Palmenreihe. Die nackten Füße tauchten lautlos in den Sand. Ich ging schnell. So weit vom Strandhaus entfernt warteten sie sicher noch nicht. Wenn sie warteten, dann erst beim Strandhaus. Oder im Haus. Oder überhaupt erst an der Straße beim Hotel Marazul. Der Teufel sollte sie allesamt holen, aber mich auf eine offene Feldschlacht einlassen war das letzte, was ich zu tun beabsichtigte.

Es gab Vollmond, heute oder morgen. Ich hatte mit einer dunklen wolkenverhangenen Nacht gerechnet, in der ich ohne großes Risiko bis zum Strandhaus kam. Nun gestaltete sich die Nacht heller, als ich noch am Abend gehofft hatte. Nur wenn die dicke Wolkenschicht am Mond und den umliegenden Sternen vorbeizog, wurde der Himmel schwarz und bedeckte Strand und Meer mit Finsternis. Das Gewitter aber würde noch in dieser Nacht kommen, der Sturm vermutlich am Nachmittag oder am Abend. Havanna mußte sich auf eine Sturmflut vorbereiten. Bei Vollmond steigt auch die Flut heftiger, weil die Anziehungskraft des Mondes größer ist.

Die Gischtfaulen der Wellenkämme leuchteten auf der Wasseroberfläche immer wieder auf wie kleine Blitze. Palmblätter knisterten im *terral*, der auf die See hinaus wehte. Der Mond, so er sich nicht feig hinter einer Wolke verkroch, offenbarte seine hellen Felder und dunklen Krater wie die Schattierungen eines Vexierbildes. Schon als Junge, wenn ich zu Hause in Wien an der Donau saß, versuchte ich, das Mienenspiel des Mondgesichtes zu ergrün-

den. Oft genug konnte ich nicht einmal ein Gesicht ausmachen. Wenn der Mond ein Gesicht hat, was würde seine Miene mir verraten?

Ich sah nicht mehr hinauf. Ich ging tief gebückt, weit ausschreitend, von einem Baum zum nächsten. Bei jedem Baum blieb ich stehen und horchte. Nichts. Ein Stück weiter. Wieder nichts. Wieder ein paar Schritte. Von irgendwo hörte ich eine Katze schreien.

Da sah ich das Holzhaus. Plötzlich war es vor mir aufgetaucht. Hatte jemand gedacht, er könnte es vor mir verstecken, jetzt, da ich dem Ziel so nahe war? Die Umrisse hoben sich vor dem wolken dunklen Himmel ab, als wollte sich die Reihe der Holzbalken wie eine Phalanx gegen mich stellen. Links von mir grollte das Meer, gischete über den Strand, der mondbleich und hilflos die Wellen über sich zusammenschlagen ließ.

Dann erhob sich nur noch ein Baum, unüberwindbar und drohend, zwischen mir und der Strandhütte, in der sie auf mich warteten, um mich abzuknallen wie einen räudigen Hund. Oder auch nicht. Die schwarzen Monster landseitig neben der Hütte identifizierte ich als die mit Planen bedeckten Katamarane. Dort hätte ich die bessere Deckung gehabt. Es waren aber zu viele Ketten und Haken, mit denen sie die Doppelrumpfsegelboote festgemacht hatten. Wenn ich stolperte, würde man mich bis Havanna fluchen hören.

Ich zog die Pistole aus dem Halfter und nahm sie in beide Hände. Na, denn los.

Ein Hechtsprung und sofort flach in den Sand. Nichts rührte sich. Auf, wieder ein Sprung in den Sand. Und noch einer bis zum Baum. Ich warf mich jetzt gar nicht mehr zu Boden, sondern preßte mich hinter den Stamm. Neben mir oder hinter mir war keiner. Der hätte längst geschossen.

Ich horchte angestrengt in die Nacht. Das Meer zog sich dumpf grummelnd vom Ufer zurück. Die Palmblätter flatterten.

Da – rechts! Da war etwas. Ich erstarrte, hielt den Atem an.

Scheiße. Es war der Wind, der eine der Bootsplanen gegen einen Mast schlug.

Ich wartete, bis sich wieder eine grauviolette Wolke vor den Mond schob, dann rannte ich los. Entweder gab es jetzt ein Feuerwerk wie zu Silvester im „Tropicana“, oder ich kam bis zum Holzhaus durch.

Ich kam durch. Ich lehnte mich an die Holzwand und wartete. Nichts und niemand rührte sich. Dilettanten. Anfänger. Glaubten die mich immer noch in Cienfuegos? Oder standen sie an der Vorderseite der Hütte?

Vorsichtig drückte ich mich die Hauswand entlang bis zur vorderen Seite, die Pistole mit beiden Händen vor dem Gesicht. Dann ein Sprung um die Ecke und in die Hocke. Nichts.

Sie waren nicht da. Die Tür war mit einer Kette verschlossen.

Ich atmete tief. Ich hatte es tatsächlich geschafft. Ins Strandhaus wollte ich sowieso nicht. Obwohl die Kette kein größeres Problem dargestellt hätte.

Ich setzte mich auf die Holzstufen und lehnte mich an die Tür. Mein Atem ging schwer, und meine Hände zitterten.

Seit der Nacht mit Odalys im Auto an der Playa Miramar dachte ich darüber nach, wo Doris etwas versteckt haben könnte. Seit ich wußte, wer Doris war, dachte ich in eine ganz bestimmte Richtung. Ich kannte Doris. Ich mußte mich nur in ihre Lage versetzen, in der sie sich hier an jenem verhängnisvollen 22. Januar befand.

Ich dachte an die Nacht mit ihr in der brennenden Stadt León in Nicaragua. Als wir damals vor den Raketen der Guardia nacional in dem Haus Schutz fanden, hatte die Frau gesagt: „Wenn man euch gesucht hätte, würde ich euch nicht im Haus verstecken, sondern draußen vor dem Haus, zwischen den alten Holzbrettern. Dort suchen sie nie. Wenn sie suchen, suchen sie immer im Haus. Draußen nie.“

Ja, ich kannte Doris. Und deshalb wußte ich, wo sie etwas ver-

steckt haben würde. Nicht im Haus, sondern draußen. Und ich wußte auch, wo: unter den Holzstufen vor der Tür.

Doris hat oft auf den Stufen gesessen. Sie hatte mit Odalys geträumt, sich mit José oder mit Gästen aus dem Marazul unterhalten. Aber sie hatte nie den Strand für sich allein gehabt. Odalys war meistens bei ihr, José, der überarbeitete Strandmeister, wieselte ständig umher, Jesús ließ sie sowieso nicht aus den Augen. Und der Wind wehte immer mehr und mehr Sand darüber, über das, was sie verstecken mußte. Über das, was in jener Nacht passierte.

Ich steckte die Pistole in das Halfter. Dann kniete ich mich neben der Holzterasse in den Sand und begann, mit den Händen zu graben.

Es existierten mehr als die zwei Stufen, die man sehen konnte. Nach und nach legte ich zwei weitere Holzplatten frei. Mit beiden Händen schaufelte ich den Sand nach links und rechts. Ich mußte ihn weit auseinanderschieben, weil ich nicht genau wußte, wo das lag, was ich suchte. Weil ich nicht einmal wußte, ob es tatsächlich ein Film war, den Doris vergraben hatte.

Ich schaufelte und grub und schaufelte. Ich wußte nicht, wie lange. Ich sah nicht auf die Uhr, das erzeugt nur Panik. Ab und an zuckten jetzt Blitze quer durch den Himmel, ließen die Wellenkämme gespenstisch aufleuchten. Meine Finger begannen zu schmerzen, ich blutete unter den Fingernägeln. Immer wieder stieß ich auf etwas Hartes, kratzte an einem Stein oder einer fossilisierten Muschel. Zwischendurch mußte ich verschnaufen. Zu einer Erkenntnis gelangte ich relativ schnell: Maulwurf war keine Zukunft für mich.

Dann spürte ich etwas. Und diesmal war es kein Stein und keine Muschel. Es war Papier. Ich buddelte es aus dem Sand, und es entpuppte sich als Kuvert. Soviel ich sehen konnte, handelte es sich um ein altes Kuvert mit einer österreichischen Briefmarke, adressiert an Doris Donhauser mit Hamburger Adresse. Doris hatte ein gebrauchtes Kuvert verwendet, das sie zufällig bei sich hatte.

In dem Kuvert war eine Filmkapsel. Und darin ein Film.

Ich stand auf und staubte mich ab. Schon ging es mir viel besser. Ein heißes Bad und etwas zu essen, und ich wäre mir fast wieder wie ein Mensch vorgekommen. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte vor mich hin grinsen.

Doris war in der Fluchtnacht von Odalys' Freund hier gewesen. Sie hatte etwas fotografiert und sicherheitshalber den Film sofort versteckt. Sie war das Risiko nicht eingegangen, daß man ihr die Rolle später abnahm. Sie mußte gewußt haben, wie brandheiß der Film war. Sie hatte aber nie Gelegenheit gehabt, den Film aus dem Versteck zu holen. Auch damals nicht, als sich halb Havanna auf dem Revolutionsplatz um den Papst versammelt hatte und sie eine Chance witterte. Da kam ihr sogar Odalys selbst in die Quere, die letzte, der sie von dem Film erzählen wollte, nachdem sie im Gespräch erfuhr, daß sie die sitzengelassene Geliebte des Flüchtlings vor sich hatte.

Das wußten die anderen aber nicht. Sie wußten nicht, ob Doris den Film nicht doch bei sich hatte. Sie ließen sie nicht mehr aus den Augen und nicht mehr aus Kuba heraus. Das hieß, daß der Film international von Bedeutung war. Jetzt verstand ich auch das Gerücht von *la rubia*. Die „Blondine“ mit dem miesen Ruf sollte keinen Kontakt mehr zu ausländischen Diplomaten knüpfen, die den Film hätten außer Landes bringen können. Würde sie versucht haben, den Film einem Touristen mitzugeben, hätte Jesús es verhindert.

Und dann kam ich. Sie glaubten, Doris habe mir den Film gegeben oder mir verraten, wo sie ihn versteckt hatte. Und sie brachten sie um, weil man sie jetzt nicht mehr brauchte.

Damit war alles geklärt. Fast alles. Ich brauchte nur noch zu wissen, was auf dem Film war. Und welches Schwein hinter der Aktion gestanden hatte. Den Mörder kannte ich schon.

Ich steckte den Film ein. Das Kuvert ließ ich auf dem Sandhaufen liegen. Sie sollten wissen: Greg war da.

Dann machte ich mich auf den Rückweg. Ich bemühte mich jetzt nicht mehr, vorsichtig zu sein. Sie warteten nicht hier.

Dafür setzte das Gewitter ein. Nach ein paar Minuten war ich tiefend naß. Es war fünf Uhr früh, als ich das Nacional betrat.

Vom Hotelzimmer aus rief ich als erstes Celina an. Um diese Zeit mußte sie doch wirklich zu Hause sein, wenn sie nicht weggefahren war. Tü – tü – tü ... Verdammt noch einmal, heb' doch ab!

Nichts.

Ich überlegte, mich wieder ins Auto zu setzen und zu ihr zu fahren. Ich hoffte noch immer. Ich wußte auch, auf was ich hoffen wollte: Daß sie einfach nur weggefahren war, ohne Adiós zu sagen. Um mir nicht noch mehr weh zu tun. Sie hatte Gründe dafür, und sie wußte, daß ich diese Gründe kannte. Aber ich hatte Angst, daß es sich nicht so verhielt. Ich fürchtete, daß ihr etwas zugestoßen war. Ich hatte Angst vor der Wahrheit.

Ich nahm die Filmkapsel aus der Tasche. Sie war vom Regen naß geworden. Der Sand verschmierte die Hose und meine Hände. Auch die Kapsel war mit feuchtem Sand verschmiert. Ich wusch mir zunächst die Hände und spülte die Kapsel ab. Dann nahm ich den Film heraus. Es war ein hochempfindlicher Schwarzweißfilm, mit dem man auch in der Nacht ohne Blitz arbeiten konnte. Ich würde beim Entwickeln keine Probleme haben.

Danach versuchte ich noch einmal, Celina zu erreichen. Ich wußte, es würde sinnlos sein, aber ich tat's trotzdem. Wie oft im Leben handelt man so? Man klammert sich an eine Hoffnung, die man sich nur einredet, weil es in Wirklichkeit gar keine Hoffnung mehr gibt. Man macht sich etwas vor, von dem man ganz genau weiß, daß es nicht sein wird. Und man tut's trotzdem und hofft weiter. Wie oft im Leben hat man Angst vor dieser so entsetzlich deprimierenden Endgültigkeit?

Tü – tü – tü ... Keine Antwort. Ich hatte es gewußt.

Da rief ich García Marín an. Es war sechs Uhr früh, und das

war mir scheißegal. Ich hatte ihn sofort am Apparat. „Wo ist Celina?“ fuhr ich ihn an, unhöflich, ohne Gruß, ohne zu sagen, wer sprach.

„*Buenos días, profesor Gregor.*“ Seine Stimme vibrierte.

„Das ist kein guter Tag, verdammt. Wo ist Celina?“

Er schwieg. Es war ein betretenes Schweigen, ich fühlte es durchs Telefon.

Schließlich sagte er: „Sind Sie gut aus Wien zurückgekommen?“ Es klang gepreßt, gekünstelt.

Er wußte, daß ich in Wien war, logisch. Da hatte ich mich sowieso keinen falschen Illusionen hingegeben. „Odalys ist tot,“ sagte ich.

„Ich habe davon gehört“, sagte er. Seine Stimme klang müde. Gleich darauf stauchte er mich in einem Ton zusammen, den ich von ihm nicht erwartet hatte, nicht jetzt: „Es war ein Fehler, daß sie gestern früh nicht anschließend ins Hotel gefahren sind, nachdem Sie sich von Celina verabschiedet haben.“ Er war hörbar erregt.

„Das konnte ich nicht. Ich hatte die verletzte Odalys im Auto.“

„Sie hätten zumindest im Hotel hinterlassen sollen, daß Sie nach Cienfuegos und Trinidad fahren.“

„Warum? Ich stehe nicht in Ihrem Sold.“ In mir kochte es. „Und was hätte es geändert?“

„Wir hätten eine andere Entscheidung getroffen.“

„Welche? Und wer ist wir?“

Ganz plötzlich nahm er wieder seinen üblichen arroganten Ton an: „Haben Sie etwas erreicht in Cienfuegos, *señor* Gregor? Oder in Trinidad?“ Abermals übergang er meine Frage.

„Nein“, sagte ich. „Nur daß ich Odalys in den Tod getrieben habe. Hätte ich sie nicht mitgenommen, wäre sie noch am Leben. Warum wurde sie umgebracht? Sie war doch für niemand mehr gefährlich.“

„Doch, das war sie“, sagte er ungerührt. „Sie wußte mehr, als sie zu wissen zugab. Aber Sie, *señor* Gregor, sind nicht schuld an ih-

rem Tod. Sie war schon so gut wie tot, nachdem sie sich zum erstenmal mit Ihnen getroffen hat.“

„Sie hat sich nicht mit mir getroffen. Ich habe sie gesucht und gefunden.“

„Das ist das gleiche. Sie wäre auch in Havanna – umgekommen.“

„Sie sollte mich also nur nach Cienfuegos und Trinidad lok-
ken?“

„Das ist richtig. Aber es hat nichts gebracht. Oder doch?“

„Oder doch“, fauchte ich ihn an. „Denn jetzt weiß ich, daß Doris und Odalys völlig sinnlos umgebracht worden sind. Und ich kenne den Mörder. Auch die, die ihm dabei geholfen haben. Leider habe ich erst einen von ihnen erschossen. Aber die anderen kriege ich auch. Alle. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?“ Und nach einer Sekundenpause: „Sind Sie eigentlich verheiratet? Nicht, daß es noch etwas ausmache. Es würde mich nur für die Statistik interessieren.“

„Auf diese Frage habe ich seit langem gewartet.“

„Sind Sie's?“

„Ja.“

„Schön für Sie. Übrigens: Ich habe den Film.“

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Ich hörte ihn atmen. Ich konnte mir sein Gesicht vorstellen. O Gott, wie herrlich! Es war mir eine Genugtuung.

Endlich sagte er: „Ich habe erwartet, daß Sie den Film finden würden.“

„Was für ein Kompliment“, spottete ich. „Warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß ich einen Film suchen soll?“

„Weil Sie dann hätten wissen wollen, was auf dem Film zu sehen ist. Und dann hätten Sie nicht weitergesucht“, sagte er.

„Da könnten Sie durchaus recht haben“, erwiderte ich bitter.

„Wo haben Sie ihn gefunden?“ fragte er.

„Dort, wo er seit dem 22. Januar gelegen hat.“

„Hat – *Señorita* Donhauser Ihnen also doch gesagt, wo sie den Film versteckt hatte?“

„Nein, hat sie nicht.“

„Odalys?“

„Auch nicht. Die hat es doch selbst nicht gewußt. Die wußte ja nicht einmal, daß es ein Film war. Ihr verdammten Idioten! Hättet Ihr alle zusammen nur etwas mehr Hirn, könnten beide noch am Leben sein. Aber nein. Mit Schießen und Morden wolltet Ihr ans Ziel kommen. Kennt Ihr keine andere Sprache?“

García Marín machte wieder eine Pause. „So dürfen Sie nicht reden“, sagte er dann. Ich merkte an seiner Stimme, wie er sich beherrschte.

„Wollen Sie mir drohen?“ fragte ich. „Jetzt noch?“ Ich unterdrückte ein fast hysterisches Lachen. „Ich habe doch nichts mehr zu verlieren. Und das wissen Sie verdammt genau.“

Ruhig fragte er: „Wo war der Film?“

„An der Playa, vergraben unter den Stufen zum Strandhaus.“

Pause. „Und wo ist der Film jetzt?“

Diesmal war ich es, der eine Frage überging. „Wissen Sie, was auf dem Film ist?“ fragte ich stattdessen.

„Ja.“

„Dann wissen Sie auch, daß ich den Film nicht hergeben werde.“

„Sie werden uns den Film geben“, sagte er.

Weil er es so betont ruhig sagte, wußte ich, daß das jetzt wirklich eine Drohung war.

„Sie sind zu voreilig“, brachte ich endlich meine Retourkutsche an. Darauf hatte ich gewartet, seit ich die Filmkapsel zwischen den Fingern spürte. „Wenn Sie nämlich das Hotel stürmen lassen, werden Sie mich zwar kriegen, aber nicht den Film. Sie können mir glauben, daß ich ihn ebensogut versteckt habe wie Doris. Dank Ihrer Güte habe ich außerdem 30 Schuß Munition. Bei einer Trefferquote von 50 Prozent macht das 15 Tote. Den Film haben Sie dann aber immer noch nicht.“

„Es kommt auf ein paar mehr oder weniger nicht mehr an“, sagte er. Auch diese Kaltschnäuzigkeit war neu an ihm. „Es hat schon zehn Tote gegeben seit Beginn dieses – dieser Aktion. Oder elf.“

Ich war nie sehr gut in Mathematik, aber Kopfrechnen hatte ich gelernt. Plötzlich wußte ich, was auf dem Film war. Beinahe hätte ich mir mit der Hand auf die Stirn geschlagen. Und plötzlich war mir auch klar, was Papst Johannes Paul II. und sein Kreuzzug der Befreiung damit zu tun hatten, der Vatikan, die katholische Kirche und ihre so emsigen Paladine.

„Elf oder zwölf Tote“, verbesserte ich ihn.

„Elf oder zwölf Tote“, bestätigte er.

„Ich gehe davon aus, daß jemand ein Interesse daran hat, den Film zu vernichten“, sagte ich. „Und daß ein anderer ihn haben will. Ich denke, ich weiß, wohin Sie gehören. Wetten, Sie werden es mir sowieso sagen? Und was ist, wenn ich den Film gar nicht mehr habe? Sie vergessen, daß ich schon seit Stunden wieder in Havanna bin. Während nämlich Ihre Leute gerade das Hotel umstellen, packt ein Ausländer seine Koffer, um mit dem nächsten Flugzeug Kuba zu verlassen. Mit dem Film im Gepäck. Wollen Sie ab diesem Moment alle Ausländer, die abfliegen, einer Leibesvisitation unterziehen? Alle Touristen, Diplomaten, Geschäftsleute? Und alle katholischen Priester? Auch Kardinal Jaime Ortega? Um zu verhindern, daß die Fotos im Ausland veröffentlicht werden?“

García Marín antwortete nicht.

Nach vielen Atemzügen sagte ich: „Sie sehen, daß ich nicht nur den Film habe. Ob ich überlebe oder nicht ist nicht mehr wichtig.“

Es dauerte, bis ich seine Stimme hörte. „Was wollen Sie?“

„Zeit für Doris’ Mörder. Das bin ich ihr schuldig.“

„Wie lange?“

„Bis heute abend. Ich werde heute abend ins Colina gehen, wo

Doris umgebracht worden ist. Vielleicht treffen wir uns dort. Dann bekommen Sie den Film.“

Pause. Dann: „Ist das alles?“

„Nein.“

„Was wollen Sie noch?“

„Das werde ich Ihnen sagen, wenn ich den heutigen Tag überlebt habe. Das heißt natürlich, wenn auch Sie den heutigen Tag überlebt haben. Sie würden mich sonst nicht hören.“

„Ich werde ihn überleben.“

„Das kommt darauf an, wie schnell Sie sind“, sagte ich und legte auf.

Ich setzte mich aufs Bett, beide Füße oben, und lehnte mich zurück an die Wand. Ich dachte, Celina anzurufen, es noch ein letztes Mal zu versuchen. Ein allerletztes Mal. Ich hatte Sehnsucht nach ihr. Ich wollte mit ihr reden, ihr alles erzählen. Aber ich ließ den Arm wieder sinken.

Ich war müde, erschöpft, die Augen schmerzten vom angestrengten Schauen im Dunkeln.

Ich nahm den Film in die linke Hand und umschloß ihn ganz fest mit einer Faust. Dann nahm ich die Pistole in die andere Hand. Sie gab mir ein Gefühl der Sicherheit.

Ich mußte an die Jeanssachen denken, die ich für Celina gekauft hatte. Sie hat sich darüber gefreut, als sie sie sah, ich wußte das. Sie konnte so glücklich lächeln. Und, glaube mir, Liebes, ich hätte dich nach Österreich mitgenommen. Nun kann ich dich nirgendwohin mehr mitnehmen. *Adiós, mi amor*. Aber ich danke dir, daß es dich in meinem Leben gegeben hat. Vergessen werde ich dich nie.

Das Hotelzimmer mit dem Schrank und dem Fernsehapparat und dem Tisch und dem Spiegel mit dem Goldrahmen und dem Poster mit der Festung El Morro und dem Fenster mit den Holzläden und der Tür zum Badezimmer verschwamm mit dem Bild von Celinas Antlitz. Ich preßte die Augen zusammen. Ich hat-

te keine Hand frei, die Tränen wegzuwischen. Den Film in der einen Hand, die Pistole in der anderen, schlief ich ein.

Das Telefon riß mich aus dem Schlaf.

Ich saß noch immer auf dem Bett, an die Wand gelehnt und voll bekleidet. Nicht einmal die Schuhe hatte ich abgestreift. Ich hatte von einem Handballspiel geträumt. Ich weiß nicht, ob es jene Begegnung war, mit der ich mich, mehr durch Zufall als durch die eigene Absicht, in die Reihe der Handballer spielte, die man nicht vergißt. Vom Spielverlauf hätte es mein legendäres Match sein können. Aber irgend etwas im Traum war anders, von der Stimmung, vom Gefühl her. Ich spielte gegen Celina. Sie war wahnsinnig schnell, behende, ich kam an ihr nicht vorbei. Immer wieder versuchte sie, mich zu sperren. Der Ball war so klein, daß ich ihn mit der Faust umschließen konnte. Ich war aber nur fähig, mit der linken Hand zu schlagen, zu stoßen, zu stoppen. Werfen wollte ich nicht. Nein, ich wollte den Ball auch nicht abgeben. Ich hielt ihn trotz Regelverstoß eisern fest, während die rechte Hand wie von einer bleiernen Last nach unten gezogen wurde. Das alles machte den Traum aber nur seltsam, und ich wunderte mich darüber. Es war etwas anderes, das mich beunruhigte und mich nach dem Erwachen sofort in eine düstere Stimmung versetzte: Ich war, und ich mußte es schon die ganze Zeit über gespürt haben, mit dem Gefühl aufgewacht, das Spiel verloren zu haben.

Mit der Linken hielt ich noch immer, beinahe krampfhaft, die Filmrolle umklammert, die Rechte umspannte, schwer auf dem Bett liegend, die Pistole. Es war zehn Uhr vormittags.

Das Telefon läutete noch immer. Mir stockte der Atem. Celina.

Ich legte den Film und die Tschechow beiseite. Ich zitterte, als ich den Hörer abnahm.

Es war das Mädchen vom Empfang. „*Buenos días, señor*. Es möchte Sie eine *señorita* sprechen, die ...“

Im nächsten Moment hörte ich eine andere Stimme: „Wo bist du gewesen? Du hast doch gesagt, ich soll dich anrufen, am Mittwoch. Und dann warst du nicht da.“

O Gott, nicht die! Xeomara. Die brauchte ich jetzt so dringend wie ein Loch im Kopf. „Hör zu, Mädchen“, sagte ich. „Ich habe keine Zeit. Ich ...“

„Ich komme zu dir hinauf“, unterbrach sie mich.

„Nein“, schrie ich ins Telefon. Aber sie hatte schon aufgelegt.

Scheiße. Sie war imstande und kam tatsächlich. Als „Sesam, öffne dich!“ verwendete sie vermutlich bloß den Namen ihres Vaters.

Ich sah mich im Zimmer um. Ich konnte im Moment kein vernünftiges Versteck finden. So verstaute ich die Tschechow in der Toilettentasche, die ich ins Badezimmer beförderte. Den Film stopfte ich in eine Zigarettenschachtel auf dem Tisch.

Da klopfte es auch schon an der Tür. Ich hatte noch das Pistolenhalfter in der Hand. Ich wollte es unter das Bett werfen. Das war nicht möglich, das Bett stand auf einem Sockel. Scheiße. Also legte ich es rasch unter das Kopfkissen und zog die Bettedecke darüber. Auf irgendeine Art sah das Zimmer nicht aufgeräumt aus.

Ich machte die Tür auf.

Wow! Ich hielt die Luft an. In diesem Moment hätte ich gewollt, in einer anderen Gemütsverfassung zu sein. Xeomara sah toll aus und ganz anders, als ich sie seit der Party in Erinnerung hatte, erwachsener. Sie trug ein Kleid aus Seidenkrepp, das bis zu den Oberschenkeln reichte, gelb mit weißen Tupfen und eng anliegend. Über dem Busen war es nur mit einer Brosche zusammengehalten. Das enge Kleid, obwohl wirklich sehr kurz, ließ ihre dünne Figur größer erscheinen. Dabei hatte Xeomara nur Sandalen an. Über die Schulter führte ein breiter Riemen, an dem eine große weiße Tasche baumelte. Am linken Fußgelenk sah ich die goldene Freundschaftskette, die ich schon bei der Party bemerkt hatte.

Sie kam herein, ohne ein Wort zu sagen. Sie nahm mich um den Hals und küßte mich. Ich griff unter ihrem Arm durch und zog die Tür nach innen zu. Zwangsläufig stellte ich dabei fest, daß das Kleid auch am Rücken frei war, und zwar bis über die Taille, und daß sie wie üblich keinen BH trug. In ihren Augen glaubte ich zu erkennen, daß sie im Moment clean war. Nur das penetrante Lachen störte mich.

Sie ließ mich los und fragte in beleidigtem Ton: „Wo bist du gewesen?“ Aber sie lachte dabei.

„In Wien, Cienfuegos und Trinidad. Ich habe etwas gesucht.“

„Und? Hast du es gefunden?“ lachte sie.

„Natürlich. Ich finde immer alles, was ich suche.“

„Was?“

„Nur ein Film, den ein paar Leute unbedingt haben wollen.“

„Ich will mit dir schlafen“, sagte sie unvermittelt.

„Ich auch“, sagte ich. „Aber nicht jetzt. Ich gehe am Abend ins Colina. Magst du mitgehen?“

„Sicher gehe ich mit.“

Ich war mir da nicht so sicher. „Und dein Vater?“

„Ach der“, machte sie. „Dem sag’ ich es einfach.“

„Tu das“, sagte ich. „Und sag’ es auch deinem Freund. Ich meine den, von dem du die goldene Kette am Fuß hast.“

Marchandys hoffnungsvolles Töchterchen lachte nur.

„Mach’s dir bequem“, sagte ich. „Ich gehe unter die Dusche.“ Ich begann, mich auszuziehen.

„Seit wann bist du wieder zurück?“ fragte sie wenig interessiert. „Warst du schon bei deiner *novia*?“

„Selbstverständlich, jede Minute.“ Dann ging ich ins Badezimmer. Die Zigarettenschachtel auf dem Tisch nahm ich mit, die Tür ließ ich angelehnt.

„Rauchst du unter der Dusche?“ fragte Xeomara. So, wie sie fragte, interessierte es sie herzlich wenig.

„Nur bei Vollmond“, antwortete ich mit dem Rauschen des

Wassers als Begleitung. Trotz der Dusche hörte ich, wie Xeomara im Zimmer herumkramte. Mädchen, bist du aber neugierig. Wenn das dein Vater wüßte !

Plötzlich stand sie in der Tür. In der Hand hatte sie mein Schulterhalfter. „Was machst du mit diesen Riemen unter deinem Kissen?“

„Damit peitsche ich Mädchen aus, die unerlaubt mein Zimmer durchsuchen.“

Sie lachte wieder. „Ich will mit dir zum Pool hinuntergehen“, sagte sie. „Darf ich mich bei dir umziehen?“

„Seit wann fragst du? Natürlich darfst du.“

Sie lachte immer noch. Vielleicht konnte sie heute gar nicht anders. Sie ging ins Zimmer zurück und ließ die Tür offen.

Während ich mich rasierte, beobachtete ich sie im Spiegel. Sie schüttelte und zog und zerrte sich das Kleid von den Schultern über die Hüften und strampelte sich schließlich frei. Die kleinen Brüste waren straff und glatt, die Brustwarzen ragten steil in die Höhe. Dann rollte sie den Slip hinunter und stieg heraus. Die tizianroten Haarlocken standen in schrillum Kontrast zu den dunklen Schamhaaren. Danach zog sie mit spitzen Fingern einen rot-schwarzen Bikini aus ihrer Tasche und legte ihn an. Ich fürchtete einen Augenblick, sie würde mich auffordern, ihr das Oberteil zuzumachen, aber meine Sorge war unbegründet.

Die Sonnenstrahlen kamen zwischen den Fensterläden durch und tanzten auf Xeomaras Körper. Sie wurden zurückgeworfen, blitzten durchs Zimmer, drangen mir in die Augen, blendeten mich für den Hauch einer Sekunde. So wurde ich aufmerksam und sah genauer hin. Plötzlich waren meine Gedanken bei Doris. Was so glitzerte und glänzte war die Kette an Xeomaras Fuß: eine Garibaldi-Kette.

Xeomara trug die gleiche Kette am Fußgelenk wie Doris.

Ich sagte nichts. Wir redeten auch nicht miteinander, als wir mit dem Lift zum Swimmingpool hinunterfuhren. Das Mädchen hatte sogar das Lachen eingestellt. Die Toilettentasche mit der

Pistole und die Zigarettenschachtel mit dem Film hatte ich mitgenommen.

Es war kein einziger Hotelgast auf der Terrasse. Ein Poolkellner, der uns beim Betreten der Terrasse wie das achte Weltwunder begaffte, beeilte sich, zwei Liegen für uns an den Beckenrand zu stellen. „Möchtet ihr etwas trinken?“ fragte er.

„Rum mit wenig Eis“, orderte Xeomara, während sie sich auf dem ausgebleichten Holzgestell ausstreckte.

„Für mich ein Mineralwasser mit viel Eis.“ Ich brauchte heute noch einen klaren Kopf. Und eine ruhige Hand.

„Creme mich ein“, kommandierte sie.

Das wollte ich sowieso. „Dreh’ dich um“, kommandierte ich und schubste sie um die eigene Achse. Ich nahm die Sonnencreme aus der Tasche und begann, zunächst das linke Bein zu bearbeiten, allerdings entgegen jeder Regel der Erotik nicht von unten nach oben, also zur Körpermitte, sondern umgekehrt, vom Oberschenkel langsam abwärts bis zum Fußgelenk.

Um genau zu sein: bis zur Goldkette.

Die Doppelglieder, dünn, aber massiv, bestanden aus sehr hellem Mittelgold, meiner Schätzung nach 19 Karat, wie es in Portugal, Spanien, Mexiko und Brasilien gern verwendet wird. Bei uns senken sie ja laufend den Goldanteil, von einst 24 und 21 Karat auf 18 und 14, jetzt sogar schon auf die italienischen 12 und 8 Karat, um Accessoires und Pretiosen preisgünstiger zu gestalten. Wirklich gute Juweliere und Uhrenfirmen, die einen Ruf zu verlieren haben, machen diesen Humbug Gott sei Dank nicht mit. Auch wenn ich mir selbst derartige Klunker nicht leisten kann, sollten Geschmeide auch solche bleiben. Meine ich jedenfalls.

Garibaldi-Ketten sind ganz besondere Schmuckstücke. Sie wirken nie wuchtig, weil die einzelnen Segmente zart und relativ flach sind. Wegen der zweifachen Glieder machen sie dennoch viel her und lassen sich angenehm tragen, auch wenn sie eng anliegen.

Genau die gleiche Kette hatte ich am Fuß von Doris' Leiche an der Playa Santa María gesehen. Eine solche Kette ist nicht alltäglich, schon gar nicht auf Kuba. Die merkt man sich. Ich erinnerte mich an das Gespräch mit Odalys: Doris' Liebhaber, hatte sie mir erzählt, habe ihr die Kette aus Mexiko mitgebracht. Meine Hände begannen zu zittern, als ich daran dachte, von wem Xiomara ihre Kette haben könnte. War Doris' Geliebter ein Casanova? Oder waren es in Wahrheit Freundschaftsketten zwischen den beiden Frauen?

„Du hast eine tolle Kette am Fuß. Ziemlich teuer, oder?“ nahm ich ganz beiläufig unser Gespräch wieder auf.

„Hm“, grummelte sie. „Gefällt sie dir?“

„Sehr. Welcher intime Freund hat sie dir denn geschenkt?“ Ich war mit der Creme schon beim anderen Bein.

„Kein intimer Freund“, lachte sie.

„Wer sonst?“

„Darauf kommst du nie. Rate!“

„Nein. Sag's.“

„Nein, du sollst raten.“

„Arroyo Gómez.“

„Bist du verrückt? Der schenkt so etwas höchstens seiner Frau.“

„Dann weiß ich es nicht. Komm, sag's endlich.“

„Mein Vater.“

Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen. „Dein Vater?“

„Hm“, grummelte sie wieder ins Badetuch. „Er hat sie aus Mexiko mitgebracht. Meine Mutter hat auch eine. Und er selber trägt auch eine. Aber nicht immer.“

„Und alle drei ganz gleich?“

„Alle drei absolut gleich. Die waren sehr teuer, hat er gesagt. In ganz Kuba gibt es keine vierte solche Goldkette.“

Glaub's, Mädchen. Ich wußte es besser.

Javier Marchandy Lupo also. Und damit es der Familie zu Hause nicht auffiel, daß er eine Freundschaftskette trug, kaufte er gleich

auch welche für Frau und Tochter. Das hatte Doris nicht verdient. Und sicher auch nicht gewußt. Sie hätte ihm die Kette gliedweise um die Ohren geschmissen, wie ich sie gekannt habe.

Marchandy war Doris' Liebhaber gewesen.

„Mein Vater hat ...“

„Tust du mir einen Gefallen?“ unterbrach ich Xeomara. „Halt die Luft an. Ich muß nachdenken.“

Das also waren die zwei Seiten. Javier Marchandy Lupo, der Chef des militärischen Geheimdienstes und starke Mann im Politbüro. Und García Marín, der wichtige Mann aus dem Innenministerium. Beide wollten sie den Film, und beide hinderten sie Doris, Kuba zu verlassen und heimzufahren. Sie suchten und durchsuchten, warteten und setzten Doris unter Druck. Und rechneten nicht mit ihrer Sturheit. Sie konnten sie nicht einmal beseitigen, weil sie nicht wußten, ob der Film nicht längst in der Hand eines Dritten war.

Marchandy nutzte sein Verhältnis mit Doris aus, anfangs zumindest, als die Liebe noch blühte. Damals war es eine Beziehung gewesen, wie es Tausende gibt: der verheiratete Politiker und die junge Journalistin. Doris mußte ihn sehr gern gehabt haben. Doch dann kam Marchandys politischer Aufstieg und jene Nacht an der Playa Santa María.

Für Doris wurde diese Nacht zum Schlüsselerlebnis. Plötzlich durchschaute sie ihren Liebhaber, entdeckte seinen wahren Charakter. Und gab trotz seiner Liebesschwüre und Überredungskünste den Film nicht heraus. Von da an wurde Marchandy gemein, setzte das Gerücht von *la rubia* in die Welt. Damit machte er ihre Liebe völlig kaputt und Doris wahrscheinlich sogar zu seiner Gegnerin.

García Marín war vom Anfang an in einer anderen Situation. Ihm ging es nur um das, was in jener Fluchtnacht passiert war und von Doris auf dem Film festgehalten wurde. Also veranlaßte er ein Ausreiseverbot und zwang Doris, in ein billigeres Hotel umzuzie-

hen, in eines, in dem Jesús als Farbiger ein- und ausgehen konnte. García Marín mußte damit gerechnet haben, daß Doris etwas zustoßen könnte, andernfalls hätte er ihr keinen Leibwächter gestellt.

Da soll einer sagen, Doris sei kein Problem gewesen. Sie war eines. Und sie hatte selbst welche. Daß sich Jesús in Doris verliebt hatte, war auch eines, sogar das entscheidende. Das stellte sich allerdings erst später heraus. Wäre Jesús aus der Bar im Colina nicht weggelaufen, würde Doris noch leben.

„Was ist los mit dir?“ wurde Xeomara ungeduldig.

„Wieso bist du eigentlich mit deinen Eltern zu dieser *‘Tarde Vienésa’* gegangen“, fragte ich. „Ist das deine Musik?“

„Ach“, machte sie. „Ich wollte ohnehin nicht. Aber mein Vater hat darauf bestanden.“

„Mag er denn diese Musik?“

„Überhaupt nicht. Ich weiß auch nicht, wieso er plötzlich auf die Idee kam hinzugehen.“

Ich wußte es. Er wollte mich so unauffällig wie möglich kennenlernen. Er wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte. „Bist du letzte Woche nach der Party gut nach Hause gekommen?“ fragte ich.

Sie dachte nach. Entweder wußte sie es nicht mehr, oder sie überlegte, ob sie es mir sagen sollte. „Arroyo Gómez hat mich nach Hause gebracht.“ Sehr brav, Mädchen.

„Arroyo Gómez? Der war doch schon weg, als ich gegangen bin.“

„Dann ist er eben noch einmal gekommen.“

„Und was hat dein Vater gesagt, als du so spät gekommen bist?“

„Der war gar nicht zu Hause. Der hatte eine wichtige Sitzung.“ Ach nein. „Hast du Gómez seit der Party wieder getroffen?“

„Nein. Warum?“

„Ich dachte, er versorgt dich mit – mit Stoff.“

„Ich habe noch welchen“, sagte sie. Doch dann drehte sie den

Oberkörper halb zu mir herauf. Wie ein echter Kumpel fragte sie: „Brauchst du welchen?“

„Nicht unbedingt. Das heißt, ich dachte, Arroyo Gómez könnte heute abend vielleicht auch ins Colina kommen.“

„Ich glaube, er fliegt heute oder morgen nach Hause. Seine Frau bekommt das Baby. Soll ich ihn anrufen?“

„Mach das, Mädchen. Und sag ihm, ich habe endlich die Fotos, die ich ihm zeigen möchte. Wenn du ihn nicht selbst erreichst, soll man es ihm unbedingt ausrichten.“

„Was sind das für Fotos?“

„Hübsche Fotos, die ich an der Playa Santa María gefunden habe. Ganz zufällig.“ Ich mußte darauf achten, die Zufälle nicht allzu schnell ausgehen zu lassen.

„Darf ich die Fotos auch sehen?“ lachte sie. „Oder sind es unanständige Fotos?“

„Was glaubst denn du?“ Ich beendete jetzt die blöde Cremerei.

Sie drehte sich auf den Rücken und lachte. „Ich glaube, es sind ganz harmlose Fotos. Die könnte sogar mein Vater sehen.“

„Bingo“, sagte ich. „Sag auch deinem Vater, daß ich die Fotos habe, die von der Playa Santa María. Wetten, daß er sie sehen will? Und vielleicht kommt auch er heute abend ins Colina.“

Sie schwieg. Sie hatte aufgehört zu lachen.

„Ist dein Vater eigentlich ein treuer Ehemann?“

„Was meinst du damit?“

„Ob er heimlich eine Freundin hat.“

„Das weiß ich doch nicht. Aber ...“ Sie sprach nicht weiter.

Der Kellner brachte die Drinks. In manchen Hotels dauert so etwas eben länger. Die Kubaner sind von allen Lateinamerikanern angeblich die langsamsten. Nur reden, das tun sie am schnellsten. „Schreibe die Rechnung auf mein Zimmer“, sagte ich zu ihm.

Wir nahmen unsere Gläser und tranken.

Ich sah zum Himmel. Die weißen Federwolken von heute früh, die den Ostpassat anzeigten, waren verschwunden. Der Wind hat-

te sich gedreht. Jetzt blies ein kräftiger *sur*, der Südwind, der so extrem warme Luft bringt. Aber weit hinten über dem Meer bauten sich Wolkentürme auf, mächtige graue Haufenschichtwolken an der Rückseite einer Kaltfront. Zwischen den Dachtürmen des Hotels konnte ich sie genau beobachten.

Das waren keine guten Zeichen. „*A sur duro, norte seguro*“, sagt ein kubanisches Sprichwort. Auf einen heftigen Südwind folgt sicher ein Nordwind. Und bestimmt kein schwacher, wie's aussah. El Niño mischte mit. Der Wind würde sich bald wieder drehen.

„Es wird Sturm geben“, sagte ich. Ich stand auf und nahm meine Toilettentasche vom Boden. „Ich muß noch telefonieren.“

Ich sah sie an. Eine *muchacha*, die zufällig die Tochter eines Politikers war. Sonst wäre sie vielleicht eine *chica* wie viele andere. Oder sie war sowieso eine. Ein bißchen anders eben. Etwas naiver vielleicht, verwöhnter, hübscher auf jeden Fall.

Adiós, Mädchen. Paß auf dich auf. Ich glaube nicht, daß wir uns wiedersehen werden.

Sie lag ausgestreckt auf der Liege und sah mich an. Sie nahm die Sonnenbrille ab. Sie machte ein ernstes Gesicht, beinahe ein trauriges. Da wußte ich, daß auch sie wußte, daß es ein Abschied war. Nein, auch sie rechnete nicht damit, mich jemals wiederzusehen.

Eine Zweimillionenstadt wartete auf den Sturm. Die schräggestellten Fensterläden aus Holz knarrten in den Scharnieren. Ob es in dem einst so christlichen Kuba noch viele gab, die beteten? Vielleicht zu *Yemayá*, der Göttin des Meeres und der Winde, zur Erde entsandt vom höchsten Gott *Olorun*? Viele Kubaner sind religiös, vor allem die Schwarzen, katholisch nur ein Drittel. Die meisten sind, so sie überhaupt an etwas Überirdisches glauben, Santeríos, Paleros oder Abacúas, Anhänger von Kultreligionen, die die Sklaven aus Westafrika mitgebracht haben. Und was ihn selbst betreffe, meinte Fidel Castro, ob und woran er glaube gehe keinen etwas an. Der Papst muß begeistert gewesen sein.

Ich sah auf die Uhr, als ich in mein Zimmer hinaufkam. 12 Uhr, zwei Minuten darüber. Ich schloß die Tür ab und klemmte den Stuhl unter die Klinke. Die entsicherte Pistole legte ich auf den Tisch, griffbereit. Sie sollten es besser nicht versuchen.

Nun denn. Ich nahm den Film aus der Zigarettenschachtel.

Ich sah mich um. Das Zimmer verdunkeln konnte ich nicht. Die Fensterläden ließen sich nicht ganz schließen, und der Vorhang war zu dünn, als daß er das Tageslicht davon abhalten konnte, mir über die Schulter zu schauen. Also ins Badezimmer. Ich drehte die Lampe über dem Rasierspiegel ab, schloß die Tür. Den Lichtschacht verhängte ich mit einem Handtuch. Ich brauchte es nur so lange finster, bis ich den Film in die Entwicklungsdose eingespult hatte.

Das Entwicklungssalz löste ich in lauwarmem Wasser im Zahnputzglas auf und füllte es ein. Nach fünf Minuten vertauschte ich den Entwickler mit dem aufgelösten Fixon. Nerven, Junge! Ich machte wieder Licht, öffnete die Dose und nahm den Film her-

aus. Wie oft passierte es Fotografen, auch den besten, daß sie Filme vermasselten? Nein, Doris läßt dich nicht im Stich.

Ein kurzer Blick auf den Film. Ja, ich konnte etwas erkennen, es war etwas drauf. Also unter das fließende Wasser. Ich wollte nicht riskieren, daß Reste vom Fixierbad das Negativ später zerstörten. Trocknen? Was auf dem Film zu sehen war, sah ich auch, wenn er noch naß war. Bei dieser Temperatur trocknete er sowie-so innerhalb weniger Minuten.

Ich ging ins Zimmer hinaus und öffnete das Fenster und die Fensterläden. Ein Schwall warmer Luft schlug mir entgegen. Der Wind hatte sich noch nicht gedreht. Ich hielt den Film gegen das offene Fenster. Ich mußte den Streifen dicht vor die Augen halten, um auf den kleinen Negativen etwas zu erkennen.

Bild für Bild, Kader für Kader, sah ich, wie eine Familie hingeschlachtet wurde, abgeschossen wie Hasen bei der Spätsommerhatz.

Es war eine helle Nacht gewesen. Die Menschen waren gestochen scharf abgebildet, die Palmen, ein Teil des Strandhauses. Sogar das noch an Land liegende Boot war zu erkennen, die Ruder mit Stoffetzen umwickelt. Doris mußte mit der Kamera unter einem der mit Planen abgedeckten Katamarane gelegen haben. Sie hatte eine Motorkamera, konnte damit auf Einzelbild schalten oder brauchte den Auslöser nur niedergedrückt zu halten und die Kamera zu schwenken. So konnte sie den ganzen Strand bestreichen. Das 105 mm Objektiv brachte relativ nahe Aufnahmen.

Der große, dunkelfarbige Mann mit Schnauzbart mußte Odalys' Liebhaber sein, die Frau mit den hell gefärbten Haaren seine Frau. Da waren auch die zwei kleinen Mädchen. Ich hatte sie alle auf dem Foto gesehen, das mir Odalys gegeben hatte. Sie mußten es sein, denn Gesichter konnte ich auf den winzigen Negativen kaum erkennen. Dann noch ein kleiner, schlanker Mann, vermutlich der Salvavidas. Alle waren mit so etwas wie Öljacken bekleidet, ein Schutz vor den aufgepeitschten Wellen bei

hohem Seegang. Sie trugen auch Pullover und Mützen. Auf See kann es in den Nächten verdammt kalt werden. Die Kinder waren richtig eingemummt. Sie alle schleppten Rucksäcke, kleine Reisetaschen und verschnürte Bündel mit den wenigen Habseligkeiten, die sie auf der Flucht mitnehmen konnten: Überreste einer verlorenen Zeit, Erinnerungen an einen Lebensabschnitt. Eines der Mädchen hielt wohl eine Puppe oder einen Stoffclown in der Hand.

Meine Hände zitterten, während ich den Filmstreifen am Fenster vor meine Augen hielt, ein Foto nach dem anderen betrachtete. Die ersten Kader zeigten nur die Flüchtlinge, einmal weit weg und zu klein, um sie zu erkennen, dann näher und größer, wie sie sich eben am Strand bewegten und von der Kamera eingefangen wurden.

Auf den folgenden sah ich auch die anderen. Von allen Seiten tauchten sie auf, hinter Sanddünen, zwischen den Palmen, neben dem Strandhaus. Auch hinter den Katamaranen, weil sie plötzlich groß im Bild waren, unscharf und mit dem Rücken zur Kamera: Männer in Uniform, die Maschinenpistolen angelegt. Sie schossen immerzu. Die Feuergarben waren nur als Nebelschwaden zu erkennen.

Danach wieder die Flüchtlinge, taumelnd, stürzend, zu Boden sinkend. Die Frau auf den Knien, die Arme verrenkt, wie abwehrend vorgestreckt. Das eine der Mädchen, die Puppe oder den Clownie an sich gepreßt, unter dem Arm der Mutter Schutz suchend. Das andere mit beiden Händen den Hals der Mutter umklammernd. Der Vater gekrümmt, die Hände in die Brust gekrallt. Der Salvavidas mit grotesk in die Höhe gerissenen Armen, halb über das Fluchtboot gesunken. Schließlich alle Flüchtlinge hingemetzelt auf dem Boden.

Wut packte mich, Haß, Verzweiflung über meine Ohnmacht, etwas dagegen zu unternehmen. Ich mußte mich am Fenster festhalten, um nicht zu taumeln. Die letzten Kader zeigten die Lei-

chen der Kinder, der Frau, der zwei Männer, die Taschen und Bündel verstreut, das unbenutzte Boot mit den unwickelten Rudern am Strand, alles, vom Sand halb verdeckt, aus der Perspektive von Doris' Kamera. Vorne im Sand, da lag wohl die Puppe oder was immer es war. Es mußte ein Clown gewesen sein. *¡Ríe, payaso!*

Auch die Uniformierten waren noch zu sehen, jetzt über den ganzen Strand verteilt. Einige standen über die Toten gebeugt, einige beim Boot. Und alle trugen die Maschinenpistolen, entweder noch im Arm oder bereits über die Schulter gehängt, mit dem Lauf nach oben.

Das machte mich stutzig, aber ich dachte nicht darüber nach. Der Filmstreifen endete abrupt. 36 Kader des Grauens. 36 zu viel.

Ich hatte, seit García Marín von zehn oder elf Toten sprach, geahnt, was der Film zeigen würde. Aber jetzt, da ich ihn gesehen hatte, war ich erschüttert. Viele Details konnte ich nicht erkennen. Doch was ich erkennen konnte, reichte aus, mich am ganzen Körper zittern und beben zu lassen. Wahrlich, ich hatte genug Gefechte miterlebt und Tote gesehen und Greuel fotografiert, in Vietnam, Kambodscha, Syrien, Nicaragua und sonst noch wo. Aber das hier hatte nichts mehr mit Krieg zu tun. Das war ein feiges Morden, ein Abschlachten wehrloser Menschen. Von Kindern! Mir trieb es die Tränen in die Augen, ich wollte losheulen, loschreien. Ich war total fertig. Ich trat vom Fenster weg, zum Tisch, schenkte mir ein halbes Glas Rum ein und trank es in einem Zug aus. Es war mir egal, und, bei Gott, ich würde trotzdem heute abend die ruhige Hand haben, die ich brauchte. Gott? Herrgott, so es dich gibt, lehre mich, wieder zu beten: „Laß mich die töten, die für dieses Massaker verantwortlich waren. Amen.“

Ich nahm noch einen Schluck Rum, gleich aus der Flasche. Dann setzte ich mich aufs Bett. Langsam wurde ich ruhiger.

Jemand hatte die Flucht verraten. Doris selbst? Nein, nie. Odalys, die davon erfahren hatte und sich als sitzengelassene Frau rächen wollte? Auch das konnte ich nicht glauben. Also wer?

Und wer hatte dieses Gemetzel veranlaßt? Ein Blutbad zur selben Zeit, als Papst Johannes Paul II. in Kuba weilte und das Evangelium, Frieden und Versöhnung predigte?

Jetzt erst verstand ich, warum Doris Odalys nie gesagt hat, was in jener Nacht wirklich passiert war. Und warum sie den Film nicht hergeben wollte.

Ich sprang auf. Plötzlich wußte ich, was mich stutzig gemacht hatte. Es war die Haltung der Uniformierten und die Art, wie sie die Maschinenpistolen hielten oder umgehängt hatten: mit dem Lauf nach oben, wie ausgerichtet, alle. Das waren keine Polizisten, die eine Schiesserei so beendeten. Das war die Haltung nach dem Befehl „*¡Para el fuego!*“ Feuer einstellen!

Ich postierte mich wieder am Fenster und hielt den Film gegen das Licht. Ich suchte ein Bild, auf dem ich einen der Uniformierten besonders deutlich sehen konnte. Ich studierte seine Uniform.

Meine Augen brannten von dem konzentrierten Schauen, ich mußte immer wieder absetzen, die Augen schließen. Aber dann hatte ich es. Es schien mir beinahe unmöglich, auf einem so kleinen Negativ mit freiem Auge etwas genau festzustellen, trotzdem war ich mir sicher: Hemd und Hose waren anders geschnitten, es gab weniger Knöpfe, die Taschen lagen anders, die Hose war unten verengt. Er hatte auch keine Pistole oder Handschellen am Gürtel, kein Funkgerät. Dafür war links auf der Brust ein Etikett aufgenäht. Es gelang mir nicht zu erkennen, was daraufstand, aber ich war überzeugt, daß es eine Nummer war. Die Nummer einer Militäreinheit.

Das waren keine Polizisten. Das waren Soldaten der Revolutionären Streitkräfte.

Nicht die *policía* hatte dieses Massaker angerichtet, sondern Angehörige der FAR, der *Fuerzas armadas revolucionarias* – und das just zur selben Stunde, in der der Papst im Palast der Revolution mit dem *Comandante en jefe* Fidel Castro zusammensaß

und über Freiheit und Menschenrechte redete. Der Initiator dieses Blutbades mußte ein „Falke“, ein Scharfmacher aus der Armee sein, jemand aus dem Politbüro, der sich für eine Nacht eine Militäreinheit ausgeliehen hatte, vielleicht mit dem Hinweis, Polizei und DSE seien nicht mehr verlässlich – wenn diese Infamie nicht dem Gehirn von Verteidigungsminister Raúl Castro selbst entsprungen war.

Jetzt verstand ich auch, welche Bedeutung diesem Film zukam. Der Riß ging nicht quer durch die Polizei. Der tiefgreifende Konflikt bestand zwischen Polizei und Armee. Mit diesem Film wollten die alten Dogmatiker um Raúl Castro die jungen Reformpolitiker bloßstellen und zu Lügnern stempeln. Sie massakrierten eine Familie, um Fidel Castros Friedenskurs zu desavouieren und die Jungen auszuschalten. Um selbst an der Macht zu bleiben.

Und noch viel mehr: Nach solchen Dokumentarfotos hätte die Mission des Papstes wie Hohn angemutet. Der *Pontifex maximus*, der gesamte Vatikan mit seinen gewichtigen Kardinälen und beflissenen Sendboten des Friedens und der Moral, sie alle wären bloßgestellt gewesen als Naivlinge, als Dümmlinge der Zeitgeschichte, die sich an der Nase vorführen ließen. Das Wort des Papstes hätte jede Bedeutung verloren. Und der *Máximo Líder*, der zu Propagandazwecken, auch um vielleicht ehrlichen Versöhnungswillen zu demonstrieren, Johannes Paul II. gegen den Widerstand der Altkommunisten eingeladen hatte, wäre als Polithasardeur dagestanden. Fidel Castro wäre vor aller Welt ein für allemal unglaubwürdig geworden, hätte sogar im eigenen Volk das letzte Vertrauen verloren. Und hätte vermutlich seinem Bruder und der Armee Platz machen müssen.

Denn einem solchen Coup mußte zwangsläufig der Bürgerkrieg folgen. Was möglicherweise sogar beabsichtigt war. Womit die „Falken“ wohl nicht rechneten war das für Lateinamerika bereits übliche Folgeszenario: unter dem Schutz von Kampfhubschraubern die Landung US-amerikanischer Invasionstruppen. Wie im

Dezember 1989 in Panama. Und im Oktober 1983 auf Grenada.

Das waren die Gründe, weshalb die Reformer die Veröffentlichung des Films verhindern wollten. Das Gemetzel konnten sie nicht mehr ungeschehen machen, aber die Welt sollte wenigstens nicht irregeführt werden. Mehr konnten sie nicht tun, ohne ihren vorsichtigen Reformkurs zu gefährden. Es konnte sich ja nicht einmal der *Presidente* selbst zu ihnen bekennen. Dann müßte er sich gegen seinen eigenen Bruder stellen. Und ein Blutbad riskieren. Denn hinter Raúl Castro stand die Armee. Doris' heimlich aufgenommenen Film war auch ein Dokument für den schwelenden Machtkampf zwischen Fidel Castro und seinem jüngeren Bruder Raúl.

Mädchen, Doris, war es das wert? Hast du wirklich geglaubt, du allein könntest Kuba retten?

Ich trat vom Fenster zurück. Mein Herz klopfte so stark, daß ich es hören konnte. So sehr hatten mich die Bilder aufgewühlt. Und so tief beeindruckt war ich von Doris. Nein, das war nicht Sturheit gewesen, daß sie den Film nicht hergegeben hat. Das war Stärke, politische Weitsicht. Und ein intakt gebliebenes Gefühl für Menschlichkeit.

Ich zündete mir wieder eine Zigarette an. Die wievielte?

Der Film war trocken. Ich rollte ihn ein und steckte ihn in die Kapsel. Ich räumte den Stuhl von der Tür, als das Telefon läutete. Ich hielt den Atem an. Celina? Ich zitterte, als ich den Hörer abhob. Ich sagte nichts.

„*Señor profesor Gregor?*“ fragte eine Stimme. Es war die Sekretärin der Botschaft von Nicaragua.

„Ja“, sagte ich. Ich war enttäuscht.

„Ich soll Ihnen ausrichten“, sagte die Frau, „daß Señor Gómez bereits heute früh abgeflogen ist und daher nicht zu der Verabredung ins Hotel Colina kommen kann.“

„Das ist in Ordnung“, sagte ich. „Danke für den Anruf.“

Na, wer sagt's denn? Die stille Post funktionierte. Irgendwie

fühlte ich mich aber auch erleichtert, einer weniger heute abend. Er hatte sich rechtzeitig abgeseilt. Ich hätte sowieso keine Ahnung gehabt, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich hielt ihn für einen verbohrtten Dogmatiker, konnte mir aber nicht vorstellen, daß er bei einem der Verbrechen dabei gewesen war oder es gar selbst ausgeführt hatte. Vermutlich hatte er nicht einmal davon gewußt, war nur als allzu williger Helfer benutzt worden.

Trotzdem war ich gespannt, wer alles ins Colina kommen würde. Zehn kleine Negerlein, da waren's nur noch ... wieviele?

Javier Marchandy Lupo war der Hardliner. Als Generaloberst und Chef der militärischen Abwehr stand er Raúl Castro und der Armee nahe, logisch. Ich konnte davon ausgehen, daß das Massaker auf das Konto seines Abschirmdienstes ging. Dazu die drei Typen aus der Calle M als seine Lakaaien. Es war unwichtig, ob die zur Abwehr gehörten oder bloß seine Privatschläger waren. Auch Arroyo Gómez war Mitglied in seinem Verein.

García Marín verkörperte die andere Seite, auch wenn er selbst kein Polizist war. Und er gehörte zu den Reformern. Das war aus seinen Bemerkungen herauszuhören gewesen, wie vorsichtig er sie auch formulierte. Celina hatte es offen ausgesprochen, und sie gab das wieder, was auch er festgestellt hätte. Das änderte nichts daran, daß auch García Marín mein Gegner war. Oder ich seiner.

Ich setzte mich aufs Bett, mit dem Film in der Hand. Etwas ließ mir keine Ruhe. Dann schüttelte ich den Kopf. In meine Überlegungen mußte sich ein Fehler eingeschlichen haben.

Die Reformer wollten die Veröffentlichung der Fotos verhindern, und es war klar, warum. Deshalb wollte García Marín den Film auch unbedingt haben. Vielleicht auch, um ihn Fidel Castro, Carlos Lage und ein paar anderen als Beweis vorzulegen.

Aber Marchandy? Der wollte doch, daß die Fotos um die Welt gingen. Deshalb hatte er schließlich das Blutbad arrangiert. Warum durfte aber dann Doris ihren Film nicht aus Kuba herausbringen? Weil sie nicht die Fotos gemacht hatte, die er wollte? Das

wußte er doch nicht, er hatte den Film nie gesehen. Er wußte ja nicht einmal, daß Doris heimlich am Strand fotografieren würde.

Claro. Ich kam plötzlich dahinter, worin mein Denkfehler bestand. Doris war dazwischengekommen. Doris war Fotoreporterin und nicht eine, die zu Propagandazwecken Gemetzel fotografierte.

Marchandy hatte alles geplant: Regimegegner wollen nach Miami flüchten, Revolutionäre erfahren davon, Flüchtlinge werden gestellt, erschossen, die militärische Abwehr hält es fest – und die Bilder werden veröffentlicht als Warnung an alle, die Fluchtabsichten hegen. Und um der Welt zu demonstrieren: Kubas Revolutionäre bleiben an der Macht! *¡Patria o muerte!* Vaterland oder Tod! Daß die Plakate mit der martialischen Floskel längst aus den Straßen verschwunden sind, um friedlicheren Zusammenhalt- parolen Platz zu machen, und der einstige Leitspruch der Revolution gerade noch die 1-Peso-Münze ziert, habe ebensowenig zu bedeuten wie Fidel Castros Anbiederung an den Papst.

Doch dann entdeckten sie Doris – immerhin erst, nachdem sie den Film bereits versteckt hatte. Oder sie kamen durch den Fluchtzettel in der Tasche der Frau auf sie. Da konnte Doris den Film schon weiß Gott wohin gebracht haben. Vielleicht hatte es ihm Doris sogar selbst gesagt. Marchandy aber wußte, daß auf dem Film etwas sein mußte, was nicht in sein Konzept paßte. Daher ließ er den Plan fallen, seine Fotos von der vereitelten Flucht zu veröffentlichen. Zu spät. Die Flüchtlinge waren sinnlos getötet worden. Es hätte genügt, sie festzunehmen.

Seither versuchte Marchandy, an Doris' Film heranzukommen. Das Risiko war ihm zu groß, daß sie, die unabhängige Journalistin aus Europa, die wahre Geschichte der Fotos erzählte oder daß irgendwann Fotos auftauchten, die etwas zeigten, was sie nicht sollten.

Aber was war das?

Ich nahm den Film noch einmal aus der Kapsel. Ich ging Kader für Kader durch. Es war zwecklos. Ich hätte Kopien haben müs-

sen und Vergrößerungen. Oder wenigstens eine Lupe. Ich wußte auch nicht, was ich suchen sollte. In den Händen der Flüchtlinge konnte ich nichts Ungewöhnliches entdecken. Es war auch schwer, den Ausdruck in den Gesichtern der Opfer zu erkennen; der war mehr zu errahnen, als zu sehen. Die Gesichter der Soldaten waren noch unbestimmter, so weit sie überhaupt nahe genug waren. Ich suchte weitere Zivilisten. Nichts. Einen Soldaten mit einer Kamera. Auch nichts. Zwischen den Bäumen, beim Strandhaus, im Hintergrund auf dem Meer draußen. Nichts.

Ich gab es auf. Ich rollte den Film wieder ein und steckte ihn zurück. Es war fast halb vier geworden. Ich erschrak, als ich in den übervollen Aschenbecher blickte.

Ich griff wieder zum Telefon. Diesmal ließ ich mich von der Telefonistin mit der österreichischen Botschaft verbinden. Die Sekretärin stellte mein Gespräch sofort zum Botschafter durch.

„Herr Dozent Gregor“, begrüßte er mich. „Wie geht es Ihnen? Wie gefällt Ihnen das Land? Sie reisen viel, höre ich.“

Mir kam seine Stimme heute viel weniger näselnd vor. „Danke“, wich ich aus. Von wem wurde der eigentlich informiert? „Ich wollte mich nur von Ihnen verabschieden, Exzellenz.“

„Sie reisen ab?“

„Es könnte sein“, sagte ich. „Aber vorher habe ich noch eine Frage. Ist der Fall Doris Donhauser eigentlich abgeschlossen?“

Der Botschafter machte eine kleine Pause, bevor er antwortete. „Tragisch, wirklich tragisch, finden Sie nicht? Und noch so jung! Nein, noch nicht ganz. Wir haben jetzt erst mit viel Mühe Verwandte der Dame gefunden, die sich um die Überführung kümmern werden.“

„Haben Sie eigentlich gewußt, daß sie Journalistin war?“

„Wir wußten, daß sie früher für Zeitungen geschrieben hat. Sie besaß sehr gute Kenntnisse über die politische Lage in Kuba. Und hervorragende Kontakte.“

Hätte er mir das nicht schon beim erstenmal sagen können? Ich

hatte wohl falsch gefragt. „Exzellenz“, begann ich, und ich mußte mir Mühe geben, meiner Stimme keine Erregung anmerken zu lassen. „Ich habe keine Verwandten mehr. Darf ich Ihnen daher den Namen eines Österreichers nennen, der mir sehr nahe steht?“

„Warum?“

„Es könnte Ihnen möglicherweise einige Formalitäten erleichtern.“

Sein Schweigen wirkte betreten, bevor er sagte: „Tun Sie das, Herr Dozent.“

Ich nannte ihm Adresse und Telefonnummer meines Uni-Kollegen Armin Kogler in Wien. Er war derjenige, der mir am nächsten stand. Er würde auch Kathrin verständigen. Falls es sie überhaupt interessierte.

Der Botschafter schrieb offenbar mit. Nach einer Weile sagte er: „Herr Dozent, ich schätze Sie. Und ich weiß, daß Sie auch von anderen geschätzt werden. Glauben Sie, daß es notwendig ist, daß Sie – etwas tun, was Sie nicht tun müßten?“

Jetzt war ich es, der überlegte. Dann antwortete ich: „Wir können nicht anders, Exzellenz. Auch Doris konnte nicht anders.“

„Doris Donhauser? Wer war sie denn wirklich? Man kann so schwer in einen Menschen hineinschauen, wenn man ihn nicht näher kennt.“

„Sie war ein Mensch mit einem ausgeprägten Gewissen und einem starken Rechtsempfinden. Sie hat den Vatikan vor einem politischen Desaster bewahrt, und sie hat dazu beigetragen, daß Kuba in eine bessere Zukunft geht. Die wünsche ich auch Ihnen, Exzellenz. Auf Wiedersehen.“ Ich legte auf, bevor er noch etwas sagen konnte.

Ich blieb neben dem Telefon stehen und sah zum Fenster hinaus. Der Verkehrsstrom rollte ruhelos die La Rampa entlang, als würden die Menschen vor dem großen Sturm fliehen wollen. Das Meer schien mit einemmal so unendlich weit. Ich machte das Fenster zu und ließ mich aufs Bett fallen. Ich sah das Telefon an.

Nein. Wenn sie könnte, würde sie mich anrufen. Celina. Sie würde kommen und mir helfen, irgendwie. Ich schloß die Augen.

Ich hatte mich umgezogen, bequeme Klamotten, die mich in keiner Situation behinderten. Ich wußte, wie ich die Pistole tragen würde, und es war mir egal, ob sie jemand bemerkte oder nicht. Außerdem war es sowieso schon finster. Die Filmkapsel steckte ich in die enge Seitentasche der Jeans, in der ich manchmal mein Feuerzeug transportierte. Da konnte sie auch beim Laufen oder bei einem Handgemenge nicht herausfallen. Zu sehen war sie auch nicht.

Hast du Angst, Junge? Ja, ich hatte Angst.

Ich war versucht, ein Lied zu pfeifen, wie ich es als Kind immer getan hatte, wenn ich zu Hause etwas aus dem Keller holen mußte. Im Keller brannte stets nur eine schwache Lampe, und mich überkam regelmäßig Angst. Ich wußte nicht, wovor, denn an Gespenster habe ich nie geglaubt. Es war wohl die Angst, von der Friedrich Hacker sagt, sie sei wie die Triebe schon immer dagewesen, gleiche diesen in vieler Hinsicht und sei Teil der ursprünglichen menschlichen Ausstattung. Er sagt auch: „*Primitive Angst entspricht der ungekonnten Aggression*“, und das war etwas, womit ich mich im Moment hervorragend anfreunden konnte: Man habe Angst, weil man mit seiner Aggression nicht zurechtkomme. Ich hatte jetzt Angst, und in mir staute sich die Aggression bis in die Haarspitzen. Sobald ich daranging, sie abzubauen, würde ich auch die Angst verlieren. Wetten? Na gut, dann eben nicht.

Mir war schon klar, daß ich mich einer eher ungewöhnlichen Auslegung der Hacker'schen Philosophie befleißigte. Darum konnte ich mich aber im Moment nicht kümmern. Wichtiger war, daß ich, statt zu pfeifen, die Pistole vom Tisch nahm, den Schlitten zurückzog und den Hahn bei durchgedrücktem Abzug einrasten ließ. Das Schloß war jetzt halb gespannt, aber der Abzug

blockiert. Das war die bessere Sicherung. Eine Pistole ziehen und gleichzeitig entsichern wollen, hat schon Leute das Leben gekostet. Bei einigen Pistolentypen klemmt nämlich der Sicherungsbolzen, wenn man ihn nicht exakt herausdrückt. Aber wer hatte schon die Pistole exakt in der Hand, wenn er sie erst hinten aus dem Hosenbund ziehen mußte? Und die Tücken einer Tschechow kannte ich nicht.

Ich steckte die Pistole hinten in den Hosenbund und zog das Sakko an. Geld, Paß, Zigaretten, Feuerzeug. Auch die 14 restlichen Patronen waren im Sakko. Und Doris' Notizbuch. Das Schulterhalfter ließ ich auf dem Bett liegen. Jetzt brauchte ich es nicht und nach dem heutigen Abend mit Sicherheit auch nicht mehr.

Der Sturm rüttelte an den Fensterläden. Er kam vom Meer her. Mein Zimmer sah nach Norden zum Meer, und ich fürchtete, er würde die Fenster eindrücken. Das war jetzt die angekündigte *tormenta del norte*. Mit dieser Vehemenz hatte ich sie nicht erwartet.

Ich sah mich noch einmal um. Ich hatte alles, was ich brauchte. Noch ein Blick. Nur keinen Abschiedsschmerz, Junge, war ja bloß ein Hotelzimmer.

In der Lobby trieben sich ziemlich viele Leute herum, redeten wild gestikulierend miteinander und räucherten mit ihren Zigaretten die Halle ein. Es war schon spät. Bei dem Wetter wollte keiner hinaus. Konnte ich irgendwie verstehen. Ich wollte eigentlich auch nicht.

„Werden Sie noch außer Haus gehen, *¿señor?*“ fragte das Mädchen vom Empfang, als ich den Schlüssel abgab.

„Ja. Ich gehe auf den Friedhof probeliegen.“

„Ich verstehe Sie nicht, *señor*.“

„Vergiß es.“ Vielleicht hatte sie mich nur akustisch nicht verstanden. Die vielen Leute in der Hotelhalle waren sehr laut. Auch den Nordsturm konnte man hier drinnen hören.

Ich sah mich etwas um. Da waren so viele für mich neue

Gesichter, daß ich gar nicht den Versuch unternahm festzustellen, ob mich jemand beschattete. Im Colina würden wir uns sowieso treffen.

„Möchten Sie Ihr Auto, *¿señor?*“ fragte mich der Portier.

Ich schüttelte den Kopf. „Ich brauche frische Luft“, sagte ich.

Als er das Tor hinter mir schloß, schüttelte auch er den Kopf. Er konnte froh sein, daß ich es nicht gesehen hatte.

Ich trat hinaus ins Freie und mußte mich sofort festhalten. Der Sturm heulte ums Hotel und nahm alles mit, was sich ihm nicht niet- und nagelfest widersetzte. Ich schritt auf den Malecón zu, hielt mich zuerst an den Balustraden fest, dann an der Hauswand, danach zwischen den Palmen, die sich unter dem Sturm bogen. Die Palmblätter lagen waagrecht im Wind und zeigten mit den Spitzen gleichmäßig in die Stadt hinein, als wollten sie mir den Weg weisen. Nirgendwo Passanten auf der Straße. Die Menschen hatten sich in ihren Häusern verschanzt und versuchten mit Möbeln und Werkzeug, einsturzgefährdete Wände zu stützen. Nur ein paar Polizisten konnte ich sehen, die in den blauen Uniformen. Sie saßen aber hauptsächlich in Streifenwagen, die hier und da an Häuserecken warteten.

Braunschwarze Böenwolken fetzten über den Himmel. Darüber lagen aufgetürmte Quellwolken, durchsetzt von hohen Schichtwolken. Sobald der *norte* zusammenbrach, würde der schwere Regen kommen. Mich fröstelte trotz des Sakkos. Wahrscheinlich hatte ich mich schon zu sehr an die hohen Temperaturen gewöhnt. Vielleicht waren es die Nerven.

Ich kämpfte mich Schritt um Schritt durch den Sturm, immer wieder zurückgeworfen von einem Windstoß. Vertrockneter Abfall flog durch die Luft und mir um die Ohren. An den Häusern schlugen die hölzernen Fensterläden. Irgendwo ächzten Balken, die der Sturm aus ihren Verankerungen gerissen hatte. Mauerteile lösten sich und polterten auf die Straße, die ersten Wände stürzten ein. Steine und Coladosen schleuderten über das Kopf-

steinpflaster. Der aufgewirbelte Straßensand färbte die abendliche Stadt hellbraun.

Den Malecón hatten sie wegen der Sturmflut gesperrt. Die Uferstraße war in dichte weiße Gischtwolken gehüllt. Das Meer brandete mit Getöse an die Felsen unterhalb der Kaimauer. Der Sturm preßte die Flutwellen mit solcher Wucht gegen das Ufer, daß sie mehrere Meter hoch aufstiegen. Die Brecher hatten hohe weiße Schaumkronen, bevor sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite aufschlugen.

Schräg gegenüber der amerikanischen Botschaft hatte das Wasser die Kaimauer durchbrochen. In dicken Strömen ergoß es sich über die Straße. Die Bürohütte der Tankstelle an der Ecke rechts vom Nacional war ein Trümmerhaufen, die zwei Zapfsäulen waren weggerissen. Dort standen zwei Wagen der Verkehrspolizei. Uniformierte und Männer in Overalls bemühten sich, mit irgendwelchen Werkzeugen etwas zu reparieren oder sonst etwas zu machen. Ich konnte das nicht so genau sehen. Sie standen bis über die Knöchel in ölig braunem Wasser, das der Sturm auch noch aufpeitschte.

Ich stapfte die La Rampa bergan, schneller, als ich es eigentlich wollte. Aber ich hatte den Sturm jetzt im Rücken. Er trieb mich von der Uferstraße weg, hinein in die Stadt, zusammen mit Palmblättern und Pinienzapfen, abgebrochenen Ästen, Papierfetzen und Bier- und Coladosen. Eine Straße vor dem Habana Libre bog ich in die Calle M ab und ging über die Calle 27 zum Colina hinauf.

Neben dem Seiteneingang blieb ich stehen und wartete. Soweit ich es zwischen den Bäumen feststellen konnte, befand ich mich allein auf der Straße. Ich hatte aber das untrügliche Gefühl, daß daran nicht nur das Wetter schuld war. Weiter unten waren mir noch Menschen begegnet, Leute, die von der Arbeit kamen und in Hausnischen oder hinter Ceibabäumen Schutz suchten vor dem Sturm. Einige wenige Autos fuhren vorbei. Hier war gar keiner.

Ich schlich mich ein paar Schritte weiter, blieb aber immer hinter den Bäumen. Ich konnte den Typ nicht entdecken, der irgendwo versteckt auf mich wartete. Und da war einer, wetten? Nicht, um mich abzuknallen, sondern um die anderen zu alarmieren. Sie wollten ja den Film. Ich sah die Hotelfassade hinauf. Hinter keinem der Fenster brannte Licht. *Maravilloso*.

Mir gefiel das nicht. Mir gefiel auch der graue geschlossene Mannschaftswagen vor den Stufen zur Universität nicht. Auf der Seitenwand prangte das Wappen von Havanna mit den Buchstaben PNR, *Policía Nacional Revolucionaria*. Ebenso wenig gefiel mir der grüne Streifenwagen bei der Bushaltestelle, der stand auch noch quer. Und noch weniger mochte ich den grünen Lkw weiter unten, auf dessen Ladefläche schweigend eine Kompanie Armeesoldaten saß, die Maschinenpistolen gen Himmel gerichtet. Verdammte Scheiße. Die werden doch nicht das Hotel meinetwegen geräumt und die Straßen gesperrt haben? Mit so viel Aufmerksamkeit hatte ich nicht gerechnet. Dachten die, ich würde mit dem Taxi vorfahren?

Den Seiteneingang des Hotels benützten nur die Lieferanten und die Leute von der Wäscherei. Die Tür bestand aus einfachen Holzbrettern mit Glasfenstern. Sie war verschlossen, *claro*. Ich benötigte ganze drei Versuche, sie aufzudrücken. Der Sturm wüthete so laut, daß ich sogar die Scheiben hätte einschlagen können, ohne gehört zu werden. Dann stemmte ich mich gegen die Tür und klemmte den Tisch und einen Lehnstuhl unter die Klinke, um sie gegen den Wind zuzuhalten. Auch jemand anderes würde sich jetzt schwergetan haben hereinzukommen.

Die Windstille hier drinnen kam mir irgendwie gespenstisch vor. Ich knöpfte das Sakko auf und griff zur Pistole. Ich wollte sie fühlen, mich beruhigen. Dann ging ich vor. Rechts um die Ecke beim Foyerbufett stand niemand, am Empfang auch nicht. Die Männer vom Sicherheitsdienst hatten sich ebenfalls unerlaubt entfernt. Ts, ts, tut man denn so etwas? In der Halle

saß kein einziger Gast, nicht einmal eine Chica. Langweiliges Hotel!

Meine Gedanken versuchten, mich mit Galgenhumor bei Stimmung zu halten. Nett von ihnen. Sie hämmerten mir aber auch ein: Sei auf der Hut! Merkst du denn nicht, daß das Hotel so leer-gelegt ist wie in der Nacht, in der sie Doris ermordeten?

Ich ging ziemlich schnell durch die Halle und stieß die Glastür zur Bar auf. Ein paar Schritte, und ich war an der Stirnseite des Tresens. Von da hatte ich das ganze Lokal im Blickfeld. Der Rücken war allerdings ungedeckt – für den Fall, daß einer so unsportlich sein sollte, mich durch die Glastür zu erschießen.

Es befanden sich exakt vier Gäste im Lokal, alle saßen an der Bar. Zwei Männer, zwischen ihnen zwei Chicas. Das ärgerte mich. Die Mädchen hätten sie besser nicht mit hereinnehmen sollen. Die eine erkannte ich als die Gelbe, die ich schon zweimal hier getroffen hatte. Sie trug wieder den gelben Body und sonst nichts. Doch, hohe Schuhe und einen Haarreifen. Die andere hatte Jeans an und ein knallrotes Top. Die Mädchen schienen überrascht.

Die Männer starrten mich noch überraschter an. Was denn? Ihr hattet mich doch erwartet. Na schön, nicht so plötzlich. Vor allem nicht ohne Meldung von draußen. Habt ihr Rafael, den kleinen *mulato*, vorn zum Eingang hingestellt, damit er aufpaßt? Der fehlte mir nämlich hier in der Runde. Alle anderen waren da.

Trotzdem eine langweilige Runde. Keine Musik. Nur die Lamellen der Klimaanlage schepperten.

„*Buenas noches*“, sagte ich. Verärgert fügte ich hinzu: „Kann denn keiner von euch grüßen?“ Ich zog das Sakko aus und hängte es über den Hocker. Ich stand so, daß keiner die Pistole hinten im Hosenbund sehen konnte. Ich aber kam jetzt leichter an die Waffe heran, weil mir das Sakko nicht mehr im Weg war.

Der graue Kellner hinter der Bar kaute nervös an seinem Kugelschreiber. Die Mädchen waren auch nervös und wußten wahrscheinlich nicht einmal, warum.

Ich sah den Grauen an und schlug mit der flachen Hand auf den Tresen. „Fragst du mich nicht, was ich trinken will? Oder habt ihr auf Wärmestube umgestellt?“

Er riß den Mund auf. Der Schreiber fiel heraus. Und ich hatte keinen bei mir, den ich ihm hätte leihweise hineinstecken können.

Robert Rocket fand als erster zu sich. „Hello. Freut mich, dich gesund und munter zu sehen.“ So hatte er mich schon im Hotel Marazul begrüßt. Hatte er denn keinen neuen Text? Seine kleinen Augen blieben regungslos, ohne jede Emotion.

„Du schwindelst“, sagte ich, „du freust dich gar nicht. Was ist, hast du nun die Dreherlaubnis für das Strandhaus bekommen?“

„Ich brauche sie nicht mehr.“

„Ach nein. Und warum nicht?“

„Es sieht nicht mehr so gut aus wie früher. Jemand hat vor dem Haus ein Loch gegraben.“

Das hatte ich nun davon: blöde Frage, blöde Antwort! „Nachdem du ja weißt, wer das Loch gegraben hat, können wir mit dem Spiel beginnen“, sagte ich. „Wer errät, wo ich den Film versteckt habe, hat gewonnen. Ein Bier.“ Und zu dem Grauen: „Spielst du mit?“

Der riß nach dem Mund nun auch die Augen erschreckt auf und machte ein paar Schritte zurück in seine Ecke. Er sagte nichts.

„Hab ich sowieso nicht angenommen“, fuhr ich fort. „Ist nur für Erwachsene. Aber dann sieh zu, daß du heute abend in deiner Ecke bleibst.“

Rocket zog die Gelbe, die am anderen Ende der Bar neben ihm saß, an sich. Wo er eine Waffe trug, konnte ich nur vermuten, denn er war bis zur Hälfte vom Tresen verdeckt. Er trug ein Sakko und sicher keine Pistole unter den Achseln, das hätte ich gemerkt. Aber das Sakko zog schwer nach rechts. Entweder hatte er einen erbärmlichen Schneider oder die Kanone in der rechten Tasche. Die Narbe im Gesicht war rot aufgequollen.

Der andere saß nur drei Hocker von mir entfernt, gedrungen

und protzig. Wenn nicht eine Pistole hinten in seinem Hosenbund steckte, hatte er keine. Ich würde ihm auch keine Schußwaffe anvertrauen. Oben war er nur mit einem T-Shirt bekleidet, das unter den Achseln dunkle Flecken zierte. Er war wohl der Mann für die Kraft. Ich wandte mich direkt an ihn: „Was macht die Arbeit? Du bist doch der Fahrer, der Doris immer von Cienfuegos nach Trinidad chauffiert hat. Doris' Leiche hast du auch mitten in der Nacht an die Playa Santa María transportieren müssen. Dazu noch deine Arbeit im Strandhaus! Mannomann, du hast echt zu viel Arbeit. Übrigens, dein Ford Fairlane braucht dringend neue Bremsbeläge.“

Josés Augen flackerten. Den gleichen Blick hatte ich einmal bei einer Ratte gesehen, als eine Katze im Raum war. José, der überarbeitete Strandmeister vom Hotel Marazul, heute ohne Baseballmütze, ohne Grinsen. Die Zeiten wurden karger.

Ich hatte lange gebraucht, bis ich dahinter kam, daß er der Dritte war. Sicher wurde ich mir erst, als mir Odalys erzählte, wer sie aus dem Colina abgeholt hatte. Das waren der Mulatte gewesen und der dünne Schwarze. Wieso auf einmal zu zweit? *Claro*, weil Odalys den Dritten von der Playa Santa María gekannt hätte.

Jetzt saß er hier mit dem Kanadier. Somit wußte ich auch, wie Doris' Leiche an die Playa gekommen war. Und warum.

Ich wandte mich wieder Robert Rocket zu. „Schick die Chicas nach Hause, wir haben Unterhaltung genug. Was wir zu besprechen haben, geht sie nichts an.“ Die anderen guckten uns entgeistert an. Sie verstanden kein Wort, denn wir redeten englisch.

„Nein,“ sagte er, „sie stören mich nicht.“

„Aber mich. Such dir einen anderen Kugelfang. Feiges Schwein.“

Ich wollte ihn provozieren und damit alles schnell hinter mich bringen. Ich hatte im Moment eine gute Position und war bestimmt schneller als er.

Aber die Beleidigung rührte ihn nicht. Er hatte wohl eine so

dicke Haut, daß er sogar ohne Rückgrat aufrecht sitzen konnte. „Sie bleiben hier.“ Er zog die Gelbe vom Barhocker und stellte sie so vor sich hin, daß sie ihn mit ihrem Körper deckte.

Da sagte ich zu den Mädchen: „*Hey, muchachas, vayan a la casa.*“ Geht nach Hause.

„*¿Qué pasa?*“ fragte die Gelbe und wollte sich von dem Kanadier befreien. Er hielt sie aber fest.

Die Knallrote kapierte schneller. Sie rutschte vom Hocker und huschte hinter mir vorbei zur Tür, bevor José nach ihr fassen konnte.

„*Stay!*“ schrie ihr Rocket nach. Bleib!

José sprang vom Hocker und wollte ihr nachrennen. Als er hinter mir war, stellte ich einen Fuß zurück. Er stolperte, fiel aber nicht hin. Er rappelte sich auf und drehte sich gleichzeitig zu mir. In der Linken ließ er ein Springmesser aufschnappen. Wo die nur immer ihre Waffen versteckt haben?

Bevor er sich ganz zu mir gedreht hatte, schlug ich ihm mit der rechten Faust auf den Bizeps. Das Messer flog zur Tür. Diese Übung hatten wir schon in Cienfuegos, nur seitenverkehrt.

Jetzt setzte ich aber mit einem linken Magenhaken nach, zugeben unter der Gürtellinie. Aber was soll's? Ringrichter hatten wir sowieso keinen. Als er sich krümmte, hob ich ihn mit einem rechten Schwinger auf. Ich wollte das Kinn treffen. Er hatte aber auch den Kopf nach vorn kippen lassen. So traf ich seine Nase. Voll. Es krachte etwas. Da legte er sich unförmig auf den Boden. Das krachte auch. Junge, Junge, so viel Kraft, und so unbeweglich!

„Versuch das nicht noch einmal“, warnte ich ihn. Blödsinn, konnte er doch gar nicht. Wie auch, wenn ich auf seinem Arm stand?

Die Knallrote verharrte entsetzt an der Tür und blickte auf José, der den Boden versaute. Er blutete ziemlich stark aus der Nase. „Sei nicht so neugierig, Mädchen, und geh nach Hause“, sagte ich auf spanisch. Da lief sie hinaus.

Als sie die Glastür öffnete, drang ein gewaltiges Rauschen und Grollen herein. Jemand mußte just im selben Augenblick von der Straße in die Halle gekommen sein. Ich hörte die Brandung gegen den Malecón donnern und den Sturm durch die Straßen heulen. Auch das nachrückende Gewitter kündigte sich bereits an.

„Das reicht jetzt“, sagte Rocket. Ich nahm an, daß er nicht den Sturm meinte, sondern mich. Er zielte nämlich mit einer Pistole auf mich. Mit meiner Beretta. Er hatte allerdings Mühe, die Waffe ruhig zu halten. Die Gelbe versuchte immer noch, sich von ihm zu befreien. Er hatte sich jetzt ebenfalls vom Hocker erhoben. Das Mädchen hielt er wie einen Schutzschild vor sich fest.

„Da sind nur noch zwei Schuß drin“, machte ich ihn aufmerksam. „Bist du sicher, daß du mich auf zweimal treffen kannst?“ Sein Sakko zog nun noch stärker nach rechts. „Außerdem gehört die Beretta mir“, fügte ich wie ein trotziges Kind hinzu.

Er legte die Waffe hin und schubste sie lässig die Theke entlang, allerdings nicht bis in meine Griffweite. „Ich brauche sie nicht mehr“, sagte er. Aus der Sakkotasche zog er eine andere Pistole hervor und richtete sie auf mich. „Laß ihn los!“

Ich stieg von dem Strandmeister herunter. José stellte sich mühsam auf die Beine und taumelte zur Bar. Mit einer Hand hielt er sich die Nase, mit der anderen krallte er sich am Tresen fest, um nicht umzufallen. Hatte ich den wirklich so schwer erwischt?

Rockets Sakko saß jetzt besser. Seine Pistole war ein Mörser. Wenn ich mich nicht täuschte, war es eine russische 11 mm Nagajew. 18 Schuß, ohne nachladen zu müssen. Dasselbe schwere Kaliber, das ich aus Celinas Haustür gekratzt hatte.

„Hast du im Haus in Miramar auf uns geschossen?“ fragte ich. „Ja.“ Er antwortete viel zu ruhig.

„Und wen solltest du treffen?“

„Die Frau.“

„Warum die Frau?“

Er zuckte die Achseln. „Auftrag.“

„Warum hast du die Österreicherin umgebracht?“ fragte ich.

„Seit wann weißt du, daß ich es getan habe?“ fragte er zurück.

„Ich habe zuerst gefragt“, beharrte ich.

Er legte das Kinn auf die Schulter der Gelben. Die Hand mit der Nagajew schob er unter ihrem Arm durch. Er redete am Kopf des Mädchens vorbei, als würde er eine Schnurre aus seinem Leben erzählen. „Es geht wohl um den Film, der eine unangenehme Schießerei an der Playa zeigt, und die Kleine hat Zicken gemacht, ihn herauszurücken. Mein Auftrag war, sie und den Film beiseite zu schaffen. Ich mußte aber zuerst wissen, wo der Scheißfilm steckte. Wenn er verschollen blieb, war's auch okay. Er durfte nur nicht in falsche Hände gelangen. Dann bist du plötzlich auf der Bildfläche erschienen, das war nicht ausgemacht. Hat mein Honorar gleich verdoppelt. Aber okay, die Kleine hat dir gesagt, wo der Film ist, damit war sie überflüssig geworden. Jetzt mußte ich nur noch warten, bis du den Film hast. Ich wollte dich etwas zur Eile treiben, deshalb hab ich dir das mit der Dreherlaubnis im Strandhaus erzählt.“

Es hörte sich widerlich an. „Warum hätte sie mir sagen sollen, wo sie den Film hat? Und warum diese Panik?“

„Ich wußte zwar, daß du auch angeheuert bist, kannte aber deinen Auftrag nicht. Mein Boß dachte, du solltest sie und den Film aus dem Land schaffen. Weil du ja auch Österreicher bist. Also hätte ich alles erledigen sollen, bevor du hier im Hotel aufkreuzt. Ich fand nur diesen verdammten Film nicht. Daher habe ich es anders gemacht und gewartet, bis sie dir gesagt hat, wo sie ihn versteckt hat.“

Wir waren beide zur gleichen Zeit auf dieselbe Person angesetzt gewesen, allerdings mit gegensätzlichen Aufgaben. Er entledigte sich seiner schneller.

„Sie hat es mir gar nicht gesagt.“

„Nein?“

„Nein.“

Er zuckte die Achseln. „Aber jedenfalls hast du den Film.“

„Du sagst es. Ich habe den Film.“ Ich betonte es noch einmal:
„Ich! Ich habe den Film.“

„Okay, okay“, machte er. „Ich werde ihn schon kriegen von dir. Warum, glaubst du, haben die mich geholt? Ich bin einfach besser als die Kubaner.“

„Brutaler, nicht besser. Und sobald du den Film hattest, solltest du alle Spuren beseitigen. Doris, Odalys und mich.“

„Stimmt. Wenn diese Odalys die Schwarze war.“

„Weißt du, daß diese Schwarze, wie du sagst, mit der ganzen Sache praktisch nichts zu tun hatte? Sie wußte nicht einmal etwas von einem Film. Die habt ihr völlig unnötig umgelegt.“

Er zuckte die Achseln. „Ich wollte auf Nummer sicher gehen.“

„Warum die Aktion mit dem Mann, den man mir ins Auto gelegt hat?“

„War nicht meine Idee. Jemand dachte, wenn man dir einen Mord anhängt, muß dich die Polizei verhaften, ob sie will oder nicht, und zumindest aus Kuba abschieben. Dann wärest du wenigstens aus dem Weg gewesen.“

„Warum wurde ich zusammengeschlagen? Nur wegen des Fotos?“

„War auch nicht von mir. Da mußt du ihn fragen.“ Dabei deutete er mit dem Kopf auf José. „Ich denke, sie meinten, du würdest es mit der Angst zu tun bekommen und wieder abhauen. Ich sagte ihnen, daß man uns mit so etwas nicht vertreiben kann.“

Danke für die Blumen. Es kam mir geradezu ungeheuerlich vor, daß er mich für seinesgleichen hielt. „Und was sollte die Aktion in der San Rafael? Drei Tote, und es hat nichts gebracht.“

„Typisch kubanischer Pfuscher“, sagte er. „Die wollten dich und den Bodyguard der Blondine gleichzeitig, lebend und mit dem Film. Ich sage immer, laß dich nie mit einem Ge-

heimdienst ein. Lauter Dilettanten! Ich habe mich sehr geärgert darüber.“

Seine Kaltschnäuzigkeit war ätzend. Aber er hatte die schwere Automatik in der Hand. Und ich die Tschechow hinten im Hosensbund.

Sein Blick glitt zur Bartür hinter mir. Und sofort wieder zurück. „Jetzt sag’ endlich, wie du darauf gekommen bist, daß ich die Kleine verabschiedet habe“, sagte er schnell.

„Daran gedacht habe ich, seit ich festgestellt habe, daß du gar nicht hier im Hotel wohnst. Mir hat nur dein Motiv gefehlt. Aber seit ich weiß, daß du weder mit der Flucht noch mit dem Massaker etwas zu tun hast, weil du zu dem Zeitpunkt gar nicht in Kuba warst, brauchte ich kein Motiv mehr. Du bist ein Auftragskiller. Den Beweis hast du mit deinem Feuerzeug selbst geliefert. Du hättest hier in der Bar mit dem Zippo nicht angeben dürfen. Weißt du nicht, daß wir uns unauffällig verhalten müssen? Ganz abgesehen davon, daß die Tricks uralte sind. Und dann hättest du es nicht bei Odalys im Auto zurücklassen dürfen. Die Leute vom DSE haben es.“

„Pha, DSE“, machte er. „Auch nur ein Geheimdienst!“

Er mußte die Gelbe jetzt fester halten. Ich verstand sehr gut, warum sie immer wieder zur Glastür schaute. Ich wollte mich nicht umdrehen. Aber ich hätte wetten können, daß der kleine *mulato* dort stand. Rafael mußte sich noch draußen in der Halle befinden, denn ich hätte den Sturm gehört, wäre er hereingekommen. Mit ihm hatte ich sowieso gerechnet, seit das andere Mädchen wegelaufen war. Es hatte ihm gesagt, daß ich bereits in der Bar war.

Rocket behielt seine Augen besser in der Gewalt. Er hatte nur einen einzigen schnellen Blick zur Glastür geworfen.

José lehnte zwischen uns und stierte auf die Beretta, das Blut tropfte ihm aus der Nase. Ich sah, wie er seine Hand langsam zu der Pistole vorschob. Junge, paß auf, die Waffe ist heiß!

„Und du hast geglaubt, ich wohne im Colina?“ Der Kanadier

wollte mich ablenken. Seine Hand mit der Pistole ging aber langsam nach unten. Eine Nagajew ist schwer.

„Anfangs ja“, sagte ich. „Jetzt weiß ich, daß du in Doris’ Zimmer gewartet hast, bis sie nach oben kam. Und ich habe gerätselt, welchen tieferen Sinn es hatte, daß ihr sie an der Playa Santa María abgelegt habt. Dabei waren es rein praktische Gründe. Du wohnst im Marazul und wolltest zum Frühstück zurück sein, und José mußte wieder zur Arbeit ins Strandhaus.“

Mir blieb nicht mehr viel Zeit. José hatte die Beretta mit der Hand erreicht. Er würde sich umdrehen und schießen. Der Film kümmerte ihn nicht, der war Sache des Kanadiers. Und ich konnte nichts tun, weil Rocket mich in Schach hielt. Außerdem wußte ich nicht, was Rafael draußen beabsichtigte und ob er durch die Glastür meine Pistole hinten im Hosenbund schon registriert hatte.

Auch Rocket packte langsam die Nervosität. Sein Arm wurde müde. Die Gelbe versuchte immer noch, sich aus seiner Umklammerung zu befreien. „Job ist Job“, sagte er in einem Ton, an dem man sich erkälten konnte. „Wo hast du den Film?“

„Tja, nun hast du gewonnen“, sagte ich mit trauerumflorter Stimme. „Er ist im Sakko.“ Ich deutete mit dem Kopf auf mein Oberbekleidungsstück, das neben José über dem Barhocker hing.

„Dann gib ihn mir“, befahl er. „Aber ohne Theater, okay?“

Ich hob die Hände und machte drei ganz langsame Schritte auf den Hocker zu. Der Lauf von Rockets Kanone folgte mir jeden Millimeter. Wenn José sich vorher umdrehte und schoß, war’s aus. Aber der Strandmeister mit der gebrochenen Nase wartete. Er war kein Revolvermann wie Rocket. Er wartete, bis ich direkt neben ihm stand, bevor er schoß. Vielleicht fürchtete er, mich sonst zu verfehlen.

Endlich war ich beim Hocker. Ich bückte mich nur leicht nach dem Sakko. José befand sich jetzt exakt in der Linie zwischen Rocket und mir. Ich spürte einen gewaltigen Luftzug auf meinem

Rücken, hörte den Sturm aufheulen. *Maravilloso*, Rafael war auch hereingekommen.

Es ging alles sehr schnell. Selbst nachher, als ich das ganze noch einmal vor meinem geistigen Auge vorbeiziehen lassen wollte, war es mir nicht möglich, die einzelnen Schritte zu rekapitulieren. Im selben Moment, in dem sich José die Beretta griff und zu mir drehte, fetzte ich mit beiden Händen mein Sakko in die Höhe, preßte es ihm aufs Gesicht und drückte seinen Arm nach oben. Sein Schuß schlug in die Decke. Mit demselben Atemzug riß ich ihn an den Schultern vom Hocker und um mich herum, während ich gleichzeitig in die Knie ging. Der wog gern seine 100 Kilo, aber er war zwischen mir und der Tür und deckte mich gegen Rafael.

Gleich darauf noch zwei Schüsse. José, mein Sakko vorm Gesicht, hatte noch einmal abgedrückt, ohne etwas zu sehen. Das war's, Junge, dein letzter Schuß. Und er hatte nur die Klimaanlage getroffen. Eine Reparatur war sowieso längst fällig. Schickt die Rechnung an meine Haftpflichtversicherung.

Der zweite Schuß kam von dem Mulatten. Ich spürte, wie die Kugel in Josés Rücken schlug. Siehst du, die Nasenoperation können wir schon sparen. José warf die Arme in die Höhe und kippte vornüber. Rafael hatte im selben Augenblick abgedrückt, in dem ich José um mich herumdrehte und mich fallen ließ.

Ich stieß den Toten samt meinem Sakko weg und rollte mich am Boden zu den Tischen hin. Ich fragte mich, warum Rocket nicht von seiner Kanone Gebrauch machte. Vermutlich konnte er nicht, weil ihn die Gelbe mit ihrer Rangelei beschäftigte. Aber ich kam endlich an meine Pistole heran, spannte im Rollen den Hahn. Ich wußte nur nicht, nach welcher Seite ich mich wenden sollte. Der Kanadier stand links am Tresen, der Mulatte rechts an der Tür. Immer zwei gegen einen, das war ja schon fast wie beim Handball.

Wieder Schüsse, drei, vier. Ich sah die Blitze, bevor ich ihren Knall vernahm. Die Explosionen folgten aufeinander wie das

Rattern eines Maschinengewehrs. Der Mulatte drückte ab, ohne zu zielen. Das waren alles keine Profis, denen hatte man einfach ein Schießseisen in die Hand gedrückt und fertig. Ich warf mich nach links, nach rechts. Einmal mußte er mich erwischen, obwohl er nur wild umherschöß. Er brauchte doch nur einmal zu warten und zu zielen. Wahrscheinlich hatte er selbst Angst. Die Kugeln zersplitterten den Fliesenboden, Querschläger spritzten hoch. Eines der großen Glasfenster ging mit einem Knall zu Bruch. Der Sturm heulte herein, mischte sich in den Lärm des Gemenges, wirbelte Glasscherben, Tücher und Rechnungszettel auf, fegte leere Gläser von der Theke.

Die Gelbe schrie gellend und kämpfte mit dem Kanadier, der sie nicht loslassen wollte. Aber so konnte er seine schwere Pistole nicht in Anschlag bringen. Zwei Barhocker fielen um. Ich schwang die Tschechow in Rockets Richtung, konnte aber ebenfalls nicht abdrücken, das Mädchen stand in der Schußlinie.

Da erscholl von rechts, von einem Windstoß fast verschluckt, ein Ruf: „*¡Profesor! ¡Atención!*“ Ich warf mich auf die andere Seite, hob den Kopf. Gleichzeitig zwei, drei Blitze aus der Pistole des Mannes, der in der offenen Tür stand. Die Kugeln stießen den Mulatten um die eigene Achse und nach hinten über einen Tisch. Er ließ seine Waffe fallen, griff mit beiden Händen nach einem Halt in der Luft. Dann fiel er samt Tisch zur Seite.

In derselben Sekunde schoß auch Rocket. Die Schüsse aus seiner Nagajew dröhnten wie dumpfe Hammerschläge. Sie schleuderten den Mann in der Tür herum und drückten seinen Körper gegen den Türflügel. Das Glas splitterte noch, als er bereits am Boden lag.

Ich war wieder auf den Beinen, den Lauf der Tschechow in die Richtung des Kanadiers. Mädchen, verdammt, geh aus der Schußlinie! Endlich. Die Kleine hatte sich losgerissen. Rocket schwang ihr seine Kanone nach wie ein Gefängniswärter, der einen fliehenden Häftling abschießen will. Da drückte ich ab. Der Kanadier

drehte die Pistole zu mir. Ich schoß noch einmal. Rocket hatte nicht mehr die Kraft abzudrücken. Seine Augenbrauen standen schief zueinander und machten aus seinem Narbengesicht eine höhnische Maske. Im Fallen versuchte er, sich am Tresen festzuklammern. Am Holz entlang glitt er nach unten, bevor sein Körper am Boden aufschlug.

Danach war es beklemmend ruhig. Nicht still, nur seltsam ruhig. Die Klimaanlage schepperte immer noch. Der Sturm jaulte durch das zerbrochene Fenster herein und durch die geborstene Glastür hinaus in die Lobby. Die Gelbe kauerte am Boden und heulte. Der Graue richtete sich hinter dem Tresen auf, hinter den er sich nach den ersten Schüssen geduckt hatte.

Ich hielt die Pistole mit beiden Händen nach unten und ging vorsichtig zu Rocket. Er war tot. Ich hatte ihn vermutlich beide Male ins Herz getroffen, zuerst etwas seitlich, dann frontal.

Auch José war tot. Herzschuß durch den Rücken. Ich hatte den Strandmeister genau in die Kugel des Mulatten gedreht. Eine halbe Sekunde vorher, und sie hätte mich in den Rücken getroffen.

Während ich zur anderen Seite der Bar ging, mußte ich mich mit den Armen am Tresen stützen. Ich war erschöpft, und der Wind, der auch hier drinnen nichts von seiner Kraft verloren hatte, versuchte, mich umzuwerfen.

Rafael war von mehreren Kugeln getroffen, eine davon in den Kopf. Da gab's nichts mehr.

Vor dem Mann in der Tür ließ ich mich auf die Knie nieder, berührte ihn. An seiner Halsschlagader spürte ich, daß es auch mit ihm vorbei war. Jesús hatte nicht auf mich achten und mich warnen, auf den Mulatten schießen und sich gleichzeitig vor Rockets Schüssen decken können. Er lag ausgestreckt in den Splittern der zerbrochenen Glastür, die Waffe mit beiden Händen umklammert. Noch im Tod zeigte das Gesicht leidenschaftlich zornige Züge. „*Muchas gracias*“, sagte ich laut. Ich drückte ihm die Augen zu. Ein leiser Schauer durchlief meinen Körper. „Du hast dich

revanchiert“, fügte ich hinzu, „weil ich dir in der San Rafael das Leben gerettet habe. Ich habe es aber nicht von dir verlangt. Und Doris war nicht nur deine Sache. Deshalb danke ich dir, daß du mich gerettet hast. Aber Liebe und diese Art von Geschäft passen nicht zusammen, ich weiß das. Im Zweifelsfall sollte man die Liebe lassen. Wenn man kann.“ Ich dachte an Celina.

Ich war mir nicht sicher, ob er mich nicht doch noch hörte. Von irgendwo. Besser nicht vielleicht. Ich bin nicht so geübt im Halten von Grabreden. Aber wenn er katholisch war, sollte ihn der Papst persönlich einsegnen, das war er ihm schuldig, mindestens.

Seltsam, mir kam es vor, als hätte der Sturm nur gewartet, bis alles hier vorbei war und ich meine Rechnungen beglichen hatte. Plötzlich wurde es windstill. Der *norte* brach zusammen, um dem Gewitter Platz zu machen. Der große Regen würde einsetzen und die Verwüstung, die der Sturm anrichtete, auch noch überschwemmen.

In die Bar kam plötzlich wieder Leben. Der Graue drückte sich in seine Ecke. Die Chica in dem gelben Body stand vom Boden auf und strebte zur Tür. Ich registrierte das alles, noch bevor ich seine Stimme hörte: „Lassen Sie die Pistole fallen!“

Ich erhob mich, ganz langsam und bedächtig. Ich hatte darauf gewartet. Und ich war müde. Ich öffnete die Hand, mit der ich die Tschechow gehalten hatte. Die Waffe fiel polternd zu Boden. „Sie gehört sowieso Ihnen“, sagte ich.

García Marín stand vor mir und hatte mit beiden Händen eine Pistole auf mich gerichtet.

„Ist ja *maravilloso*“, sagte ich. Die Erschöpfung wich nach und nach der Wut. „Wo seid ihr denn die ganze Zeit gewesen? Das Hotel war gar nicht so geräumt, wie es ausgesehen hat. Wäre auch zu viel der Ehre gewesen für mich. Und wo ist Ihre Kommissarin? Ich wette, die ist auch in der Nähe. Hättet ihr nicht eingreifen können?“

„Sie wollten den Mörder. Sie haben ihn bekommen.“

„Und warum mußte er mit dem Leben bezahlen?“ Ich deutete auf den toten Jesús.

„Er starb, weil er Ihnen das Leben gerettet hat.“ Seine Stimme war belegt.

„Ich weiß, verdammt“, schrie ich ihn an, „und es wäre Ihnen lieber gewesen, ich wäre draufgegangen statt ihm. Aber hätten Sie es nicht verhindern können? Sie waren im Haus. Und draußen stehen auch Ihre Leute. Also warum nicht?“

„Das Hotel haben nicht wir geräumt, das war die Armee. Wenn die Polizei eingegriffen hätte, wäre es zur offenen Auseinandersetzung mit der Armee gekommen. Es wäre der Beginn des Bürgerkrieges gewesen, die Armee hat darauf gewartet. Im ganzen Land stehen die Einheiten bereit und warten auf das Signal aus Havanna. Dieser Sturm hätte das Land ins Chaos gestürzt. Ein solches Signal zu geben steht nicht in meiner Macht.“

Meinem Freund Armin Kogler hatte man in der kubanischen Botschaft in Wien weismachen wollen, einen García Marín nicht zu kennen. Ich wollte meine Vermutung bestätigt haben: „Sie sind der Direktor des Staatssicherheitsdienstes, richtig?“

„Ja, das ist allgemein bekannt.“

Ganz bestimmt. „Und Jesús war Ihr Mann, ebenfalls ein Mann des DSE?“

„Ja.“

„Wäre es dann nicht besser gewesen, Sie hätten auch ihm vom ersten Tag an gesagt, wer ich bin?“

„Das war nicht möglich. Er wollte die Señorita nicht verlieren. Ich hätte ihn von diesem Auftrag abziehen müssen. Aber er war zu versessen darauf, ihn weiterzuführen und in der Nähe der Señorita zu bleiben.“

„Deshalb haben Sie ihn festgehalten“, setzte ich fort, „damit er nicht auf eigene Faust einen Rachefeldzug unternimmt. Nach der Rauferei mit mir hier im Colina, aus purer Eifersucht, ist er gar nicht weggelaufen. Er hat vor dem Hotel gewartet, bis ich das

Haus verlassen hatte, statt sich um die Frau zu kümmern. So konnte er den Mord nicht verhindern und hat nur noch gesehen, wie Rocket und José die Leiche wegtrugen. Er folgte ihnen bis an die Playa Santa María, dann ist er in Panik zu mir ins Nacional gerannt und hat mir die Schuld gegeben. Er hat sogar recht gehabt. Ohne mich ...“, ich schluckte, „wäre Doris noch am Leben. Ich bin schuld an ihrem Tod. Und am Tod von Odalys. Und den anderen.“

„Wir alle sind schuld“, sagte er mit belegter Stimme. „Ich hätte die Señorita in Schutzhaft nehmen und abschieben müssen. Aber es schien mir für sie zu gefährlich. Hinterher ist man immer klüger.“ Er hielt kurz inne, bevor er weitersprach: „Jesús ist zu Ihnen ins Nacional gekommen, weil ich es ihm befohlen habe.“

So also war's. „Und Celina gehört auch zum DSE?“ Das war mehr eine Feststellung als eine Frage.

„Ja.“

„Wo ist sie?“

García Marín sagte nichts. Er sah mich nur an. Die Pistole hatte er leicht gesenkt. Da war plötzlich ein neuer Ausdruck in seinem Gesicht. Nicht möglich! Sollte da vielleicht ein Gefühl durchschimmern?

„Wo ist sie?“ schrie ich ihn an, unbeherrscht, panisch.

„Geben Sie mir jetzt den Film!“ sagte er schroff. Er richtete die Pistole gezielt auf mich. Sein Gesicht war wieder wie versteinert. Nicht einmal seine Augenbraue zog er hoch.

„Und wenn ich Ihnen den Film nicht gebe? Sie sind, wie Sie wissen, nicht sehr erfolgreich im Suchen“, sagte ich laut. Ich mußte mich beruhigen. Ich mußte sehen, wie ich da wieder rauskam.

„Dann erschieße ich Sie. Haben Sie den Film entwickelt?“

„Natürlich. Was glauben Sie denn?“

„Dann wissen Sie, was auf dem Film ist“, sagte er ungerührt, „und daß es uns nicht sehr schadet, wenn ich ihn nicht bekomme.“

„Solange er verschollen bleibt beziehungsweise nicht veröffentlicht wird“, ergänzte ich. „Sie glauben, daß Sie den Kampf gegen die Kommunisten auch so gewinnen werden. Raúl Castro ist ein Problem, das Fidel Castro ohnehin nur selbst lösen kann. Aber warum, zum Teufel, wollte Marchandy Lupo nicht, daß der Film veröffentlicht wird? Er hat doch das Massaker deshalb inszeniert.“

„Es war eine Aktion des militärischen Geheimdienstes. Der Film, den ein Agent aufgenommen hat, sollte einem amerikanischen Nachrichtenmagazin zugespielt werden. Nachdem er aber erfahren hatte, daß auch die Señorita einen Film aufgenommen hat, mußte er seine Absichten aufgeben. Er konnte das Risiko nicht eingehen, daß auch ihr Film veröffentlicht wird.“

„Was ist denn da drauf, das ihm nicht paßte?“

„Er selbst. Er war dabei in der Uniform eines Soldaten. Das hat uns die Señorita gesagt. Sie hat ihn erkannt und gefilmt. Daß er der Geliebte der Señorita war, wußten wir. Das reichte aber nicht, ihn zu stürzen. Mit dem Film hätten wir ihn als Volksfeind überführen können, weil er gegen die Richtlinien der Partei gehandelt hat. Sie wissen, daß zur selben Zeit *Su Santido* in Kuba weilte und wir uns davon eine Lockerung des Embargos erhofften. Bleibt der Film verschollen, werden wir andere Wege finden.“

Also er selbst. Das konnte ich auf den kleinen Negativen mit freiem Auge nicht erkennen. „Woher wußte er denn überhaupt, daß Doris Donhauser an der Playa war und ihn gefilmt hat?“

„Sie hat es ihm selbst gesagt. Sie stellte ihn vor die Alternative: Wenn er die Bilder von dem Gemetzel veröffentlichen läßt, würde sie ihren Film nach Europa bringen und dort publizieren.“

„Hat Doris gewußt, daß die Leute fliehen wollten? Oder hat sie wirklich geglaubt, nur eine Liebesbotschaft zu überbringen?“

„Sie glaubte an eine Liebesgeschichte, hatte dann aber Zweifel. Deshalb kam auch sie in dieser Nacht an die Playa. Wir haben sie unter dem Verdacht der Beihilfe zur Landesflucht festgenommen, und sie hat uns alles erzählt. Ich glaubte ihr. Sie war schon vier

Wochen vorher nach Kuba gekommen, um eine Reportage über den Besuch des *el Padre Santo* vorzubereiten, mußte ihre Arbeit dann aber einstellen. Sie war eine gute Journalistin.“

„Das macht sie glücklich“, blaffte ich. „Und woher wußten Sie von dem Film?“

„Das DSE weiß alles. Wir hatten nur nicht die Macht, gegen den militärischen Abschirmdienst vorzugehen, der unter dem direkten Schutz von Verteidigungsminister Raúl Castro steht. So konnten wir auch das Massaker nicht verhindern.“

„Ich versteh's noch immer nicht ganz. Warum hat Doris Donhauser Ihnen den Film nicht gegeben? Daß sie ihn nicht Marchandy gegeben hat, begreife ich. Sie hat ihn mit ihrem Film erpreßt, den seinen zu vergessen. Sie wußte, was der Film für Folgen gehabt hätte, für Kuba und den Vatikan. Aber Ihnen hätte sie ihn doch geben können.“

García Marín sah mich lange an, bevor er antwortete. „Sie war eigensinnig. Sie konnte sich nicht überwinden, etwas gegen ihren Liebhaber zu tun. Die Veröffentlichung seines Filmes verhindern, das ja, aber ihm selbst schaden, dazu konnten wir sie nicht bewegen. Sie hat bis zuletzt gehofft, er würde seine politische Meinung ändern. Das war auch der Grund, weshalb sie Kuba nicht wirklich verlassen wollte. Hätte sie es gewollt, würde sie einen Weg gefunden haben. Aber die Señorita wäre, solange sie den Film besaß, ständig in Lebensgefahr gewesen.“

„Das brachte Sie auf die Idee, sie durch eine unauffällige Person herauschaffen zu lassen. Wie kamen Sie denn auf mich?“

„Sie sind – Sie haben einen guten Ruf.“

„*Muchas gracias*. Und ich würde auch gleichzeitig aufpassen, daß ihr nichts passierte.“

„Die Señorita war hier in Kuba in größerer Gefahr.“

„In der sie umgekommen ist“, fuhr ich ihn an. „Warum haben Sie eigentlich diese blöden Versionen von Unfall oder Selbstmord verbreitet? Es haben doch sowieso alle gewußt, daß es Mord war.“

García Marín schüttelte den Kopf. „Je weniger davon wußten, desto größer die Chance, daß sich die Angelegenheit beruhigte. Vor allem Rom sollte es nicht erfahren. Gewisse Leute im Politbüro wollen es zur Revolution kommen lassen, um sie blutig niederzuschlagen und die alten Strukturen wieder aufzubauen. Wir aber wollen Unruhen vermeiden. Wir setzen auf Zeit und auf Reformen.“

„Zu diesen gewissen Leuten gehört auch Marchandy Lupo. Anfangs haben ihm die tendenziösen Geschichten genützt, die Doris Donhauser über Kuba geschrieben hat. Vielleicht hat sie damit sogar dazu beigetragen, daß er einen so hohen Posten erklimmen konnte. Aber dann kam die Nacht an der Playa. Da sind ihr die Augen aufgegangen. Spät, aber doch. Und Marchandy hat einsehen müssen, daß er den Film nicht bekommen wird. Da ist ihm auch das Verhältnis mit ihr zu gefährlich geworden. Er wollte sie samt Film beseitigen und hat einen Berufskiller kommen lassen. Warum einen Ausländer? Hat er nicht genug eigene Leute bei der Abwehr?“

„Ein Ausländer fliegt wieder ab. Der Auftraggeber ist nicht so leicht erpreßbar. Jemanden aus seinen eigenen Reihen damit zu beauftragen, konnte er sich nicht leisten. Er wußte, daß wir seit dem Massaker alle Aktionen des militärischen Dienstes beobachteten.“

„Warum nicht Arroyo Gómez? Der ist auch Ausländer.“

„Der Geschäftsträger von Nicaragua ist ein fanatischer Sandinist, aber kein Verbrecher.“

„Was hat denn Marchandys Tochter damit zu tun gehabt?“

„Nichts. Sie wußte nicht, was ihr Vater beabsichtigte.“

Das dachte ich auch. „Und warum haben Sie mir nur Hinweise auf den Kanadier gegeben? Warum nicht gleich seinen Namen?“

„Die Hinweise sollten eine Warnung für Sie sein. Wir hatten keine Beweise gegen Señor Rocket.“

„Das waren Ihre Leute in der Wohnung in Wien, richtig? Die haben schlecht recherchiert. Doris hatte keine Eltern mehr.“

„Unsere Leute in Wien haben diesen Fehler gemacht“, bestätigte er. „Sie hatten aber sehr wenig Zeit. Sie mußten die geeignete Person suchen und gleichzeitig über die Señorita die wichtigsten Daten herausfinden. Wir haben in Österreich keinen – Informationsring aufgebaut.“

Wie beruhigend! „Und die geeignete Person war ich. Sie wußten also vom ersten Moment an, wer ich bin und was ich hier mache. Sie haben damit gerechnet, daß es länger dauern wird, und haben mir rechtzeitig genügend Geld überwiesen. Das war wirklich sehr anständig von Ihnen. Aber warum haben Sie mir nicht gleich vom Anfang an gesagt, um was es geht? Warum das Theater mit dem Kokain?“

„Hätten Sie weitergemacht, wenn Sie Bescheid gewußt hätten?“

„Nein.“

„Eben.“

García Maríns Logik war umwerfend. „Die Polizisten in der Bar hier waren auch Ihre Leute“, setzte ich meine Schlußfolgerungen fort. „Die waren instruiert, daß sie mir nichts tun sollen. Dann kam aber der Mord dazwischen, weil Jesús nicht auf seinem Posten geblieben ist. Also sollte ich wieder heimfahren, meine Mission war hinfällig geworden. Dann aber dachten Sie, da ich nun schon einmal ein so großzügiges Honorar erhalten hatte, sollte ich auch etwas tun dafür und wenigstens den Film herbeischaffen. An Doris Donhauser und dem Film war sogar Ihr Geheimdienst gescheitert.“

Weil er schwieg, wußte ich, daß meine Überlegungen stimmten.

„Nachdem Sie Jesús zu mir ins Hotel geschickt hatten, warteten Sie an der Playa, bis ich kam. Sie wußten, daß ich kommen würde. Deshalb hat mich auch keiner gefragt, was ich da wollte. Auch Celina hat auf mich gewartet. Das Haus in Miramar war extra für mich adaptiert worden. Celina hat ein Spiel mit mir ge-

spielt. Sie wußte genau Bescheid, auch über Marchandy, und hat mich die ganze Zeit über zum Narren gehalten.“ Es tat weh, das zu sagen.

„Nein, Señor“, sagte er. Er blieb ganz ruhig dabei. Zu ruhig. „Es ist richtig, daß sie Ihnen die Unwissende vorspielte. Das mußte sie tun. Aber sie hat Sie wirklich geliebt. Als ich das merkte, wollte ich sie abziehen. Doch sie hat mich überzeugt, daß sie der Sache und ...“, er hielt kurz den Atem an, „... Ihnen besser dienen konnte, wenn sie bei ihrer Rolle blieb. Obwohl sie in immenser Gefahr war. Sie wollte Ihnen helfen. Und sie vertraute Ihnen. Auch Ihre neue Waffe und daß Sie nach Österreich ausreisen durften, hat sie durchgesetzt. Sie hatte einen sehr hohen Rang im DSE.“

Hatte? Wieso hatte? Daß sie mir die problemlose Aus- und Wiedereinreise ermöglichte, wußte ich sowieso. Es war zu offensichtlich gewesen. „Und Sie wollten, daß ich bei dem Auftrag ums Leben komme.“

„Ja.“

„Weil Celina Ihre Frau ist.“

Er hatte sich in der Hand. Nur die linke Augenbraue zog er in die Höhe. „Ich wußte nicht, daß Ihr Europäer so moralisch seid.“ Das sollte zynisch klingen, tat es aber nicht.

„Sie lieben Sie noch immer!“

Er blieb stumm, unbeweglich. Aber seine Fassade aus Stolz und Überheblichkeit zerbröckelte. Ich konnte seine Gedanken sehen. Und ich konnte ihn nicht einmal hassen dafür. Er war ja doch fähig zu einem Gefühl. Das hatte ich nicht für möglich gehalten.

Sekundenlanges Schweigen. Dann sagte ich: „Sagen Sie mir nur noch eines. Wer hat die Flucht verraten? Doris oder Odalys?“

„Die Frau des Flüchtlings selbst. Sie wollte sich an Odalys rächen. Man hatte ihr versprochen, sie und die Kinder laufen zu lassen und den Mann nur festzunehmen und einzusperren.“

Ich nickte. Ich sah ihm in die Augen, als ich einen Schritt auf ihn zuging. „Es ist sowieso zwecklos. Ich gebe Ihnen den Film.“

Langsam, mit gesenktem Kopf, begann ich, die Filmkapsel aus der engen Seitentasche der Jeans herauszuschälen. Ich drehte mich dabei mit der linken Schulter ganz zu ihm. Er verfolgte jede meiner Handbewegungen, mußte sich dazu aber etwas vorbeugen. Endlich hatte ich den Film aus der Tasche.

Ich sah García Marín in die Augen, als ich ihm die kleine schwarze Kapsel hinhielt. Er hatte bis jetzt seine Pistole mit beiden Händen gehalten. Jetzt legte er sie in eine Hand, wollte mit der anderen den Film nehmen. In diesem Moment stieß ich ihn mit der Schulter zur Seite und schlug ihm von unten die Waffe aus der Hand. Ich bückte mich blitzschnell nach meiner Tschechow und richtete sie auf ihn.

„Ich sagte Ihnen doch, ob Sie den heutigen Tag überleben, hängt davon ab, wie schnell Sie sind.“

Er taumelte, von meinem Stoß aus dem Gleichgewicht gebracht, faßte aber schnell wieder Fuß. Ich merkte, wie er sich vorneigte und die Entfernung zu seiner Pistole am Boden abschätzte.

„Und jetzt genug“, kommandierte ich. „Den Film gegen Celina.“

Er richtete sich auf. „Ich kann Ihnen Celina nicht geben.“

„Warum nicht?“

Er sagte nichts.

„Ist sie tot?“ Ich hörte mein Herz schlagen.

Endlich antwortete er: „Wir wissen es nicht. Als Sie am Sonntag früh nicht im Hotel Nacional erschienen, dachten wir, es sei Ihnen etwas zugestoßen. Daraufhin habe ich Celina befohlen unterzutauchen. Sie bekam eine neue Identität und eine Wohnung in Santiago de Cuba. Das war lange vorher vorbereitet. Sie mußte so lange vor dem militärischen Geheimdienst in Sicherheit bleiben, bis wir wußten, was mit Ihnen passiert war und ob die Armee Sie als Vorwand benutzte, um loszuschlagen.“

„Und?“ fragte ich.

„Sie ist in Santiago nie angekommen.“

Ich sah ihn an. Ich wußte nicht, was in mir vorging. Es war für mich alles plötzlich so leer geworden. So sinnlos.

Ich warf die Pistole auf den Boden. Ich warf sie einfach weg. Einfach so. Dann hielt ich ihm die offene Hand hin mit dem Film. „Nehmen Sie den Film“, sagte ich. „Ich wünschte, er würde Ihnen helfen. *Lo mejor para Cuba.*“

Ich saß im Flugzeug. Die Triebwerke surrten monoton Europa entgegen. Ich hatte die letzte Ausgabe der Zeitung „Granma“ vor mir. Granma, Großmutter, benannt nach der Yacht, mit der Fidel Castro mit 81 Mitkämpfern am 2. Dezember 1956 auf Kuba gelandet war. Der Beginn der großen Revolution.

Ich las: *„In einer von Máximo Líder Fidel Castro einberufenen Sondersitzung des Politbüros der Kommunistischen Partei Kubas wurde Javier Marchandy Lupo aus der Partei ausgeschlossen. Er wird sich vor einem Revolutionsgericht verantworten müssen. Der Kandidat zum Politbüro, Generaloberst Joseíto García Marín, Professor für Strafrecht und Director des Departamento Seguridad del Estado, wurde als Vollmitglied in das Politbüro aufgenommen.“*

Überrascht ließ ich die Zeitung sinken. Joseíto García Marín war bereits Kandidat des Politbüros gewesen. Und Generaloberst wie Marchandy. Und Professor für Strafrecht! Ich nickte. Er war wohl noch besser, als ich ohnehin schon angenommen hatte. Hätte man mir auch sagen können. Aber mir sagt ja keiner was.

Während García Marín als Politbüromitglied nun noch mehr Möglichkeiten hatte, auf Kubas weitere Entwicklung einzuwirken, drohte Marchandy, bereits aller Titel entkleidet, die Todesstrafe. Lebenslang in einer Todeszelle wäre mir angemessener erschienen.

An anderer Stelle der Zeitung las ich: *„Der Geschäftsträger der Republik Nicaragua in Cuba, Arroyo Gómez, wird auf Weisung seiner Regierung nicht mehr nach Havanna zurückkehren. Bis zur Wiederherstellung normaler diplomatischer Beziehungen mit der*

Regierung von Nicaragua bleibt die Geschäftsstelle mit dem Sekretär besetzt.“

Arroyo Gómez mußte sich also einen neuen Job suchen. Oder er ging ins Ausland und unterstützte andere Revolutionen. Wie der asthmakranke argentinische Medizinstudent und spätere Berufsrevolutionär Ernesto Che Guevara, der es zum zweitmächtigsten Mann Kubas brachte, aber ruhelos blieb, bis er schließlich in Bolivien gefangen und in der Nacht des 10. Oktober 1967 in dem kleinen Nest Vallegrande erschossen und verscharrt wurde; seit Juli 1997 ruhten seine Gebeine nun in Santa Clara, in der Stadt, die er für Fidel Castros Revolution eroberte.

Die Zeit war wieder reif für Revolutionen. Wieder? Nein, noch immer. Von Mexiko bis zum Kap Horn. Schuld daran waren nicht die Berufsrevolutionäre.

Ich lehnte mich zurück. Wie auch immer, Kuba ging in eine bessere Zukunft. Ich spürte so etwas wie Befriedigung. Ich fühlte mich freier, befreit von etwas, das ich vorher nicht empfunden hatte. Richtig freuen konnte ich mich aber nicht.

Ich dachte an Celina. Ich stellte mir vor, ich würde sie wiedersehen. Sie war nicht tot, sie hielt sich bloß versteckt. Oder sie war geflüchtet, statt nach Santiago zu fahren. Nach Miami vielleicht. Und eines Tages würde sie nach Österreich kommen. Das wollte sie doch so gern. Ich wollte es auch.

Ich nahm wieder die Zeitung. *„Der Hurrikan, der Kuba vergangene Woche heimgesucht hat, war der schlimmste dieses Jahrhunderts und hat schwere Schäden verursacht. Mehr als 1000 Häuser wurden zerstört, 36 000 Häuser und 35 000 Wohnungen schwer beschädigt. Die Altstadt von Havanna wurde überflutet und stand mehrere Tage unter Wasser. Ein Großteil der für den Export bereitstehenden Ernte, vor allem Tabak, Zitrusfrüchte und Bananen, wurde vernichtet. Mit den Reparaturarbeiten an den vom Sturm und der Springflut beschädigten Gebäuden ist bereits begonnen worden ...“*

Überall hatten sie mit Reparaturarbeiten begonnen. Nicht nur

an den Häusern. Und ich würde nach Kuba zurückkehren. Eines Tages, wenn die Revolution vielleicht wirklich zu Ende war. Mit Celina. Ich wußte das.

Ich wußte nur nicht, wann das sein würde. Manche Revolutionen dauern so entsetzlich lang. Und manche enden nie.

